rm.
40
12

C T

Ligem. 440 v
(2

In media classe Grammatices
Praemium ex Linguae latinae exercitiis,
explicando, et vertendo tulit

Ingenuus atque honestus juvenis
Franciscus de Paula Niggl Mauerkirchensis
Bojusq.

Dictis fidemq. Tegnsii 24. Aug. 1794.

5 M

P. Bened. Dusch O.S.B.
Gram. prof. mppr.

Die Schönheit der deutschen Sprache

in verschiedenen Mustern aus klassischen Schriftstellern, für Leute, welche die ganzen Werke derselben nicht lesen wollen.

Gesammelt und herausgegeben
von
M. Hieron. And. Mertens,
Rektor des Annäums in Augsburg und Bibliothekar.

Zweytes Bändchen.

Zwote verbesserte und vermehrte Auflage.

Augsburg,
bey Eberhard Kletts sel. Wittwe und Franck,
1786.

A 158/113

Wie selig sind die Staaten, beherrscht vom Menschenfreunde.
Wo Wissenschaften blühen!

Dusch.

...rische
...bliothek
M...CHEN

Chrestomathie der deutschen Sprache in verschiedenen Mustern aus klassischen Schriftstellern.

Gesammelt und herausgegeben

von

M. Hieron. Andr. Mertens,

Rektor des Annäums in Augsburg und Bibliothekar.

Zwote verbesserte und vermehrte Auflage.

Augsburg,

bey Eberhard Kletts sel. Wittwe und Franck,

1786.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erinnerung

für das zweyte Bändchen.

Das hier folgende zweyte Bändchen meiner prosaischen Chrestomathie hat die Bogenzahl des ersten Bändchens überschreiten müssen, weil die darinn enthaltenen Stücke nicht abgekürzt werden sollten. Die Bändchen können auch einzeln verkauft werden. Doch ist der Preis derselben, wie mich dünkt, für Lehrlinge niederer Schulen nicht so hoch, daß er sie abschrecken sollte, beyde Bändchen sich anzuschaffen. Meine Erfahrung hat mir die Nothwendigkeit deutscher Chrestomathien für diese Klasse von Lesern sattsam bewiesen. Denn es ist ausserordentlich, was jezt auf Schulen von solchen Leuten durch einander gelesen wird, die sich noch, aus Mangel fester Grundsätze, von jedem Winde treiben lassen, der sie anbläßt.

Erinnerung.

Ich würde noch einige Schriftsteller benützt haben, wenn es der Schranke dieses Bändchens erlaubt hätte. Diesem, wiewohl unschädlichen Mangel abzuhelfen, ist der Herr Verleger entschlossen, bey günstigen Umständen, sowohl der poetischen, als auch der prosaischen Chrestomathie, noch ein Bändchen beyzufügen. Man schmeichelt sich indessen auch mit diesen Stücken den vorgesetzten Zweck nicht verfehlt zu haben. Um dem Gebrauch dieses Buchs zu vervielfältigen hat die Verlagshandlung doppelte Titel drucken lassen, und verkauft jeden Theil appart. Binnen zwey Jahren wird auch der schon geraume Zeit her sich vergriffene hodegetische Entwurf einer vollständigen Geschichte der Gelehrsamkeit, ganz umgearbeitet in neuer Gestalt erscheinen.

Inhalt.

Inhalt.

Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Johann Heinrich Ernst von Bernstorf. Seite 1
Traum des Galiläi von Engel. = 51
Etwas von Höltys Charakter. = = 60
Lobschrift auf Winkelmann von Chr. Gottl. Heyne. = = = 75
Iselins Geschichte der Menschheit. Seite 97
Zimmermanns Nationalstolz. = = 112
Johann Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums. = = 127
Abhandlung über die Evidenz in Metaphisischen Wissenschaften, welche den von der Königlichen Akademie der Wissenschaften auf das Jahr 1763 ausgesetzten Preis erhalten hat, von Moses Mendelssohn aus Berlin. 153
Ueber die deutschen Mundarten und beyden Hauptdialekte, von Johann Christ. Adelung. 247

Der

Inhalt.

Der junge Gelehrte. Ein Lustspiel in zwey Aufzügen von Gotthold Ephraim Leßing. Seite 267

Was ist Wahrheit? von Wieland = 347

Von Kaufleuten, aus dem Preußisch. Gesetzbuch. = = = 358

Aus der allgemeinen Weltgeschichte für Kinder von Johann Matthias Schröckh. = 378

Erinne-

Erinnerungen
aus dem
Leben des Grafen
Johann Hartwig Ernst von Bernstorf (*).

Ich wünschte Bernstorf zu schildern, wie er einst vor dem Gerichte der Nachwelt erscheint, wann kein Lob und keine Verläumdung mehr täuscht, wann die Zeit alle Stimmen gezählt und gewogen und seinen Werth berichtiget hat, wann die Folgen seiner Thaten allein für ihn zeugen.

Alsdann, ich darf es erwarten, wird ein dankbares Volk ihn segnen, dessen Väter er glücklich machte, und erleuchtete Monarchen werden, zum Lohn ihrer Sorgen, einen Diener wie ihn, von der Gottheit erflehn.

Aber Bernstorfs Geschichte ist innig mit der neuesten Geschichte aller Höfe verflochten; und wer darf es wagen den Vorhang wegzuziehen, der diese Geheimnisse deckt? Das bewegliche grenzenlose Gemälde der politischen Welt zu entwerfen, das eine Meister=

(*) Siehe die Schriften von Helfrich Peter Sturz, erste und zweyte Sammlung. Leipzig 1779. und 1782. 8.

Meisterhand fordert, und doch nur für spätere Zeiten gehört, wo man die Wahrheit, weil sie weniger beleidigt, auch unter den Mächtigen erträgt?

Ich kann also Bernstorf nicht durch alle Auftritte seines merkwürdigen Lebens folgen. Ich mache mich nur zu zerstreuten Erinnerungen, zu wenigen, aber merkwürdigen Zügen seines Karakters verbindlich. Ich sammle nur einzele Zweige zur bürgerlichen Krone dieses Menschenfreunds, und ich lege sie auf sein ehrwürdig Grab nicht ohne stille Thränen nieder, denn ich habe ihn gekannt, ich habe den Meister hinter der Wolke gesehen, die ihn im Kreis der Geschäfte verbarg, die ihn gegen den spähenden Blick der Höflinge schützte.

Mögt' es mir gelingen, mit Würde von dem Manne zu reden, der edlen Anstand und jede Schönheit der Tugend über seinen ganzen Wandel ausgoß! Nur wünschte ich den Ton der Lobrede zu meiden, der sich gerne zur feurigen Bewunderung gesellt und den kältern Beobachter mißtrauisch macht. Dieser fordert Eigenthümlichkeit in dem Bilde großer Männer, und erwartet Menschen zu sehen, keine Göttergestalten, die in den Denkmalen der Schriftsteller und Künstler sich immer einförmig ähnlich, so wie immer über der Natur sind.

Bernstorf stammte aus einem, durch Würden und Verdienst verherrlichten, alten Geschlecht. Er war im Ueberfluß der Glücksgüter erzogen; ein Zufall, der den Weg zur Tugend mit neuen Hindernissen, mit neuen Gefahren umringt, weil Reichthum

und Geburt ohne Mühe ein Ansehn gewähren, das sonst nur der Preis einer langen Arbeit ist. Bernstorf aber strebte mit einem Eifer nach Verdienst, als wenn er Glück und Namen erst durch seinen Fleis erwerben sollte.

Mit einem Ernst über seine Jahre überließ er sich früh dem tugendhaften Ehrgeiz, nach der Achtung der Edelsten zu ringen. Es war eine Maxime seiner Jugend, die er oft noch im Alter wiederholte, mehr zu leisten, als Pflicht allein fordert, und dieß war immer der goldne Spruch aller Unsterblichen. Er trat noch als Jüngling in die Aemter des Mannes. Schon im zwanzigsten Jahre gieng er als dänischer Gesandter an den chursächsischen und königl. pohlnischen Hof, und er hat nachher die nämliche Würde in der Reichsversammlung zu Regensburg, bey Kaiser Karl dem Siebenden und am französischen Hofe bekleidet.

In einer langen Reihe von Jahren, giengen alle Veränderungen der Staatswelt nahe an seinem Auge vorüber; nirgends trug sich ein wichtiger Vorfall zu, den er nicht aufgeklärt, dessen wahren Zusammenhang er nicht entfaltet hätte. Er selbst hatte viel Regenten, viel Minister, viel Günstlinge gekannt, oder er war ihnen durch ihr Leben mit einem forschenden Blick gefolgt; er kannte die Verfassung der Reiche, ihre Verhältnisse mit ihren Nachbarn, den Gang ihrer Politik, die oft den ungeübten Beobachter durch scheinbare Abwechselungen täuscht, und doch bey mehr als einem Hofe Jahrhunderte lang

die nehmliche bleibt, weil der Geist der Nationen, ihre Art zu empfinden und zu handeln, nur langsam eine neue Wendung nimmt.

Sein Herz war für jede Tugend empfindlich; er suchte sie in der Geschichte und unter den Lebendigen auf; er hatte sich von seltenen Leuten Züge der ersten Vortreflichkeit gewählt, und wünschte sie alle in seinem Karakter zu vereinigen. Die Vorsehung, welche so beständig und so sichtbar für Dännemark wacht, hat ihm auch diesen Minister erhalten, der nach seiner Zurückkunft aus Frankreich schon einem andern Lande zugehörte. Er hatte sich dem Vater des jetzigen Königs von Engelland, dem gütigen Prinzen von Wallis, mit dem er erzogen war, in seiner Jugend verpflichtet, als der Tod dieses Fürsten Bernstorf seine Freyheit und dem dänischen Reich einen schon geprüften, großen Diener wiedergab.

Er war in der Kraft seiner Jahre, da er seine Staatsverwaltung antrat, und Friedrich der fünfte hatte noch nicht lange geherrscht, ein Monarch, der durch seine Leidenschaft wohlzuthun, durch die unwandelbare Güte seines Herzens die Freude des menschlichen Geschlechtes war, der sich ganz der Wollust geliebt zu seyn überließ, der von Vergnügen überfloß, wenn er es um sich her verbreiten konnte, dessen Ruhm auf dem Wege zur Unsterblichkeit immer höher steigen wird. Zwar warfen ihm die Schmeichler der Tyrannen seine unbegrenzte Gelindigkeit vor. Wenn man ihnen glaubt, so erschlaffen die Zügel in der Hand eines allzugütigen Regenten.

Als hätte das Volk seine Fürsten nur darum mit Uebergewalt bewaffnet, damit es vor ihnen zittern müsse? Am Thron des Despoten mag immer die Lobrede des Sklaven wiederhallen, stille widerlegt sie der Unterthanen Fluch, und die kühnere Nachkommenschaft laut. Es kann einem Menschenverräther gelingen, mit tugendloser Klugheit einen Haufen Iloten in schreckenvoller Ordnung zu beherrschen, aber für ihn ist auch keine Wollust der Liebe, kein Vertrauen, keine Freude der Menschlichkeit mehr (*).

Um Friedrichs Thron drängte sich ein zufriednes, frohlockendes Volk; es umringte ihn, wie in dem ersten Alter der Welt eine Familie ihren Vater umringte. Er umfaßte sie alle mit gleich inbrünstiger Liebe, und sie wurden von seiner Gewalt nur durch sein Wohlthun überzeugt. Er wurde nie zum Zorn, nie zur Strenge gereizt. Er war immer ohne Bitten zur Gnade geneigt. Oft hat er als König das Gute belohnt, was, in der einsamen Hütte verborgen, nicht den Monarchen, nur den Menschen rühren konnte, und was dem Menschen mißfiel, hat er nie als König gerächt. Diesem König diente Bernstorf mit einem nicht minder zärtlichen Herzen. Daher war auch seine Verwaltung der einheimischen und auswärtigen

(*) Dieser Aufsatz ist das wahre Meisterstück des vortrefflichen und zu früh gestorbenen Sturz, die Schreibart hat alle Vollkommenheiten, die man bey großen Genies sucht. Ich wünsche, daß es von allen jungen Leuten studiert werde, wie der Torso von den Zeichnern.

wärtigen Geschäfte eine Reihe menschenfreundlicher Thaten. Sein System in der Politik war, was es am Throne guter Könige ist, Friede, gutes Vernehmen, wechselseitige Dienstfertigkeit, Wohlfahrt und Ruhm fürs Vaterland, Vortheile, auch für fremde Staaten. Damit erwarb er sich Vertrauen, und bewies, daß redlich handeln die vortheilhafteste Staatskunst sey, anstatt daß ein Gewebe von Ränken nur eine Zeit lang gelingt und endlich ohnfehlbar die Verachtung und den Abscheu aller Völker gegen den Betrüger vereinigt. Nie ward von ihm die Heiligkeit der Verträge beleidigt, nie die gesetzmäßige Verfassung irgend eines Staats untergraben. Er erlaubte sich nie Unterdrückte zu verfolgen, und dem Mächtigen zu schmeicheln, sich zum Sieger zu gesellen, um die Beute des Ueberwundenen zu theilen; sondern er dachte und handelte am Ruder des Staats, wie ein tugendhafter Mann in der bürgerlichen Gesellschaft zu denken und zu handeln gewohnt ist. Er glaubte nicht, daß ein glänzender Endzweck einen ungerechten Schritt entschuldigen könne, nicht, daß unter Königen eine andere Rechtschaffenheit gelte, als unter den niedrigsten Erdbewohnern. Wenn man gegen ihn treulose Künste versuchte, so vereitelte er sie durch seine Klugheit. Denn, so sehr er die Staatskünsteley verachtete, so sahe er doch ihre Finsternisse durch. Er vermuthete die Ursachen und verkündigte die Folgen mancher dunkeln Begebenheit, noch ehe sie sich ganz entwickelt hatte. Oft ermunterte ein kleiner Vorfall seine ganze Geschäftigkeit, und noch

öfter

öfter blieb er ruhig, wenn nach dem Urtheil des grossen und kleinen Pöbels ein Ungewitter aufzog.

Alle Kräfte, die Europa zerrütten, oder die es beruhigen konnten, die Macht und Ohnmacht seiner Völker und Fürsten hatte Bernstorf durch eine lange Erfahrung zuverläßig zu schätzen und zu vergleichen gelernt.

Das Verdienst eines Staatsmannes ist alsdann ohne Widerspruch entschieden, wenn der Hof, dem er dient, auch mit weniger Gewalt, unter den mächtigsten Höfen, eine ehrenvolle Stelle behauptet, wenn man seine Wünsche unterstützt, wenn man ihm mit Achtung und Würde begegnet. Dännemark hatte unter Bernstorfs Verwaltung mehr Einfluß, als zu irgend einer Zeit, in die größten Angelegenheiten der Welt. Selbst Staaten suchten seine Freundschaft, die kein natürlich Interesse dazu antreiben konnte; des Königs Stimme war ehrwürdig, auch an größeren Thronen, sein Rath wurde nie ohne Achtung gehört und gab öfters zum Wohl fremder Völker den Ausschlag.

In einem bedenklichen Zeitpunkt des Krieges, der vor wenig Jahren Europa verheerte, wählten zwey mächtige Heere Dännemark zum Mittler, um einen Vergleich zu stiften, der damals für den Einen Theil wichtig werden konnte, hätten ihn nicht Ferdinands Siege, noch ehe er zu Stande kam, überflüssig gemacht. In den pohlnischen Unruhen hat das Vorwort dieses Hofes die Rechte der Dißidenten mit erwünschtem Erfolge unterstützt; und zwey dänische

Minister in Würtemberg haben unter den Ständen und ihrem Fürsten eine glückliche Aussöhnung vorbereitet. Bernstorf stiftete nicht Bündnisse allein, sondern Freundschaften unter Monarchen. Ich nenne die Verbindung zwischen Rußland und Dännemark mit diesem, unter den Großen der Erde so ungewöhnlichen, Namen, denn kein anderer drückt so bündig die Gesinnungen der unsterblichen Kaiserin aus, welche über große Geschäfte des Staats alle Empfindsamkeit ihres menschenfreundlichen Herzens verbreitet.

So lange Friedrich regierte, war ganz Europa mit Dännemark einig; dieß Reich genoß einer ungestörten Ruhe. Hätte Friedrich den Ruhm, der Königen schmeichelt, Eroberungen mehr als das Glück seiner Unterthanen geschätzt: so fehlte es in dem letztern Kriege nicht an Veranlassungen und glücklichen Aussichten. Es war beynahe seiner Wahl überlassen, auf welche Art er die allgemeine Zerrüttung zu seinem Vortheile nützen wollte. Trat er gegen Preußen auf der Verbundenen Seite, so gab er vielleicht der Uebermacht den Ausschlag, und konnte Belohnungen fordern, die alle Wünsche des Eigennutzes befriediget haben würden; war er mehr von der Ehre gereizt, dem Unterdrückten zu Hülfe zu eilen, so war auch da der Preis des Sieges nicht fern; und es ist endlich Zeit, riefen selbst Patrioten, daß Dännemark nach einer langen Ruhe sich wieder in den Waffen übe. Ein beständiger Friede entnervt die Nation, und nur in den Stürmen des Staats erheben sich mächtige

Seelen, deren Beyspiel wieder ein ganzes Menschenalter hebt. Aber Friedrich liebte sein Volk. Der Gedanke, daß der Tod vieler tausend eben so viel sanfte Bande der Menschlichkeit trenne, wog in seinem Herzen alle Scheingründe des Ehrgeizes auf. Er strebte nicht nach Verdiensten, die nur ein allgemeines Elend entwickelt; er dachte groß genug, um lieber weniger zu glänzen, als weniger wohlthätig zu seyn. Er haßte den Krieg, ich darf es zum Ruhme seines Herzens gestehen; aber ganz Europa war Zeuge, daß er ihn nicht gefürchtet hat. Denn wir sahn ihn einem sieggewohnten Volk entschlossen entgegen eilen, als es darauf ankam, die Ehre seiner Krone zu behaupten, und auch Bernstorf trat dieser edlen Entschließung mit einer feurigen Thätigkeit bey, so mächtig er auch von dem ganzen Gefühl der bedenklichen Folgen durchdrungen war. Bernstorf hat also seiner Neigung zum Frieden nie größere Pflichten geopfert, und er, der Verdienste ums Vaterland mit einer warmen Empfindlichkeit ehrte, verdient den ungerechten Vorwurf nicht, daß er den Soldatenstand angefeindet habe. Es ist wahr, er unterschied die hohen Pflichten dieses Standes von den Forderungen einzeler Glieder desselben, die, durch Leidenschaften und Vorurtheile verleitet, gleich jeden Hof zum Lager, und jedes Volk zum Heer umschaffen mögten. Er glaubte, daß es Dännemark weniger, als irgend eine andere Macht, nöthig habe, unter einer beständigen Rüstung zu wachen, da es durch Meere, die mit einer ehrwürdigen Flotte bedeckt

sind, von fremden Eroberern getrennt wird, da sein Erbrecht durch eine Folge von Jahrhunderten heilig ist, da dieser Staat nicht aus Trümmern anderer Staaten besteht, die, durch Gewalt unterworfen, auch durch eine fortgesetzte Gewalt behauptet werden müssen.

Bernstorf schlummerte darum nicht bey nahen und fernen Gefahren; und seine Fürsorge schränkte sich nicht auf die Zeit seiner Staatsverwaltung ein, sondern auch für eine lange Zukunft wollte er Dännemark einer daurenden Ruhe versichern.

Darum arbeitete er mit immer gleichem Eifer an einer Vereinbarung mit Rußland, um den unglücklichen Zwist im Norden, und die Ansprüche eines Zweiges des hollsteinischen Hauses auf ewig zu entscheiden. Alle Hindernisse reizten seinen Fleiß, und er ermüdete nicht, so oft auch seine Hoffnung eines glücklichen Ausgangs getäuscht ward. Ein Vertrag, der angefochtene Rechte bestätigen, die selbstständige Macht von Dännemark erhöhen und einen künftigen Krieg abwenden konnte, schien ihm der Triumph seines mühsamen Lebens und die höchste Belohnung einer segnenden Vorsehung zu seyn. Es war nicht in ihrem Rathschluß, daß Bernstorf den Tag sehen sollte, der der schönste seines Lebens gewesen seyn würde, an welchem Katharina, die wohlthätigste unter den wenigen Grossen, deren Uebermacht die Erde beglückt, ihrer Zeit und der künftigen Friede verlieh, als sie, unter Siegen, wohin ihr die Geschichte kaum folgt, im Osten Königreiche zurück gab, im Norden

Provin-

Provinzen austheilte, und alle Zweige ihres Helden=stamms durch ein neues Band der Großmuth vereinigte. Aber Bernstorf verdient darum nicht weniger der Nachkommen Dank. Denn er hat das große Geschäfte eingeleitet, und auch bis auf die Erfüllung der Zusagen vollendet. Der Traktat war schon bey seinem Leben geschloßen, nur konnte man ihn nicht ohne die gesetzmäßige Bestimmung des rußischen Thronerben und des Erbprinzen von Dännemark vollziehn, deren erste Handlung als Fürsten eine Handlung der Großmuth und Menschenliebe war, denn sie opferten willig eigene Vortheile dem allgemeinen Wohl auf.

Bernstorf hat also den Baum gepflanzet, gewartet und begossen, der nun ein gerettetes Menschengeschlecht gegen Stürme beschützt und durch seinen Schatten erquickt. Wär' ihm nie ein ander Unternehmen gelungen: so müßte ewig sein Name in der Geschichte von Dännemark leuchten. Aber wenn es der wichtigste Dienst dieser Art war, so war es doch der einzige nicht; denn auch das Herzogthum Ploen hat er durch Verträge mit der Krone vereinigt.

Das Verdienst eines Ministers in auswärtigen Geschäften bleibt oft, wie die Geschäfte selbst, ein Geheimniß; aber alles, was er im Staat anordnet, geschieht vor den Augen der Nation und noch heller stralte hier Bernstorfs Menschensegnende Tugend; hier kam es unmittelbar auf das Glück der Unterthanen an, und jede Verfügung trug das Gepräge seines Herzens. Dennoch verstand er es, so wenig als

irgend

irgend ein Sterblicher, allen Launen zu schmeicheln, und widersprechende Wünsche zu vereinigen, und man hat seine Verwaltung oft mit aufrichtigem Unverstand, öfter mit voreiligem Leichtsinne getadelt. Es sey mir erlaubt, über den allgemeinen Vorwitz, Minister zu richten, meine Gedanken zu äussern. Erwägt man es auch genug, was es sey, eine so verwickelte Einrichtung, als es jede Staatsverfassung ist, dieses weitläuftige Räderwerk, mit einem Adlerblick durchzuschauen, gegen einander würkende Kräfte zu einer Absicht zu lenken, in dem Gedränge wichtiger Geschäfte nie die Waage des Rechts, nie den Faden der Ordnung zu verlieren, gerecht ohne Härte, gütig ohne Schwachheit zu seyn, ferne Stürme abzuwenden, neue Segensquellen zu öfnen, Königen zu rathen, Länder zu beglücken?

Alles das wird von dem Staatsmanne gefordert. Aber die Kunst zu regieren ist nicht auf untrügliche Grundsätze gebaut; sie besteht aus einer Menge dunkler verworrenen Aufgaben, die bey jeder Veränderung der Zeit und der Umstände anders bestimmt, anders aufgelöset werden müßen. Selten läßt sich eine Würkung zuverläßig berechnen; zuweilen ist es bloß Gefühl des Genies, die besten Maasregeln zu wählen, oft nur ein Zufall, wenn sie gelingen. Die weisesten Entwürfe, wenn der Erfolg sie vereitelt, werden Thorheiten ähnlich. Es giebt keine Handlung, auch des größten Ministers, die ein Gleichgültiger nicht zum Fehltritte, die ein Feind nicht zum Verbrechen deuten könnte; und wären wir auch über

allge=

allgemeine Forderungen einig, so kennen wir doch, dißseits des Vorhangs, alle Hindernisse nicht, die den Staatsmann in seiner Thätigkeit fesseln. Wir wissen vielleicht, daß er von Verhältnissen abhängt; aber wir entdecken nicht alle Gelenke der Kette vom Hofe herab durch Departementer und Familien; uns sind mancherley Kräfte des Widerstands verborgen, die alle nach verschiedenen Richtungen würken; wir kennen weder die Schwachheit der Freunde eines Staatsmannes, noch den Grad des Einflusses seiner Neider. Ja selbst in der Nähe des Throns, mit allen diesen Geheimnissen vertraut, sind wir zum Urtheilen nicht immer fähig, oder unpartheyisch genug. Erziehung, persönliche Verbindungen, Geschäfte und Schicksale des Lebens bilden unsere Art zu sehen und zu empfinden. Wir erheben unsere Vorurtheile zu Maximen, und hiernach verdammen oder billigen wir. Noch ist ein Staatsmann glücklich zu preisen, der keinen Tadel schlimmerer Art, als diesen, erfährt. Aber es giebt in jedem Staate einen mißvergnügten Haufen, der weniger ehrwürdig ist, der jeden Schritt der Regierung mit einem dumpfen Getöse begleitet, und sich nie einen Laut des Beyfalls erlaubt. Es giebt furchtsame, kränkliche Seelen, denen alles Landverderblich vorkömmt, was von der Weise ihrer Väter abweicht. Andere zürnen, daß man ihren Rath nicht begehrt, daß man ihre Talente nicht auffordert; sie wollen durchaus im Gedränge bemerkt seyn, wär' es auch nur durch ihre Klagen.

Endlich so herrscht zwischen dem Minister und dem Höfling selten ein gutes Vernehmen, weil der Mann, der sich fühlt, dem Geschöpfe der Gunst nicht huldigt, das sich zwar um ein Band zu seinen Füßen windet, aber schnell, auf den neuen Puppenstaat stolz, sich über seinen engen Ideenkreis aufbläht, und Geschäfte, die ihm ganz unverständlich seyn müßen, mit einer abentheuerlichen Dreistigkeit meistert.

So verächtlich auch manche dieser Urtheile sind: so sammlen sie sich doch nach und nach zum Gewimmer, das durch die Nation wiederhallt und den Pöbel im Pallast und in der Hütte übertäubt; und nur die klagende Stimme, nur das Seufzen der Unzufriedenen wird gehört, denn der Glückliche schweigt und glaubt den Erfolg seiner Wünsche seinem eigenen Verdienste schuldig zu seyn; und die größere Zahl ist ein leichtsinniger Haufe, der sich ohne Gründe zum Lobe und ohne Gründe zum Tadel bestimmt. Darum hat so selten ein verdienstvoller Mann bey seinem Leben des Dankes genossen, der seiner Tugend gebührte; darum wurden Colbert und Sully gehaßt, mitten unter der Arbeit ihrer ewigen Thaten. Auch Bernstorf entrann diesem Schicksale nicht immer. Ich behaupte seine Unfehlbarkeit nicht, aber man sollte große Männer mit mehr Bescheidenheit richten, deren Einsicht und Tugend unsere Ehrfurcht verdient, und deren Irrthümer ausser unsern Augkreise liegen.

Unter den Vorwürfen, welche man Bernstorf gemacht hat, ist jedoch einer, der eine nähere Betrachtung verdient, denn auch Redliche haben ihn oft wieder=

wiederholt, und er schallt noch zuweilen um sein Grab. Er hat nämlich, wie man behauptet, alle Arten der angenehmen Emsigkeit, alle Künste des Geschmacks und des verfeinerten Lebens, über das Vermögen des Landes, ermuntert; er hat in Dännemark die Ueppigkeit eingeführt, sie begünstiget und ausgebreitet.

Die Beschuldigung hat unter dem nordlichen Himmel immer ein patriotisches Ansehen. Die Natur fesselt Menschen und Sitten an das innere Vermögen ihrer Erde, und diese hat dem dänischen Volke nicht Gold, sondern Eisen gegeben. Ihre Väter entbehrten die Erfindung unserer Zeit, die Wollüste südlicher Sklaven; dahingegen waren sie tapfer und stark. Ihre Kleidung und Speise war die Beute ihrer Jagd, und sie segelten unter Stürmen immer neuen Siegen entgegen.

Aber die Welt ist der Welt unserer Väter nicht mehr ähnlich. Damals war kriegerische Tugend das einzige Verdienst der Nationen. Die nordliche Halbkugel war von keiner Wissenschaft erleuchtet, und gegen einzele große Thaten, die darum heller glänzten, weil sie im Finstern erschienen, war die Erde mit Lastern und Verwüstung bedeckt; ein Zustand, der unsern Neid nicht verdient.

Wär' indessen noch jetzt ein Land von allen andern durch unwegsame Grenzen abgesondert; hätten seine Bewohner nie die Lüste fremder Völker gekostet und nie, mit neuen Kenntnissen, auch neue Begierden erworben: so hätte freylich kein Luxus der er-

leuch-

leuchteten oder verdorbenen Völker ihre Hütten erreicht; und die Frage mag den Witz eines Sofisten beschäftigen, ob ein solches Volk nicht glücklicher, als ein gesittetes, sey?

Aber sobald der Sofist vergleicht und empfindet: so söhnt er sich wieder mit der allgemeinen Vernunft aus. Ihm grauet alsdann vor vor dem Ideal seiner Welt, das noch in mancher Insel des Südmeers übrig ist, wo Geschöpfe, wie Menschen gestaltet, keine andere, als thierische Bedürfnisse, fühlen, und wenn diese befriedigt sind, nicht aus ihrer Felsenkluft kriechen. Alle Kräfte des gesellschaftlichen Lebens haben sich schon lange vereinigt, um ein so dürftiges Glück von der veredelten Erde zu treiben. Die Neugier, das Verlangen nach Reichthum und Ruhm, die Wissenschaften und der Handel haben unter fernen Nationen einen vertraulichen Umgang gestiftet, und Erfindungen, Bequemlichkeiten, Neigungen und Sitten in einen allgemeinen Umlauf gesetzt. Ein Volk unterrichtet das andere und zündet seinen Wetteifer an; einigen verleiht die Natur ohne Mühe, was andern ihr Fleiß nur sparsam gewährt; alle streben nach dem Grade der Glückseligkeit, den die Vorsicht wenigen zugetheilt hat.

So bildet sich endlich, langsamer oder schneller, der Geist aller Völker; der Strom rauscht unaufhaltsam daher, und droht nicht immer mit Verwüstung, sondern kündigt Fruchtbarkeit an, wenn ihn nur ein kluger Staatsmann in die rechten Kanäle zu leiten versteht, wenn er die Neigung zum Vergnügen, diese

Urkraft

Urkraft alles menschlichen Bestrebens, zur Triebfeder eines nützlichen Fleißes anwendet, wenn er ein ermuntertes Volk dahin leitet, daß es sich aus den Fesseln fremder Thätigkeit reißt, und selbst seines Glückes Schöpfer wird.

Der Luxus, der dadurch veranlasset oder genährt wird, ist kein Uebel, sondern die höchste Gesundheit des Staats, dessen Nerven ihre äusserste Federkraft üben. Alsdann stockt der Nahrungssaft nirgends, keine Materie bleibt unnütz, weder Kinder noch Greise sind müßig, der Geschmack reift, der Verstand klärt sich auf, die Künste veredeln die Natur, die Wissenschaften mildern die Sitten, die Menschlichkeit und der Duldungsgeist gehn aus den Zimmern der Weltweisen hervor und nähern sich dem Thron, das Land wird verschönert, die Einwohner erleuchtet.

Freylich droht auch mitten im Wohlstande ein künftig Verderben: jemehr ein Volk seine Begierden und ihre Befrirdigung verfeinert, jemehr es im Frevel des Witzes und im Kennergeschmack sinnlicher Freuden zunimmt; jemehr verliert es an Würde der Sitten, an Stärke der Seelen, und je schneller eilt es dem Untergange zu: aber man kämpft umsonst gegen das Schicksal aller Staaten, welche die Vorsehung, wie die ganze Natur, durch ähnliche Perioden, von der Blüte zur Reife, von dieser zum Verwelken und Abfallen führt, und endlich, zur Nahrung einer neuen Entwickelung, im allgemeinen Chaos begräbt?

Nur fragt man, ob wir nicht berechtiget sind, von der Weisheit der Regierung Mittel zu erwarten, um eine so traurige Epoche zu entfernen? und ob es in ihrer Macht nicht steht, der Ueppigkeit Grenzen zu setzen, wenn sie auch ihrem Einbruch nicht wehren kann? Allerdings. Damit aber keine nützliche Verfeinerung, kein zuläßiger Genuß aus kleinmütiger Furcht ungewisser schädlicher Folgen zugleich mit verdrängt werde, kommt es vorläufig auf die schwere Bestimmung an, was schädlicher Luxus sey? Ein Begriff, der in verschiedenen Zeiten und Staaten, nicht ein Menschenalter durch, der nämliche bleibt. Unsre Väter fanden eine Pracht unter Fürsten gefährlich, die nun ohne Nachtheil des Staats zum Bürger herabgesunken ist. Ein Einwohner von London und Paris findet in keiner nordischen Hauptstadt ein üppiges Leben; auch ist es ungewiß, welchen Grad des Wohllebens sich endlich selbst ein von der Natur wenig begünstigtes Volk erlauben darf, wenn alle seine Kräfte zweckmäßig arbeiten.

Ein Staatsmann verfehlt zuverläßig den Endzweck, wenn er allzustreng gegen einzele Beyspiele der Ueppigkeit eifert, deren Würkung im Ganzen vielleicht unmerklich ist: aber das Buch der Nation mit allen handelnden Völkern muß offen vor ihm liegen, er muß ihr Vermögen gegen den Reichthum andrer zu berechnen, er muß richtig zu beurtheilen verstehn, was ihr, unter verschiedenen Zeiten und Umständen, vergönnt werden kann, und was ihr versagt bleiben muß.

Und so hat auch Bernstorf Gesetze gegen ein so gefürchtetes Uebel veranlaßt. Man hat fremde Waaren und Erfindungen der Ueppigkeit entweder ganz untersagt, oder doch mit hohen Abgaben beschweret, und dadurch der Verschwendung des Staats im allgemeinen gesteuert; aber der eifrige Patriot ist damit noch nicht zufrieden. Er fordert Prachtgesetze, er verlangt nichts geringers, als über die Sitten zu herrschen, die Kleidung, die Wohnung, die Lebensart des Volks soll durch Verordnungen eingerichtet werden.

Wenn eine solche Enthaltsamkeit kleinen Republiken heilsam ist, die nur durch eine strenge Sparsamkeit dauern: so folgt ein größerer Staat billig andern Grundsätzen, und eine ganze Nation kann nicht wie ein Haufen Mönche behandelt werden, oder man meidet ein Land, wo so mancher Genuß unerlaubt ist, den keine Tugend mißbilligt, und wo auch ein unschuldig Vergnügen den Eigensinn der Gesetze fürchten muß.

Gegen alle Verordnungen dieser Art hat sich immer Bernstorf erklärt. Auf dem mühseligen Pfad dieses Lebens sind wir schon unter so viel erkünstelte Pflichten gebeugt, daß ein solcher Zwang unerträglich werden würde. Wo ist noch ein Schatten von Freyheit, wenn auch in unsern Hütten und bey unserm häuslichen Mahl ein Strafgesetz droht, wenn auch da die Sklavenfessel klirrt?

Dafür gab er, wie sein König, ein Beyspiel, das mächtiger auf die Sitten des Volks, als Vorschrif-

ten würkt. Friedrich der fünfte lebte an seinem Hofe nicht prächtig, und Bernstorf hat durch seinen Wandel gezeigt, daß sich die Neigung zum angenehmen Leben auch mit der reinsten Tugend vertrage. Er hat den Luxus befördert, in so fern er Dännemark glücklich machte, doch war es nicht Endzweck, sondern Folge, die von einem größern Wohlstand und einer geläuterten Empfindung des Schönen unmöglich getrennt werden kann.

Auch ein Patriot und ein Weiser darf wünschen, daß ein solcher Luxus noch mehr zunehmen möge; denn bis jetzt ist er allein in die Mauern der Hauptstadt eingeschränkt, wo Ehrgeiz, Rangsucht und Begierde zu glänzen zu einer Prachtliebe reizen, die selten würklichen Reichthum anzeigt.

Nur um innerlichen allgemeinen Wohlstand durch eine größere Thätigkeit auszubreiten, setzte Bernstorf alle Kräfte der Nation in Bewegung. Darum hat er verjährten Vorurtheilen getrotzt und dem Dank seiner Zeitgenossen entsagt; darum rief er Fremde nach Dännemark, und belohnte ihre Talente mit Großmut. Wer diese Handlungsart tadelt, überlegt nicht, daß eine allzufrühe Selbstgenügsamkeit, wie der Aberglaube, an die Mittelmäßigkeit fesselt; daß es einerley ist, ob man die Künste des Ketzers verabscheut, oder die Erfindungen des Fremden verachten; daß ein kluges Volk Weisheit holt, wo man sie findet, und sich nicht schämt zu lernen, wenn es den Mut fühlt, seine Lehrer zu erreichen.

Ich

Ich kann einräumen, daß Bernstorf sich oft in manchem seiner Entwürfe in der Ausführung irrte; daß ihn zuweilen Betrüger hintergiengen, weil er gern an die Redlichkeit glaubte; daß er, voll von den Gedanken eines nützlichen Anschlags, Besorgnissen weniger als Hofnungen nachhing, und nicht immer Schwierigkeiten strenge genug erwog; daß er, um ein gutes Werk mit Nachdruck zu befördern, oft freygebiger, als sparsam, mit den Mitteln des Staats war. Ich gebe zu, daß ihm der levantische Handel, die afrikanische Kompagnie, und manche Fabriken mißglückten; aber der Werth allgemeiner Anstalten wird nicht durch das Schicksal einzeler Versuche, sondern durch ihre Würkung im Ganzen, entschieden. Es kömmt nicht darauf an, ob sie sämmtlich gelingen, sondern ob ihr Endzweck die Wohlfahrt des Staats war? ob sie mit den Fähigkeiten der Nation übereinstimmten? ob die Thätigkeit derselben in dem Gleise ermuntert wurde, den ihr die Natur vorgezeichnet hat? Das nur ist die Frage des Weisen, und hierüber allein muß sich Bernstorf verantworten.

Bey Unternehmungen, die erst in Jahrhunderten reifen, darf man nicht gleich Früchte begehren, nicht gleich Einkünfte fordern. Erst die Nachwelt wiegt mißlungene Versuche gegen die Folgen der glücklichen ab, und wer für die Ewigkeit arbeitet, kann nicht mit seinen Zeitgenossen rechnen.

Für die nordischen Völker sind Gewerbe zur See ein Beruf der Natur, denn sie sind von Jugend auf mit ihren Gefahren vertraut; darum begünstigte Bern-

storf jeden wahrscheinlichen Entwurf, um die Schiffahrt auszubreiten; darum hat er den Handel in allen Gegenden der Erde versucht, der die Schiffahrt nährt und belohnt. Er erlebte die Freude, daß Dännemark seine Geschäfte immer mehr unmittelbar trieb und sich aus der Gewalt eigennütziger Unterhändler riß. Es hörte zu seiner Zeit auf, den Hanseestädten zinsbar zu seyn; es holt nun seine Bedürfnisse selbst aus allen Häfen der Welt, und Norwegen führt seinen Ueberfluß auf eignen Schiffen fremden Käufern zu. Auch die Frachtschiffahrt nahm unter seiner Verwaltung durch seine Aufmunterung zu. Die dänischen Seefahrer hatten sich im letztern Kriege das Vertrauen aller Völker erworben. Sie unterhielten, unter dem Schutz der Neutralität, die zerrissenen Bande der Menschlichkeit, und brachten dem Vaterlande jährlich nicht viel weniger, als eine Million fremden Geldes, und zur See geübte Landeskinder zurück. Die Schiffahrt würde belohnender seyn, wenn sie ohne die Freundschaft der Barbaren möglich wäre, die schon zu lange eine ruhmlose Handlungseifersucht gegen die vernünftige Rache aller Völker geschützt hat.

Kein Zweig des Fleißes hat sich schneller in dieser Zeit ausgebreitet, als der westindische Handel. Die dänischen Inseln dieses Welttheils schmachteten unter der auszehrenden Gewalt einer Kompagnie, die gemeiniglich ihre Kolonien wie eroberte Länder behandelt, und sich mit keiner Erndte begnügt, sondern Beute verlangt. Der Zuckerbau gieng langsam von

statten,

statten, und der größte Theil dieser freygebigen Erde lag unbevölkert und öde, als Friedrich der fünfte sich zur königlichen Handlung ohne Beyspiel entschloß, der Gesellschaft ihr ausschließendes Recht abzukaufen und seinen Unterthanen die Freyheit dieses Handels zu verleihen. Nun erwachten die verschloßnen Kräfte der Natur; die Freyheit goß ein neues Leben in die Geschäftigkeit der Kolonisten und der Kaufleute des mütterlichen Landes. Der Anbau und die Ausfuhr nahmen verhältnißmäßig zu. Von vier mit Zucker beladenen Schiffen, die man jährlich in Dännemark einlaufen sah, ist die Anzahl bis auf funfzig gestiegen; anstatt daß sonst kaum die Hauptstadt versorgt war, versieht sie nun schon mit ihrem Ueberfluß manche Handelsstädte des baltischen Meers.

Auf Manufakturen wandte Bernstorf zwar eine unermüdete Aufmerksamkeit, aber mit abwechselndem Glücke; denn es ist ein undankbares Unternehmen, gegen den Ruf geübter Fabriken zu kämpfen, oder es müßen sich mächtige Revolutionen aus einem Lande in das andere drängen. England und Deutschland sind ihre besten Fabriken den französischen und spanischen Verfolgungen schuldig. Ein glücklicher und geachteter Künstler verläßt sein Vaterland nicht, und dürftige Ueberläufer verdienen selten, daß sie ein ander Land aufnimmt, oder Auslagen mit ihnen auf ein ungewisses Spiel setzt.

Wenn nun auch die erste Materie mangelt, wenn das Land weder Meister noch Werkzeuge liefert, und sich der ganze Gewinnst auf Arbeitslohn einschränkt,

alsdann ist der Endzweck nicht wichtig genug, und die Natur scheint dem Lande diese Gatttung des Fleisses untersagt zu haben.

Dennoch hat Bernstorf einige dieser Hindernisse glücklich überwunden. Manche Manufakturen haben sich, an innerm Werth und äußerer Schönheit, den fremden genähert; wenigstens ist ein Saame ausgestreut, der zu künftigem Segen reifen kann.

Alle Fabriken wären, glaubt man, besser gelungen, hätte man sie nicht in der Hauptstadt angelegt, wo die Bedürfnisse des Lebens allzutheuer sind; aber man sollte sich aus der Geschichte belehren, daß Manufakturen, sobald sie Geschmack und Schönheit erfordern, immer in großen Städten entstanden sind. Da nur ist Wetteifer, Lob des Kenners und Belohnung der Reichen. Wenn nun gar die Regierung die Kosten allein trägt; wenn sie den Fabrikanten durch Preise, durch ausschliessende Rechte und Vorschüsse begünstigt; so muß es unter ihren Augen geschehn. In einem mit Wasser umflossenen Lande, dessen Küsten nicht alle bewacht werden können, ist es leicht, fremde Arbeit einzubringen, sie für Produkte einer inländischen Manufaktur auszugeben und derselben unverdiente Befreyungen und Preise zuzueignen, noch leichter, im unbeobachteten Müßiggang den Vorschuß des Staats zu verschwenden. Anders verhält es sich freylich mit Manufakturen, die sich von selbst in einem unfruchtbaren, aber stark bevölkerten Lande bilden; alsdann wird die Armuth die Mutter eines erfinderischen Fleißes, der besser als die weisesten Anstalten

stalten gelingt und sich selten von seinem Geburtsort entfernt. Aber der Ackerbau, die Fischerey und die Schiffahrt können noch keine Hände in Dännemark entbehren. Jedes Volk wendet sich in der Ordnung der Dinge nur dann erst zur künstlichen Industrie, wenn die Natur ihre Wohlthaten weigert. So lange es noch seine Nahrung der Erde und dem Meer abgewinnt, läßt es sich nicht an den Weberstuhl fesseln, sondern zieht einen mit Freyheit und Gesundheit verbundenen Beruf einer kränklichen und einförmigen Lebensart vor.

Die Künste fanden in Bernstorf einen Beschützer, die Wissenschaften einen Kenner und Belohner; sie wandeln immer Hand in Hand und veredeln den Genuß und das Glück unsers Lebens. Er verband um ihren Flor zu befördern, seine Bemühung mit dem Eifer des Staatsmannes, den sein König wie einen Freund geliebt hat, und der (die Mißgunst leugnet es nicht) seine Macht nur um wohl zu thun übte. Der Einigkeit dieser beyden Minister hat die Nation den schnellen Fortgang ihres Geschmacks zu verdanken. Die Akademie der Künste, eine Einrichtung zur Ausbreitung der natürlichen Geschichte und die botanischen Anstalten wurden gestiftet. Saly und Chardin wurden königlich belohnt, sie, die ganz von dem Geiste des Alterthums genährt, auch in der schönsten Zeit von Italien geglänzt haben würden. Ihr Unterricht hat würdige Schüler gebildet, und ihre Werke lehren die Nachkommenschaft.

Klopstock und Kramer und von Berger, der Arzt, oder nenn' ich ihn lieber mit einem mir viel theurern Namen Berger, der Freund aller leidenden Menschen, wurden sämmtlich durch Bernstorf gerufen, von ihm geliebt und durch seinen König belohnt. Niebuhr ward durch seinen Schutz aufgemuntert, den Verlust seiner unglücklichen Reisegefährten durch sein bescheidenes Werk zu ersetzen. Auch wichtige Unternehmungen auswärtiger Gelehrten hat Bernstorf unterstützt, denn die Sache der Wissenschaften ist ein allgemeines Geschäfte der Menschlichkeit. Er unterhielt mit den Berühmtesten einen beständigen Briefwechsel, und schritt mit den Kenntnissen seines Zeitalters fort. Unter dem Gedränge seiner täglichen Pflichten gewann er Zeit, um wichtige Werke mit der Aufmerksamkeit eines Kunstrichters zu lesen. So hat er Klopstocks Hermann, noch eh' er gedruckt ward, geprüft, und Schlegels Geschichte der Könige des oldenburgischen Hauses im Manuscript mit eigenhändigen Anmerkungen begleitet.

Auch der Lieblingsgedanke unsers Jahrhunderts, die Verbesserung der Schulen, war eine Angelegenheit seines Herzens; aber dies ist nicht die Arbeit nur Einer Regierung, nicht Eines Jahrhunderts, und es scheint nicht, daß ein völliger Umsturz vorhandener Verfassungen das Geschäfte erleichtert. Jede Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung schreitet nicht durch Sprünge, sondern stufenweise fort, und kämpft lange mit den Vorurtheilen und den Umständen der Zeit. Durch Statuten wird etwas, aber

wenig,

wenig, gefördert, denn wer kann Weisheit und Tugend verordnen? Es ist nicht genug, Lehrer zu erleuchten, auch die Aeltern müßten erst mehr aufgeklärt seyn, damit nicht der häusliche Eindruck die Würkung des Schulunterrichts schwäche, damit nicht eine Kraft die andere zerstöre. Bernstorf that wenigstens einzele Schritte und bereitete größere Entwürfe vor, deren Ausführung einer künftigen Welt vorbehalten bleibt.

Noch war er mit einem Geschäfte beladen, das selten der Mächtige wählt, und das ihm gewiß der Neid nicht mißgönnte, ich meyne die Aufsicht über die Versorgung der Armen. Ihre Seufzer dringen nicht in die Paläste des Großen, oder diese wenden ihr beleidigtes Ohr weg. In Hospitälern, die oft mehr der Ehrgeiz, als das Mitleiden stiftet, wohnt ein glänzendes Elend; stolze Aufseher schwelgen, und die eingesetzten Erben verschmachten. Aber das Hospital, welches Friedrich stiftete und Bernstorf und Berger eingerichtet haben, befriedigt die Wünsche des Menschenfreundes; Kranke werden daselbst mit einer so wohl geleiteten Sorgfalt verpflegt, daß Begüterte von allen Ständen die Wartung dieses Hauses der Pflege ihrer eigenen Familie vorziehn. Hiermit ist eine Anstalt zur unentgeltlichen Geburtshülfe verbunden, welche die Fehltritte der Menschlichkeit verbirgt; und dem Staat manchen tüchtigen Bürger erhält. Auch das Erziehungshaus in Christianshaven, das dem Unterricht dürftiger Knaben in bürgerlichen Kenntnissen gewidmet ist, war in Königs

Fried-

Friedrichs Regierung eingerichtet, und Christian der Siebende hat alle diese wohlthätigen Anstalten durch das allgemeine Hospital unter Bernstorfs Verwaltung vermehrt.

Ich könnte nächst nach den königlichen Wohlthaten Bernstorfs eigne Freygebigkeit rühmen, denn er theilte mehr als seinen Ueberfluß aus; aber ich will die Geheimnisse der Menschenliebe nicht verrathen, die er sorgfältig dem Auge der Welt, und nicht selten dem geretteten Elenden, verbarg. Es ist auch kein Beyspiel, das zur Nachahme reizt, wenn ich anführte, daß ein Viertel seiner Amtseinkünfte, das Erbtheil der Dürftigen war. Ihre Thränen flossen, als er Dännemark verließ, ihre vielvermögende Thränen vor Gott.

Die bürgerliche Verfassung der deutschen Provinzen war insbesondere Bernstorfs Aufsicht anvertraut, und daselbst wird noch lange sein Angedenken blühn; alle Stände segnen seine Verwaltung; die Kirche verdankt ihm Ansehen und Schutz, die Gerichte weise Gesetze, die Unterthanen ein zufriedenes Leben.

Er verlangte, daß die herrschende Religion in ihrer Reinigkeit gelehrt werden sollte, weil Vernünfteley und Polemik den großen Haufen nicht bessert; aber darum war er keinen Zweiflern gehäßig, nicht gegen ihre Verdienste unempfindlich. Es fiel seinem Herzen nicht schwer, Orthodoxen und Irrende zu ehren, den erleuchteten Cramer zu lieben und den redlichen Basedow zu schätzen, die aufrichtigen Anhänhänger aller Religionen als seine Brüder zu ertragen.

Bey

Bey Besetzung geistlicher Aemter zog er immer den Mann von unsträflichen Wandel, der durch sein Beyspiel zur Nachahmung reizt, dem größern Gelehrten vor; und von den Gerichten forderte er Recht, wie solches der Menschenfreund austheilt, der niemals vergißt, daß sein Amt nicht die Geissel, sondern der Trost unsers Lebens seyn sollte, und der, wenn er straft, mit den Thränen des Verurtheilten die seinigen mischt. Jeder Spruch in bürgerlichen Fällen war ihm heilig. Er verschloß zwar keiner Bitte den Zugang zum Thron, und oft drang sich eine unbescheidene durch, vielleicht ward auch zuweilen seine Einsicht getäuscht; aber immer blieb es sein unveränderlicher Grundsatz, daß ein Minister kein Gesetzerklärer seyn müße. Was ein Kollegium redlicher Männer gemeinschaftlich durchgeforscht hat, wird selten ein einzeler Mann, auch mit vorzüglichen Gaben, aber durch größere Geschäfte zerstreut, geduldiger, gründlicher prüfen, billiger und gerechter entscheiden; und sobald man Urtheile durch Machtsprüche ändert, so sind Freyheit und Eigenthum, die ersten Rechte des Bürgers, dem Einfluß der Gewalt oder der Gunst unterworfen.

In Bernstorfs Zeit ist eine Menge heilsamer Verordnungen erschienen. Einige setzen dem verwüstenden Gang der Schikane engere Schranken, ohne daß jedoch diese Hyder des Unglücks, die in allen ihren abgehauenen Enden wieder auflebt, ganz gebändigt werden konnte; andere haben die gerichtlichen Eide vermindert, und sie dadurch ehrwürdiger gemacht; eine

eine hat dem mannigfaltigen Betrug der Gewinnsucht im Handel gesteuert, und mit scharfsinniger Billigkeit in beyden Königreichen einerley Maaß und Gewicht eingeführt; eine andere, unter dem Namen der Hebammenordnung, hat gefährliche Mißbräuche ausgerottet, und das Verfahren der Wehmütter der Aufsicht vernünftiger Aerzte unterworfen.

Die Heerstraßen in Seeland, welche denen in Frankreich und England nicht an Pracht und Bequemlichkeit weichen, und die Postanstalten in Holstein ist man nicht weniger Bernstorfs Vorschlägen schuldig. Jeder Gedanke nützlich zu seyn war seinem Herzen willkommen. Ich sondre aus der Menge seiner weisen Anstalten nur diejenigen aus, die durch ihren Einfluß auf die Verfassung des Staats auch der Folgezeit merkwürdig bleiben. An den meisten Verfügungen in den deutschen Provinzen hat der Konferenzrath Carstens, ein aufgeklärter Menschenfreund, Theil, dessen Tugend die Belohnung verdient, in Bernstorfs Geschichte zu glänzen.

Bernstorf wurde in allen Fächern seiner Arbeit durch würdige Gehülfen unterstützt. Er sah mit kaltem Blick über den Haufen der Gnadenbettler weg, die in den Vorzimmern der Mächtigen kriechen, und suchte ihn auf im Gedränge, und drang tief in den Mann, den er zum Dienst des Staats fähig glaubte, und es gelang ihm, ein aufkeimendes Genie, noch eh es glänzte, zu entdecken. Auch unter guten Ministern schmachtet mancher würdige Mann ungebraucht, blos weil er mißfällt; andre dringen ihrem

Fürsten eine elende Schaar ihrer Günstlinge auf, die dem Fluch der Nation Trotz bieten und die Erndte der Tugend verzehren; Bernstorf war über diese Launen erhaben. Redlichkeit und Wissenschaft fesselten immer, aber auch allein, seine Gunst; Verdienst entwickelte sich schnell unter seiner Aufsicht; sein Beyspiel reizte zur Nachfolge, seine Weisheit leitete sie. Aber er theilte mit seinen Untergebenen freygebiger den Ruhm, als die Arbeit, und ließ sich mit sanfter Würde herab. Immer blieb er der größere Mann, aber niemand fühlte sich an seiner Seite erniedrigt. Er verstand es, Aufträge in Geschäften, in die Sprache des Umgangs, Verweise in einen freundschaftlichen Rath, und verdienten Tadel in Zweifel zu kleiden. Wenn er Fleiß und Treue geprüft hatte: so vergaß er menschliche Fehler, ohne sie neugierig hervorzuziehen, ohne den Irrenden zu beschämen; denn ein würklich großer Mann ist immer zur allgemeinen Nachsicht gestimmt. Der Adel war ihm ein ehrenvoller Stand, der den Thron eines Monarchen verherrlicht. Er vermuthete gern erbliche Tugend bey den Nachkommen berühmter Vorfahren, und er gab ihnen früh Gelegenheit, um die Ansprüche ihrer Geburt zu erfüllen; aber er verlangte Proben eines feurigen Eifers, des großen Namens würdig zu seyn, der, wenn er die Verdienste des Enkels umstralt, gewiß auch kein schwächeres Licht über seine Fehler verbreitet. Noch ehrwürdiger schien ihm der Mann, der durch rühmliche Thaten der erste eines dunkeln Geschlechts war, der allein, ohne Reize der Geburt

und des Beyspiels, die hohe Bahn der Tugend gieng, der, nach unbekannten Vorfahren, großen Nachkommen die Laufbahn zur Unsterblichkeit öfnete.

Es war Wollust, unter Bernstorf zu dienen. Alle Pflichten wurden zu Empfindungen, und er vergalt Verdienste, wie er selbst belohnt zu seyn wünschte, wie er es war, durch Vertrauen und Zärtlichkeit, nicht durch eine gemißbrauchte Gnade des Königs. Reichthum ist der Günstlinge Lohn; aber Achtung und Nachkommendank gebührt der Tugend allein. Wer ihn liebte, dachte edel genug, den langsamen Weg des Verdienstes ohne Murren zu wandeln und dem Beyspiel zu folgen, welches sein eigner Neffe gegeben hat.

Er, der Freund seines Herzens, der ihm in allen seinen Aemtern, so wie in jeder Tugend, gefolgt ist, stieg nur durch Arbeit zur Würde, und hat im Staat keine Stelle bekleidet, die ihm Patrioten mißgönnten, oder wozu ihn nicht Fleiß und Talente berechtiget hätten.

So dachte, so handelte Bernstorf. Dännemark hat seine Grundsätze geprüft; die Welt hat ihn handeln gesehn. Ich darf mich auf die Stimme des Redlichen berufen, ein großer Name umstralt den Wandel des Mannes, ein ganzes Volk wird zu Angebern und Richtern, Bernstorf darf ihr Urtheil nicht scheuen, er, der nicht sein öffentliches Leben allein, sondern jeden einsamen Augenblick desselben dem Auge Gottes ohne Furcht unterwarf; denn die Religion hatte seine Tugend veredelt, sie hat ihn durch die

glänzen-

glänzenden Gefahren der Macht, und auch die Stufen herab, freundschaftlich geleitet, sie hat ihm Demuth im Glück, und Muth im Unglück verliehen.

Sie allein hat ihn zum Patrioten gemacht, der den seltenen Namen alsdann nur verdient, wenn er Neigungen, Leidenschaften, alle Wünsche seines Herzens, dem großen Wohl aufopfert, wenn er sich vergißt, und nur immer lebhaft das Verhältniß denkt, in welches er eingeschaltet ist, wenn er unerschrocken in den Abgrund blickt, an welchen ihn die Vorsehung stellt, und gelassen ins Gewitter, das über seinem Haupte droht.

Darum zitterte Bernstorf in keinen Gefahren, darum ermüdete ihn weder Undank noch Kaltsinn, darum war er zufrieden, wenn das Gute geschah, und gönnte andern den Ruhm und die Belohnung, darum vergaß er Beleidigungen, und rächte sie nie, und nur Feinde des Staats waren die seinigen, darum gewann er es über die Menschlichkeit, auch seine Verfolger zu belohnen, ihre Verdienste ums Vaterland zu ehren und ihre Talente dem König zu empfehlen. Noch leben die Männer, und wenn sie auch Bernstorf nicht liebten: so sind sie doch redlich genug, um die Wahrheit dieses Zeugnisses einzugestehen.

Ich folge nun Bernstorf in die Stille des häuslichen Lebens, wo ein Mensch den andern nur durch innern Werth, nur durch eigne Tugend übertrifft, wo kein Glanz der Würde mehr blendet, wiewohl auch diese nur einen Augenblick täuscht; denn ein Staatsmann kann auf seinem hohen Standort, seine

Sitten, seine Schwachheiten, nicht lange verbergen. Bernstorfs Tugend war strenge und auf unveränderliche Grundsätze gebaut, aber nicht in den stoischen Ernst gehüllt, der alles Vergnügen wegscheucht, sondern sie vertrug sich mit den Freuden des gesellschaftlichen Lebens. Man vermuthet zwar die Gabe zu gefallen bey dem Mann der großen Welt; er lebt immer unter Menschen, deren Meynung ihm nicht gleichgültig seyn kann, und ist geübt, auf die kleinsten Ansprüche der Gesellschaft, auf die Forderungen jeden Augenblicks zu merken; es ist auch selten ohne dies Talent ein Minister groß und mächtig geworden: aber es erhält sich nicht lange, wenn er ein Arbeiter ist, und den Staatsangelegenheiten selbst vorsteht; sein Geist wird zu sehr an wichtige Gegenstände geheftet, als daß er sich zu den kleinen Aufmerksamkeiten des Umgangs herablassen sollte. Daher rührt der feyerliche Ernst, die finstre, eingewickelte Miene, die man keinem Minister verzeiht, und die allerdings eine billigere Nachsicht verdient. Auch Bernstorf gefiel nicht beym ersten Anblick, denn sein Auge war umwölkt, und es saß Tiefsinn auf seiner Stirne: aber so wie man ihm näher trat, drang die Seele mächtig in jeden Zug seines Angesichts, heiße Menschenliebe glühte im Auge und heitere Leutseligkeit verjüngte den Zug seines Mundes; man hielt ihn bald für einen gütigen Mann, und er hatte kaum zu reden angefangen, für einen großen glänzenden Mann. Seine Beredsamkeit floß wie ein sanfter Strom, und bahnte sich Wege durch Felsen; er nahm ein, überredete,

über=

überwältigte, je nachdem es ihm gefiel, der Ausdruck schmiegte sich dem Endzweck, das Wort der Sache fest an; sein Gegenstand war mit Wahrheit umstralt und gieng hervor und stand da, mit den Farben der Natur geschmückt. Er sprach auszeichnend vortrefflich über Regierungsgeschäfte, über Revolutionen in der Geschichte der Menschheit, über künftige wichtige Folgen kaum hervorkeimender Ursachen, über Erwartungen im System der Politik; dann malte er Staaten und Menschen nach dem Leben und aus der Geschichte mit leichten, aber treffenden Umrissen, deren Aehnlichkeit auffiel, ordnete Maßen und vertheilte Licht und Schatten mit schöpferischen Zügen einer Meisterhand. Beyspiele der Tugend begeisterten ihn; jede Gesinnung der Wohlthätigkeit, der Vaterlandsliebe, traf in seinem Herzen auf eine verschwisterte Saite, die deutlich im wärmern Ausdruck hervorklang; sein Blick und seine Sprache glühten, und er hob uns mit zu hohen Empfindungen empor.

Ein Mann, der mit blendenden Gaben auch noch Macht und Einflüsse vereiniget, herrscht gewöhnlich allein in dem schweigenden unterthänigen Haufen; alles hört und bewundert, niemand wagt einen Laut, und das Gleichgewicht der Unterhaltung hört mit allen ihren Annehmlichkeiten auf. Aber Bernstorf demüthigte nicht durch die Vorzüge seines Verstandes; er lud zum Widerspruch durch Leutseligkeit, und wußte seinen Gegenstand immer nach dem Geistesvermögen der Gesellschaft zu wählen. Er verstand es, eine Frage zu thun, die man wünschte, eine Antwort zu

finden, die befriedigen mußte. Er hatte für jeden ein Wort, einen Blick, ein Zeichen der Achtung in Bereitschaft, das auch dem Furchtsamen Muth gab. Jeder fand einen Anlaß, sein Talent zu entwickeln, jeder seinen Raum, wo er mit Vortheil erschien. Hierin allein besteht die wahre Höflichkeit, welche, wenn sie nicht im Karakter liegt, den Grossen so selten gelingt, weil immer das Bewußtseyn der Gnade durchscheint, mit welcher sie großmüthig ihrer Würde entsagen; und, sobald nur der Geringere seinen Abstand einen Augenblick zu vergessen scheint, oder irgend einer Lieblingsthorheit nahe tritt: so hüllt sich der Große zum Schrecken des Verwegenen schnell wieder in seinen Purpurmantel ein.

Bernstorf war sogar seiner Temperamentsneigungen Meister. Er war mit einer auffallenden Wärme geboren; und weil seinem Scharfsinn das Lächerliche nicht entrann, so drängte sich oft die Satyre bis an seine Lippen und leuchtete noch aus seinem Blick, aber er blieb seines Ausdrucks mächtig, der nie das Gepräge des Spottes trug und immer zur Freundlichkeit gestimmt war.

So betrug sich Bernstorf unter seinen Untergebenen und in der allgemeinen Gesellschaft. Ich unternehme es nicht, ihn unter seinen Freunden zu schildern, wenn seine ganze Seele sich ergoß und alle Zärtlichkeit seines Gefühls auch in ihre Herzen strömte; denn wer ist fähig, sie nachzuempfinden?

Sonst meidet die Freundschaft die Paläste der Grossen; ihre Stelle vertritt eine niedrige Dienstfertigkeit,

tigkeit, eine heuchlerische verstellte Liebe, die, so bald die Gnade des Fürsten wankt, oft ohne irgend eine andere Veranlassung, zum offenbaren Haß wird. Der Anhang mancher Minister ist ein Haufen um Lohn gedungener Knechte, und unter Gebietern und Sklaven giebt es keine Verbindung der Seelen. Aber Bernstorf hatte sich Freunde erworben, die seines Herzens würdiger waren; sie schätzten, unabhängig von der Würde, den Mann, der nicht verehrt, der geliebt seyn wollte, und der ihre Freundschaft mit einer Zärtlichkeit vergalt, die in der verfeinerten Welt nicht gekannt wird.

Ihr wenigen Edlen, eilet mit mir über ein allzutrauriges Angedenken weg, oder überlaßt euch vielmehr ohne Zwang eurem Schmerzen.

Bernstorf war ganz zum Vergnügen des Umgangs geschaffen; er zog, mehr aus Pflicht, als aus Neigung, ein einsames Leben allen seinen Reizungen vor, aber sein Tag reichte kaum zu der Arbeit hin, welche unaufhörlich auf ihn zudrang; die ersten Stunden desselben waren der Religion, und zwar nicht ihrer Uebung allein, sondern auch ihrer Untersuchung, gewidmet; er las die größten Theologen aller Zeiten; er verglich ihre Lehren mit den heiligen Quellen; untersuchte und prüfte ihre Glaubwürdigkeit, und waffnete sich gegen ernsthafte Zweifel. Es ist wahr, er las die Spöttereyen nicht, die, wenn man ihren Nachbetern glaubt, unser Jahrhundert so aufgeklärt haben, und die man, wiewohl nicht im Ernst, die Stimme des andern Theils nennt. Sie mögen den

Thorheiten des Alters und den Wünschen der Jugend schmeicheln, aber sie kommen der kalten Vernunft des Rechtschaffnen verächtlich vor. Wer nicht Einfälle, sondern Gründe sucht, wer überzeugt, belehrt, nicht belustigt seyn will, bebt vor dem Frevel zurück, die Regierung Gottes nach Schmähschriften zu beurtheilen.

So, durch hohe Betrachtungen aufgeheitert, gieng Bernstorf mit Freuden an die Geschäfte seines Berufs, las alle Bittschriften selbst, und hielt ein eigenes Tagebuch darüber; selten entfiel ihm ein wichtiger Umstand, zumal wenn er zum Vortheil der Bittenden gereichte; selbst in gerichtlichen Angelegenheiten nicht, die, gekleidet in ihre veraltete Tracht, dem Mann von Geschmack zuwider sind. Auch der Geringste seufzte nicht nach Bescheid; Hülfsbedürftige aus allen Ständen wurden oft durch eigenhändige Schreiben erfreut; alle wurden getröstet, wenn sie auch nicht alle erhört werden konnten.

In den auswärtigen Geschäften überließ er wenig der Arbeit seiner Untergebenen. Er entwarf die wichtigsten Aufsätze, las alle Berichte der Abgesandten selbst, und verlangte keine Auszüge, die zwar die Mühe des Lesens erleichtern, aber auch den Sinn der Berichte entstellen. Er schrieb aus der Fülle seines Geistes und Herzens; Gedanken und Ausdruck strömten ihm zu. Er verstand es, in einem gefälligen Ton durchdringend an den Verstand zu reden, überwiegend einzunehmen, alle Gegenstände so zu ordnen, daß sie sich unter einander gemeinschaftlich heben,

ben, und daß kein triftiger Umstand in Schatten zurück wich. Er wußte die Aufmerksamkeit bey verwickelten Sachen durch ein immersteigendes Interesse zu fesseln, immer den einzigen Ausdruck zu finden, der keine fremde Deutung zuließ, die in seinen Geschäften nicht gleichgültig war. Sein Styl war edel, ohne rednerischen Schmuck, leicht und fließend, ohne Trockenheit; er überredete und rührte, weil er mit aller Würde seiner eignen Tugend die Gesinnungen wohlthätiger Könige vortrug; denn immer bleiben Gerechtigkeit und Wahrheit die einzigen Quellen aller Ueberzeugung, und kein Sofist hat mit allem Schimmer des Witzes je im eigentlichen Verstand eine schlechte Sache vortreflich vertheidigt. Es ist Schade, daß seine Arbeit unter die Geheimniße der Politik gehört, daß sie der Bewunderung der Kenner entzogen bleiben muß. Seine Instruktionen an Gesandte seines Königs sind Meisterstücke der Staatskunst und des Vortrags. Der Minister befand sich gleich mitten in dem Hof, an dem er zu leben bestimmt war; das Verhältniß dieses Hofes mit Dännemark, sein Gewicht auf andre Staaten, der Karakter der Nation, das System der Regierung, war unterrichtend und deutlich entfaltet, Minister, Günstlinge, Häupter mächtiger Partheien waren geschildert, ihr Vermögen im Handeln war berechnet. In den Ausdrücken, mit welchen Bernstorf die Wünsche des Königs empfahl, waren die Mittel sie zu erreichen enthalten, alle Einwürfe waren entkräftet, Gründe mit Uebergewicht bewafnet, jeder Schritt

war so behutsam vorgezeichnet, daß auch ein Neuling in der Staatskunst, mit einer solchen Karte versehen, sich kühn in das Labyrinth der Politik wagen durfte, und aus dieser Schule kamen vortrefliche Männer, zum Dienste des Vaterlands gebildet, zurück.

Bernstorf verstand die meisten Sprachen von Europa, aber vorzüglich war er der französischen mächtig. Sie ist die Sprache der großen Welt, und verbindet durch den Briefwechsel und den Umgang fast alle gesittete Völker, insbesondere gehört sie der Staatskunst zu, die, wie alle Wissenschaften, ihre Kunstsprache und ihre Eigenheit hat; nur hat der neue Geschmack sie allzusehr mit Putz überladen, und dadurch ihren Nachdruck entkräftet; man ringt nach Witz, wo man kalte Vernunft fordert; man misbraucht hohe Metafern zu gemeinen Gedanken, und scheuet sich nicht, die Geschäfte ganzer Völker in Epigrammen und Antithesen zu verhandeln. Dieß war nicht der Styl des berühmten Jahrhunderts, in welchem Bernstorf seine Muster aufgesucht hatte. Man las seine Aufsätze noch mit Vergnügen nach nach der Arbeit eines Lionne, eines Torcy, eines Estrades. Lionne war sein Muster, ohnstreitig der größte Schriftsteller in Geschäften; aber Bernstorf übertraf ihn durch Würde des Inhalts. Er rührte durch die Mäßigung, durch die Gerechtigkeit seines Königs, anstatt daß jener die Eitelkeit des Seinigen, zuweilen gar seine Rache veredeln mußte.

Im Deutschen war Bernstorf minder geübt, ob er gleich mit Empfindung unsere besten Schriftsteller

las,

las. Als er anfieng in der Welt zu erscheinen, war der deutsche Geschmack noch in seiner Kindheit; die Schreibart beschäftigter Leute war mehr oder weniger eine Art des Aktenstyls, der entweder im frostigen Einklang ertönte, oder sich in verschränkten Perioden verwirrte, wo der Sinn im Gedränge müßiger Worte verschwand. Er hatte in Regensburg gelebt, und konnte den Ton dieser Schule nicht verläugnen; aber, weil ein Genie immer jede Sprache nach seinen Absichten beugt, so drückte er auch im Deutschen große und edle Gedanken, vielleicht nicht zierlich, aber mit einem eignen Nachdruck, und mit einer fremden, aber kräftigen Wendung aus. Mitten unter seiner Arbeit las er vortrefliche Bücher; sie wurden behutsam, wie seine Freunde, gewählt, und es war ein Vorurtheil für den Werth eines Buchs, wenn man es in seiner Sammlung antraf.

Ein so beschäftigter Mann findet seine Wollust in dem Genuß jeder freyen ruhigen Stunde; sie ist ihm zu kostbar, als daß er sie in dem sinnlosen Getümmel der Welt verschwenden sollte. Bernstorf überließ sich alsdann den stillen Freuden des häuslichen Glücks, das sich täglich erneuert, das dem Weisen allein noch Vergnügen gewährt, wenn ihn jeder Triumph der Macht und des Ansehens, jeder Aufzug der Höfe kalt läßt. Er war der freundschaftlichste, gefälligste Ehemann. Seine Gemahlin blieb immer die Vertraute seines Herzens; er kehrte freudig aus jeder Gesellschaft in ihre Arme zurück; jedes Wort, das an sie gerichtet war, jeder Blick, der

dem ihrigen begegnete, trug das Gepräge seiner Zärtlichkeit.

Die letzte Stunde des Abends war die angenehmste seines Tages. Diese brachte er unter seiner Familie, mit seinen Hausgenossen und einigen Gelehrten in Unterredungen zu. Klopstock, der Sänger Gottes und Freund und Liebling der Menschen, der rechtschaffene geistvolle Cramer, der reine Lehre und unsträflichen Wandel mit Witz und Munterkeit und ausgebreiteten Kenntnissen vereinigt, gehörten mit zu diesem glücklichen Zirkel. Wir hingen alsdann an Bernstorfs Mund, und labten uns mit Sokratischer Weisheit. Hier entfaltete sich sein Herz und sein Geist; der Schleyer der Würde fiel nieder, und die erhabne Seele glänzte in ihrer eigenthümlichen Schönheit; wir verliessen ihn nie, ohne wärmer für die Tugend zu empfinden, ohne unterrichtet oder gebeßert zu seyn.

Wenn die schöne Zeit des Jahrs heran nahte, so entfloh auch Bernstorf aus dem Geräusche der Stadt in die sanftern Scenen der Natur. König Friedrich hatte ihm ein Landgut geschenkt, das, als der Ruhplatz eines großen Mannes, unserer Zeit und der Nachwelt ehrwürdig bleibt.

Auf einem Hügel, der auf einer weit ausgebreiteten Fläche sich langsam erhebt, ist ein geschmackvolles, mehr bequemes als prächtiges, Wohnhaus erbaut. Jenseits der Fläche begränzt die Stadt den Horizont, nah genug, um in ihrer ganzen Schönheit zu glänzen, und entfernt genug, um die ländliche

liche Ruhe nicht zu stören. Die Stadt dehnt ihr Gewühl durch den Hafen in das angränzende Meer aus; hier verändert die Schiffarth jeden Augenblick die reiche mannigfaltige Scene, und das stille ferne Getümmel entzückt. An dem Hafen vorbey verliert sich der Blick auf der See, oder ruht zuweilen unter einer sich sammlenden Flotte, oder auf den Küsten von Schonen aus.

Jung gepflanzte Alleen führen von dem Wohnhaus in die regellosen Gänge eines reizenden Waldes, der einen Garten verbirgt und schützt, auf welchen die Sonne nicht weniger gütig, als auf ein südliches Land blickt. Er ist das Muster der Gärten von Dännemark, und bringt die besten Früchte der wärmern Provinzen von Europa in ihrer Vollkommenheit hervor. Bernstorf hat ihn gepflanzt und gewartet; er hat in demselben die angenehmsten Stunden seines Lebens zugebracht; sein Geist blühte auf, und sein Herz erweiterte sich, wenn er die freyere Luft dieses Lustplatzes athmen konnte. Er hatte es gelernt, die Stufenfolge der Wohlthaten Gottes in der Natur aufzusuchen, einen heitern Tag mit Entzücken zu grüßen, der Entwickelung der Pflanzen nachzuspüren, die Ankunft der Blüte zu belauschen und über die schwellende Frucht zu frohlocken, alle die mannigfaltigen Freuden zu empfinden, die ein unverdorbnes Gefühl mit keinen andern vertauscht.

Damit auch kein Segen dieser auserwählten Erde fehlen möge, versamlete Bernstorf glückliche Menschen um sich her. Er gab seinen Gutsunterthanen

ihr Geburtsrecht, Freyheit und Eigenthum, wieder; er munterte sie durch großmüthige Beyhülfe auf, ihre Güter zu theilen, und auf der Mitte ihres Landes zu wohnen.

Schnell deckten sich Heiden mit fröhlichen Saaten; neue Pflanzungen stiegen hervor; anstatt dürftiger Hütten in elenden Dörfern wurde die Gegend mit angenehmen Wohnungen geschmückt, in welchen glückliche Väter ihre Kinder den Namen ihres Wohlthäters lehrten. Sie wollen ihm, dem Freund der Menschen, mitten in der verschönerten Gegend ein Denkmaal errichten, das dem künftigen Wanderer gewiß edlere Empfindungen, als Trophäen, einflößt, einen prachtlosen, aber ehrwürdigen Stein, auf welchen die Thräne ihrer Dankbarkeit floß.

In dieser Wohnung des Friedens fühlte Bernstorf sich glücklich; sein Gedächtniß rief ihm tugendhafte Thaten und überzeugende Beyspiele der göttlichen Vorsehung zurück; keine Handlung seines Lebens war durch eine kränkende Reue verbittert; sein Fleiß war mit Gedeyen gesegnet; er war von den Redlichen im Staat, von den Würdigsten aller Nationen verehrt, von seiner Familie, von seinen Freunden, von seinen Untergebenen geliebt; und auf seiner gefahrvollen langen Laufbahn hatten ihn wenig Unglücksfälle betroffen. Er näherte sich mit muntern Kräften dem Alter, und durfte sich schmeicheln, noch manche Früchte seiner Arbeit zu genießen, noch lange dem Staate nützlich zu seyn.

Am

Am Abend des Lebens wird selten ein Mann, der in großen Verhältnißen eingeflochten war, die vergangene Zeit wieder durchzuleben wünschen, ohne Epoken, ohne Vorfälle auszunehmen, deren Angedenken ihn quält; aber Bernstorf hat es oft mit freudigem Danke gegen die Vorsicht wiederholt: er nähme jeden verflossenen Tag aus den Händen der Allmacht ohne Bedingung zurück, gienge er nicht einer herrlichen Zukunft entgegen.

Jedoch auch seiner wartete der Sterblichen Loos, die, wenn sie auch keine Strafgerichte fürchten, doch selten der Prüfung entgehn, die ihr Vertrauen auf Gott bestätigen und den Ruhm ihres Lebens durch den schwersten Triumph, durch ihre Geduld im Leiden, krönen soll. Langsam zog sich ein Ungewitter auf. Unbedeutend in seinem Anfang schien es auch dem scharfsichtigsten Auge nicht furchtbar; aber es verbreitete sich schnell, und deckte Dännemark mit einer schreckenvollen Nacht. — O, ruhte sie ewig auf der Geschichte dieser Zeit!

Bernstorf hatte schon lange die Absicht seiner Feinde entdeckt, ihn durch wiederholte Angriffe zu reizen, und zu irgend einem Schritt zu verleiten, der sie von dem Mann, den sie haßten, befreyete. Endlich konnte er sich nicht mehr verbergen, daß es ihnen gelung, ihm das Vertrauen seines Monarchen zu entziehn. Aber sollte er ruhig sein Schicksal erwarten, oder dem Sturm, der ihm drohte, entfliehn? Das war die große bedenkliche Frage, die entschieden

werden

werden mußte, und die in seiner bittern Verfassung nicht so leicht zu beantworten war.

Ein Staatsmann, der zu mißfallen anfängt, wandelt immer an Abgründen hin, und thut keinen gleichgültigen Schritt mehr. Ist er gelassen, so ist es ein Stolz, der gedemütigt zu werden verdient; verbirgt er seine Unruhe und seine Empfindlichkeit nicht, so ist es Bewußtseyn der Schuld; entschließt er sich, sein Amt niederzulegen, so wartet vielleicht eine Kränkung auf ihn, wozu nur der Anlaß gefehlt hat; und harrt er zu lange, reizt er die Ungeduld seiner Verfolger, so ist es ungewiß, zu welchem heftigen Ausbruch ihr Unwillen endlich verleitet werden mag. Wenn alle Zugänge des Throns von Rathgebern umringt sind, die ihre gemeinschaftliche Sicherheit vereinigt, so ist kein Fürst der Erde mächtig genug, den Eingebungen der Wahrheit, die zurückgescheucht wird, oder den Empfindungen seines unaufhörlich bestürmten Herzens zu folgen.

Alles das erwog Bernstorf mit heiterer Ueberlegung, und entschloß sich dennoch nicht zu fliehn, den Posten nicht feig zu verlaßen, auf welchem er als ein auserwähltes Werkzeug der Vorsehung stand, keinen Augenblick, der in seiner Macht war, zu verlieren, wo er dem Staat, oder auch nur einem Gliede desselben durch seine Arbeit nützlich seyn konnte.

Der Schlag kam seiner Erwartung zuvor. Ich war der einzige Zeuge dieses prüfenden Augenblicks. Sein Betragen dabey muß auf ewig seinen Karakter entscheiden; denn in einer solchen Stunde ist der

größte

größte Mann in den Händen der Natur. Er hatte sich eben zur Arbeit niedergesetzt, als er das Schreiben des Königs empfieng, welches ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille, und stund mit einem Blick des Schmerzens auf. Ich bin meines Amts entsetzt, sprach er mit einem gesetzten bescheidenen Ton, und fügte mit gen Himmel erhabenen Augen hinzu: Allmächtiger, segne dies Land und den König!

So stand Bernstorf an den Ruinen seines Ruhms; so gelassen sah er in einer Minute das Gebäude seines ganzen Lebens umstürzen; Hofnungen große Entwürfe zu vollenden, Aussichten in ein ehrenvolles ruhiges Alter, alle Freuden des vergangenen Lebens waren dahin wie ein Traum, und die Folgezeit breitete sich finster vor ihm aus: dennoch stand er unerschüttert. Entweder war Bernstorf ein großer, oder ein unempfindlicher Mann. Wer hat ihn je unempfindlich gekannt?

Es war seinen Feinden geglückt, die Grundsätze seiner Verwaltung zu schelten; aber dennoch haben sie nie in dem Herzen des Königs, selbst nicht in ihrem Gewissen, die Achtung vertilgt, welche das wahre Verdienst auch unter Verfolgungen fordert.

Der Brief, der ihn seines Amts entsetzte, enthielt Beweise einer erkenntlichen Erinnerung seiner geleisteten Dienste, und Bernstorfs Asche ist versöhnt; der König hat sein Gedächtniß verherrlicht, er hat seine Familie durch rührende Beweise seines erneuerten Wohlwollens erfreut.

Bernstorf brachte nur einige Tage nach seiner Entlassung in Dännemark zu, und er wandte sie wie Sokrates an, um seine Freunde zu trösten. Ihm entfiel keine Klage, nicht ein empfindliches Wort. Er beschuldigte niemand, er vertheidigte sich nicht, sondern gieng, wie Scipio, aus der Versamlung seiner Ankläger, und dankte, statt aller Verantwortung, Gott für alle Dienste, die er dem Staat geleistet hatte.

Bernstorf hatte kaum wenige Monate in Hamburg durchlebt, als es schon von seiner Wahl abhieng, einem schmeichelhaften Ruf auf einen größern Schauplatz zu folgen. Er empfand das unangenehme seiner Verfassung, nicht weil er aufgehört hatte, mächtig zu seyn, sondern weil er nicht mehr nützlich seyn konnte, weil er gewohnt war, sich mit dem Wohl ganzer Reiche zu beschäftigen, und die Bürde eines müßigen Lebens fühlte; auch war der Haß seiner Feinde so wenig befriedigt, daß ihn neue Kränkungen selbst in seiner ehrwürdigen Ruhe verfolgten. Warum sollte Bernstorf unter diesen Leiden dem Reiz widerstehn, an einem Throne zu glänzen, der alle Arten des Verdienstes an sich zieht, und in der scharfsinnigen Großmuth, Verdienste zu belohnen, alle Beyspiele der Geschichte übertrift? Aber alle Güter der Welt wogen keinen seiner Grundsätze auf. Er hatte sich einmal Dännemark in einer allzuwichtigen Sphäre gewidmet; sobald ihn dieses Land nicht länger ertrug, so war für ihn auf der ganzen Erde kein anderes Vaterland mehr. Er verehrte die Tu-

gend

gend fremder Monarchen, aber sein Herz blieb nur Einem König ergeben; da dieser seine Dienste nicht mehr begehrte, so begnügte sich Bernstorf, ihm den Segen des Himmels in seinem einsamen Gebet zu erflehn.

In einer Zeit, wo alles Vertrauen aufhörte, und wo auch rechtschaffne Diener, blos darum, weil sie die Verfolgung schonte, für Mitschuldige angesehn wurden, blieb Bernstorf seinen alten Freunden unveränderlich treu. Freilich war es Sicherheit, zu fliehn, und vielleicht verwerflicher Stolz eines reinen Gewissens, am Abgrund zu zaudern; aber sehnsuchtsvolle Wünsche im Stillen wurden nicht gehört und nicht erfüllt; und ehrenvolle Verhältnisse haben manchen unter vergeblichem Leiden ans nahe Verderben gefesselt.

Bernstorf glaubte länger an die Tugend, die er geprüft und gewürdigt hatte, und blieb verläumdeten unglücklichen Männern bis an seinen Tod gewogen. Er erlebte die Verherrlichung noch, für seine Feinde in ihrem Elend zu beten, aber er starb zu früh, um des Triumphs zu genießen, den ihm das wiederkehrende Vertrauen des Königs und die Stimme aller Patrioten versprach. Er erlag unter den Kämpfen des Geistes, mehr durch Arbeit und Gram, als durch Krankheit und Jahre erschöpft. Seine Unpäßlichkeit verkündigte keine Gefahr; sein Ende war schnell, wie es nur der Fromme wünschen darf; seine Gemahlin empfand die Schrecken dieses sanften Todes allein. Er hatte sich eben zur Ruhe niedergelegt, als sie tönte,

te, die Posaune des Engels, der ihn an den Thron der Vergeltungen rief, als, nach wenigen Seufzern der unterliegenden Natur, diese große Seele unsere Erde verließ.

Alle Arten des Ruhms haben sein Leben verherrlicht. Er war glücklich am Ruder des Staats, und von allen Redlichen geliebt, und, von aller Macht entblößt, noch verehrt.

Traum des Galilei. (*)

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings; theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der süßen Zurückerinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte. Einst

(*) Galilei war zweymal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Kopernikus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweytemal saß er lange gefangen und in größter Ungewißheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frey, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genoß in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb und seinen Namen nie anders als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet in Montucla Histoire des Mathematiques, Heumanns Actis Phil. und andern bekannten Büchern.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von **Viviani**, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen.— **Viviani** setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heißen Sehnsucht nach Freyheit, die ihn einst zu Rom, bey Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des **Kopernikus** möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich **Galilei** bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh er sie gäbe.

Du weißt, fieng er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreyung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der **Medicis**, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben,

warf

warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal und voll innrer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele dran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag, und den ermüdeten Leib zu neuen Wohllüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! Oder in trüben umwölkten Nächten beym Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun

bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wohllüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Palästen, des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das Heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest, der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen liessest, als die reinste und heiligste für die Wahrheit, der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Wurm offenbartest; mußt du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freyheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Wel-

che gerechte unpartheyische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie alles an sich reißen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indessen mein Auge voll Verwunderung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Hauptharrs ruhte. — Galilei! sagte er endlich, was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freyheit gerettet. — Du bist **Kopernikus**! rief ich, und schloß ihn, noch eh er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, **Viviani**, die Verwandschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freyen Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe, sprach nach erwiederter Umarmung der Greis, ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon itzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn

 dort,

dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eigenes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte mich bey der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, **Viviani**, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden und des Orions; ich sah die Flecken der Sonne und die Monden des Jupiters: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitende mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, **Viviani**, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestättigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! Ich fühlte dieß alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Einzige, daß ich es fühlte, ist mir geblie-

ben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in dessen Größe verlor, der dieß alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Grenzen der Sinne, sagte er, sind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert; noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether: und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert: wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben: und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung; ewige Gesetze stimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie: unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeit. — Zwar, was sag ich dir das schon itzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der noch gefesselt an einen trägen Ge-

fährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfieng, sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiß, er kennt sie, **Kopernikus**, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irrdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt, in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß hervorgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest und den Plan seiner Schöpfung enthülltest; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnre dich, als nun alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Aehnlichket mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sies nicht: warum sähn wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir dünkte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Paläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben, indessen der freye Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, **Viviani**, da umwölkte sich mit feyerlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er; so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? Hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? Hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freyer und mächtiger fortwirken im Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch: und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken,

wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager.

Engel.

Etwas von Höltys Charakter.

Den ersten Sept. 1776. starb zu Hannover C. L. H. Hölty in seinem 28sten Jahr, an der Auszehrung. Ich will die alte Klage, die man schon so oft mit Recht anstimmte, nicht von Neuem anstimmen: Daß so viele unsrer besten Köpfe in der Blüthe ihres Lebens unserm Vaterland entrissen worden, so gerecht auch hier die Klage wäre.

Aber denen, die meines Freundes Lieder mit so vielem Antheil lasen — und dieß sind gewiß nicht wenige, und gewiß aus den Edlen des Volks — will ich einen kurzen Entwurf seines Charakters geben, welches ich, nach einem mehr als dreyjährigen sehr vertrauten Umgang, treu genug thun zu können, glaube.

Aus dem Ton, den er in seinen meisten Liedern angab, kennt man Höltyn als eine sanftschwärmerische, fromme, gelassene, halbmelancholische, aber doch ruhigtraurige, im Anschaun der Natur und ihrer Schönheiten versunkne Seele. In seinen Liedern

stürmt

stürmt fast niemals eine laute oder starke Leidenschaft; Rührung und Bewegung strömt sanft darinnen hin. Die Würkung, die er seinem Leser mittheilt, ist die Würkung, die die Abenddämmerung hervorbringt: Schwermüthige Ruhe, die an Thränen gränzte.

Wie Hölty jetzt noch in seinen Liedern lebt, und hoffentlich noch bey der Nachwelt leben wird, so lebte er vor kurzem noch auf der Welt, und unter seinen Freunden. Wer ihn zum Erstenmal, oder blos aufs Aeusserliche sah, bekam eben keine vortheilhafte Meynung von ihm. Er gieng niedergebükt, hatte einen trägen Gang, sah einem treuherzig, aber einfältig scheinend ins Gesicht; seine Gesichtsfarbe war beständig blaß, und verkündete den Tod, der ihm seit vielen Jahren schon am Leben nagte; Und von dieser Kränklichkeit kams auch, daß er träg und phlegmatisch schien. Unter unbekannten Menschen sprach er wenig, oder nichts, denn er war furchtsam und ein wenig mißtrauisch; Auch wieder eine Folge seiner Kränklichkeit.

Nur im vertrauten Kreise seiner Freunde schloß sich seine Seele auf, ließ in sich hineinblicken, und theilte sich andern mit. Eh ich aber seinen gesellschaftlichen Charakter angebe, muß ich ihn zeigen, wie er in der Einsamkeit war, worinnen ich ihn oft belauscht habe. Er hatte eine brennende Wißbegierde, die beynah an Neugier gränzte. Daher kam sein Fleiß, und die Frucht davon: Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit. Seine Bestimmung war, ein Prediger zu werden, (ob er sie gleich, im letzten

Jahr seines Lebens, wegen mehrmaligen Blautauswerfens, nicht verfolgen konnte.) Also studierte er sehr fleissig die Theologie, und alle Hülfswissenschaften. Aber neben dieser Hauptwissenschaft studierte er unaufhörlich die ältere und neuere Philosophie und ihre Geschichte, die Historie, und die schönen Wissenschaften in all ihrem Umfang. Jeden Schriftsteller las er in seiner eignen Sprache. Er verstand, und zwar sehr gründlich: Ebräisch, Griechisch, Lateinisch, Englisch, Spanisch, Italienisch, Französisch: Die Griechische, Englische und Italienische Sprache liebte er am meisten; In der Englischen gab er viel Unterricht; Sein herrliches Gedächtnis machte, daß er nicht nur alle diese Sprachen gut verstand, sondern auch seinen Verstand mit allen Schätzen ihrer Schriftsteller bereicherte; Uebersetzte auch sehr gut den Kenner; Hurds Dialogen; den ersten Theil von Shaftesburys Charekteristik, wovon leyder nur der erste Theil gedruckt werden kann.

Ihm konnte man also gewiß nicht den Vorwurf machen, den man häufig den Dichtern und den sogenannten Schönen Geistern — oft mit Recht, gewiß aber auch oft mit Unrecht — macht: Daß sie nichts als Verse machen und Gedichte lesen können. Er opferte vielmehr dem Fleiß und seiner Wißbegierde fast zu viele Zeit und Kräfte. Hätt er weniger studiert, so glaub ich fast gewiß, er lebte unter uns noch lange Zeit. Ganze Tage und gewöhnlich mehr als halbe Nächte saß er, über dicke Folianten und Quartanten hingebückt, mit solcher anhaltender Geduld,

duld, daß er sie in wenig Wochen ganz durchlas. Wenn er sich einmal zum Lesen hingesetzt hatte, so vergaß er alles, Welt, Gesellschaft, Essen und Schlaf. Diese gelehrte Sorglosigkeit mag eine Mitursache seiner beständigen Kränklichkeit gewesen seyn. So sehr er den Umgang mit Personen, die er einmal liebgewonnen hatte, und das freye Feld, den Tempel der Natur, liebte; So verließ er doch sehr selten auf eignen Antrieb sein Zimmer, und die Bücher; Immer hatte er einen äussern Anstoß nöthig. Die zwey ersten Jahre, als er in Göttingen studierte, sah man ihn fast nie, als in den Kollegien, die er sehr gewissenhaft besuchte.

In den letzten drey Jahren kam er in die engeste Verbindung mit den edlen Jünglingen, die, gewiß durch ganz besondre Vorsehung, aus so verschiednen Gegenden, in Göttingen zusammen kamen, und den Bund der Freundschaft, der Religion, des Vaterlandes und der Tugend stifteten. Ihre Namen kennt man größtentheils schon aus den Musen-Almanachen: **Stolberg, Bürger, Boie, Hahn, Voß, Leisewiz** u. a.

Hölty lebte unter diesen neu auf. Wir nahmen ihn fleißig auf unsre Spatziergänge mit. In Gesellschaft solcher Freunde, die ein so gemeinschaftliches Interesse mit ihm hatten, hüllte seine Seele sich aus ihren Wolken, sie ward offener und heiterer, saugte mehr Vergnügen ein, und theilte sich und ihre Empfindungen mehr mit. Dieses, und die häufige Bewegung in der freyen Luft hatte auf seine Gesundheit einen

einen sehr heilsamen Einfluß, so daß er von der Zeit an weit gesünder aussah, und sogar etwas Röthe im Gesicht bekam; bis endlich das verschloßene Uebel ausbrach. Vor anderthalb Jahren warf er Blut aus, hatte bis ans Ende einen sehr hartnäckigen Husten, immerwährende Beklemmungen, in der letzten Zeit fast keinen Schlaf, und so starb der fromme Dulder. Noch am 4ten August schrieb er mir:

„Ich befinde mich diesen Sommer sehr schlecht. Fast drey Monate hindurch habe ich keine Nacht geschlafen, immer ein schleichendes Fieber, Kopfweh, und die heftigsten Brustbeklemmungen gehabt: Du kannst leicht denken, wie mich das abmatten mußte. Ich trinke jetzt schon über vier Wochen den Brunnen, und spüre gegenwärtig einige Besserung. Der goldne Schlaf kommt wieder; nur geben sich die leidigen Brustbeklemmungen noch nicht.„ Wie die meisten Schwindsüchtigen, hoffte er auf Leben bis an seinen Tod; am Ende dieses Briefes schrieb er mir.

„Schreib mir bald einen recht langen Brief! Ich werde künftig gewiß sehr oft an dich schreiben.„— Hier muß ich inne halten; Thränen hindern mich. Gott! was sind menschliche Hoffnungen und Entwürfe! Er sah keine Zeile mehr von mir; Ich werde keine mehr von ihm sehen! du bist hingegangen, Lieber! wer aus unserm Kreise wird zuerst dir folgen? Wann werd ich dich wieder sehen, du Geliebter, und ans Herz dich drücken, und dann ewig dein seyn? —

Behag-

Behaglichkeit, Leidsamkeit, Hang zur Ruhe, Empfänglichkeit, besonders für alles Traurige und stillrührende — waren die Hauptbestandtheile im Charakter meines seligen Freundes. Aber sein Hang zur Ruhe war nicht Trägheit, sobald es darauf ankam, einem Menschen, und besonders einem Freunde zu dienen. Er war ausserordentlich gefällig. Keine Bitte, that man sie auch auf Kosten seiner Ruhe, schlug er ab. Er hätte Folianten für einen excerpirt, wenn man seine Gefälligkeit hätte mißbrauchen wollen. — In eine heftige Bewegung oder Leidenschaft konnt ihn nicht leicht etwas bringen, kaum eine Beleidigung seiner selbst; aber allemal erhub sich seine Seele, und rüstete sich mit edelm Unwillen, wenn man ihm von einer schlechten That, von Verführung oder Unterdrückung der Unschuld, von gekränkter Menschheit, von Triumph der Bosheit und des Lasters sagte. Alsdann sprach er heftiger, geschwinder, mit erhöhter Stimme; und Gefühl für Menschheit und Tugend röthete seine, sonst immer blasse, Wange. Er war wie umgeschaffen; seine Worte wurden Kraft; Edler Unwille blitzte aus dem, sonst so ruhigen und stillen Auge. So sah ich meinen Lieben oft, besonders wenn ich allein bey ihm saß, und mit ihm ins Gewühl der Welt, in den Wirrwarr von Trug und List; in den Kampf der Unschuld, mit dem Laster; der Unterdrückung mit der Ohnmacht; der vornehmen Schurken mit dem edlen Armen blickte. Er kannte die Seele und die Kraft des Menschen. Aber, weil er wenig unter Menschen kam, so glaubte

er nicht, daß sie diese Kraft so oft zu Trug und Bosheit und zu Unterdrückung und Mißhandlung ihrer Brüder anwenden. Er beurtheilte sie größtentheils nach sich; und da warens freylich edle friedliche Geschöpfe voll Adels und Wohlwollens. Er war immer am beredtesten, wenn man von guten Menschen sprach. Er stimmte jedem Lob freudig bey, das man einem Edeln gab. Er staunte oft, oder zweifelte, wenn er wieder eine schlechte Menschenthat hörte; Er entschuldigte, so lang er konnte. Dann aber, wann dieß nicht möglich war, dann wandte sich sein ganzer verachtender Unwill auf den schlechten Kerl — und sein ganzes Mitleid, seine ganze Liebe, seine ganze Seele neigte sich zum edeln Unterdrückten; eine fromme Thräne floß ihm.

Wie richtig sein Gefühl war, wie er alles Rührende, ins Herz sich schleichende, alles Seelenschmelzende auffaßte, wissen alle die, die seine Lieder lasen. Unter seinen Lesern habe ich keinen noch gefunden, der ihn nicht liebte, nicht mit Antheil sich nach ihm erkundigte. Immer der sicherste Lohn der Empfindung, die die Seele der Dichtkunst ist. Je mehr ein Schriftsteller, und besonders ein Dichter, Empfindung hat, desto mehr hat er Freunde, die ihm aus Grund der Seele gut sind. Bewunderung ist immer erst das Zweyte, was sich ein Empfindungsdichter zu erwerben sucht.

Hölty hatte gewiß viel Empfindung. Seine Einbildungskraft stellte immer das zusammen, was zunächst ans Herz greift; daher das Dämmernde in

seinen

seinen Liedern, die Abend- und Nachtscenen, das viele Mondenlicht, das nächtliche Zirpen der Grillen, die ländliche Einfalt, der elegische Ton, das öftere Sehnen nach Tod und Grab; endlich die vielen frommen, aus der Religion gehobenen Empfindungen. Noch überzeugender wird man dieses einsehn, wenn man seine Gedichte beysammen sehen wird, welches bald geschehen soll.

Seine **Religion** war: Glaube, Liebe, Hofnung. Sie floß aus der Bibel in sein Herz. Das ewige Raisonniren, Rektificiren, Distilliren, Sichten und Sieben der Religion, das jetzt manche Theologen bis zum Uebermaas und Eckel treiben, war ihm für den Tod zuwider. Sein Stab und Anker war Christus; darauf lehnte und stützte er sich, nicht achtend des zerbrechlichen Rohrstabs, den mit süssem Geschwätz und ewiger Anpreisung ihrer Waare die Berliner Bibliothekare und ihre Vor- und Nachbether dem Waller durchs Leben anbieten. Oft ward er ganz bös, wenn wir wieder einen selbstgefälligen theologischen süssen Herrn auftreten sahn, der mit vielem Anstand und Lebensart so ganz Cavalierement dem armen leidenden Christen seinen Heiland Bruder, und Gott, Jesum Christum den Gekreuzigten, den Sündentilger, der ihm bisher alles war, Schild und Trost im Elend, wegplappern, wegphilosophiren und sophistiren wollte. — Er blickte von dem schwachen Männlein weg, und auf seinen Freund und Bruder, den Gekreuzigten, der ihm nicht, wie den Weisen dieser Zeit, Aergerniß und Thorheit war. Er hatte

ihn zu oft in seinen vielen Leiden, in den schlaflosen, unter Krankheit und Schmerz durchseufzten Nächten als seinen Freund und nähern Gott erfahren. Darum bekannte er ihn auch vor Menschen frey und öffentlich, auch in verschiednen seiner Lieder, als seinen Herrn und Gott; war nicht, wie die Dichter, aus deren Werken man nicht sehen mag, ob sie Christliche, Griechische, Römische oder hottentotische Religion bekennen?

Deswegen war er nicht bigott, oder Eiferer. Er, der in allen andern Stücken, gegen alle Menschen, so verträglich war; sie mit allen ihren Eigenheiten, Lächerlichkeiten, Abgeschmacktheiten, auch wohl gröbern Fehlern, immer noch mit Liebe und Geduld trug, immer alles zum Besten kehrte, war auch gegen Sekten und Religions-Meynungen verträglich; wünschte allen zu gelangen, zur Erkenntniß und Erbarmung Gottes, und zum Heiland unsrer Seelen.

Seine Seele kannte keine Art von niedrer Wollust; sah immer ihre bessere Bestimmung; dachte immer sich den Tod mit Freuden, und als Uebergang zum nähern Anschaun Gottes; er verachtete jede Ungezogenheit und Schlüpfrigkeit in Schriften und in Reden; aber nicht den frohen Scherz, der Seel und Leib gesund und frisch erhält. Er hatte ziemlich viel, und eine besondre Art von Witz. Man kanns eher drolligtes Wesen, als Laune nennen. Seine Einfälle thaten desto größre Würkung, weil er sie mit trockner Stimm und Miene, ohne selbst zu lachen, vorbrachte. Er hätte, wie man aus einigen

nigen seiner Lieder und Romanzen sieht, sich eine ganz eigne Art von Laune oder Lustigkeit erwerben können. Aber er hielt selbst die Gabe, lachen zu machen, für ein weit geringeres Verdienst, als die würdigere Kunst, zu rühren und ans Herz zu reden.

Seine stete Kränklichkeit, und seine ökonomische Umstände, welche nicht die besten waren, die ihm aber, so lang er in Göttingen studierte, der rechtschaffne Heyne auf eine edle Art erleichterte, hätten ihn leicht muthlos, mürrisch, und verdrüßlich machen können; aber er war ein stiller, frommer und gelassener Dulder; sah dem Ende seiner Leiden ruhig und mit Heiterkeit entgegen. Nur Eimal weiß ich, daß ihm Thränen flossen, als der Arzt ihm die Gefahr, in der sein Leben stand, ankündigte, und er auf Einmal vom Gedanken überwältigt wurde, daß er nun diese Welt, mit der er so zufrieden war, in der er, durch seine Lieder, immer mehr Freunde fand, und besonders uns, seine Lieben, verlassen sollte. Oft hatte ich Mühe, ihm meinen Kummer zu verbergen, wenn er blaß und abwelkend vor mir stand, wie die Blume, der ein Wurm im Innern nagt, und ich dachte: Ach! Du wirst uns wohl zuerst entrissen werden! Er aber war ruhig und vergnügt. In dem letzten Jahre seiner Leiden sah ich ihn nicht mehr; aber gewiß blieb er auch da sich gleich.

Seine ökonomischen Umstände waren, wie ich schon gesagt habe, nicht die besten; Er hatte zwar nicht völligen Mangel, aber auch nicht Ueberfluß.

Und doch war er so zufrieden und genügsam, wie der Reiche. Er sprach niemals klagend, wohl aber scherzend darüber. So schrieb er mir in seinem letzten Briefe. „Ich leide gewaltigen Geld-Mangel. Das beständige Mediciniren kostet mir so viel. Stürb ich jetzt, ich müßte wie Aristides, publico sumtu begraben werden.„ Ein gutdenkender, der dieß erfuhr, suchte diesem Mangel abzuhelfen. Das Geld kam zu spät, und konnte gerade noch auf die Leichenkosten verwendet werden. Ich wünsche keinem seinen Mangel; aber jedem sein zufriedenes, genügsames Gemüth.

Noch muß ich, soviel ich kann, und das ist wenig, von seinem Poetischen Charakter, dessen Bildung, und den Veranlassungen dazu, sagen. So wie sein Charakter jetzt in seinen Liedern dasteht und bleibt, davon sag ich nichts. Seine Leser und ihr Herz mögen ihn bestimmen!

Man sagt, der Dichter wird gebohren. Das ist wahr, so wie jede Fähigkeit mit dem Menschen gebohren wird. Nur die Auswickelung hängt von äussern und Nebenumständen ab.

Der Dichter lebte schon im Knaben Hölty; auch schon zum Theil die Hinneigung zu einer besondern Art, der Dichtkunst, nämlich zur stillen, ruhigen, ländlichen — zur feyerlichen und schauderlichen. Er gieng schon als Knabe viel allein; sonderte sich von seinen Gespielen ab, in einsame und stille Gegenden, in den schweigenden Wald, an die sanftweinende Quelle, auf den Gottesacker. Er liebte das

das Gespenstermäsige, wünschte sich Erscheinungen, und weil keine kamen, schlich er sich selbst einmal bey Nacht als Gespenst auf den Kirchhof und erschröckte die Bauren. — In Hildesheim wollte er als Knabe seine ersten Verse machen; Er wußte nicht, worüber? und brachte das A. B. C. in Verse, so daß jeder Vers sich mit einem Buchstaben nach der Ordnung des Alphabeths anfieng. In der Schule schrieb er Verse auf die Bänke, in der Kirche an die weissen Wände.

Er ward ein Dichter der Natur und des Landlebens. Diese Anlage ward durch seine Jugend-Umstände entwickelt. Er lebte auf dem Lande, wo sein Vater Prediger war, nämlich zu Mariensee im Hannövrischen. Hier lernte er alle Auftritte, auch die kleinsten Abwechslungen der Natur kennen, die dem Städter, der nur zuweilen ins freye Feld blickt, unbemerkt bleiben. Hier lernte seine Seele die Einfalt und fromme Sitte und die Denkungsart des Landmanns kennen, und sog sie mit den frischen Lüften ein.

Auf der Schule zu Zelle las er zuerst die Engländer; Daher in seinen ersten Odenversuchen seine Bildersprache, die zu vielen und überhäuften Gemähld̈e aus der Natur; Seine Liebe zur Allegorie, die er nachher auf den Rath seiner Freunde in Göttingen wieder verließ, und mit der weit edlern Simplicität vertauschte.

Seine Anlage zum drolligten trieb ihn an, verschiedne komische Romanzen zu machen, die nicht

ohne Verdienst sind. Als er aus den Reliques of ancieut englifh Poetry die höhere Romanze, oder die Ballade kennen lernte, da machte er sehr gute Balladen z. E. Adelstan und Röschen, die Nonne. ꝛc.

Als einige von uns in Göttingen Lieder machten, so verfiel er auf diese Gattung der Dichtkunst, und machte sehr gute Lieder voll natürlichen Gesangs, und ruhiger elegischer Empfindung. Man hätte aber auch grössere Gedichte von ihm hoffen können. Vielleicht Jahrszeiten in Thomsons oder Kleists, oder vielmehr in seiner eigenen Manier. Oft wälzte sich in seiner Seele der Gedanke, ein grosses romantisches Gedicht aus den Zeiten der Kreuzzüge zu machen. Die Natur und den Menschen, mit dem er umgieng, beobachtete er sehr genau; Zwar langsam, ruhig, und so, daß mans ihm kaum ansah, aber desto richtiger und tiefer. Hätte er selber stärkere Leidenschaften gehabt, so hätte er auch die starke Affekten-Sprache noch tiefer beobachtet. Als Dichter hätte er nicht so vieles und so vielerley lesen sollen. Oft hafteten ihm fremde Gedanken und Ideen an. Man sah oft aus seinen Gedichten, was er zuletzt gelesen hatte. Er bestimmte sich zu sehr nach andern, auch nach seinen Freunden, wenn diese eine neue Gattung versuchten. Doch hatte er immer noch soviel eigenes, daß man seine Gedichte sogleich kannte, wann auch nicht sein Name dabey stand.

Und

Und so bist du denn dahin, du frommer Sänger! Du, mit dem ich so manchen Abend, manche Nacht in vertaulichen Gesprächen, die nur wir ganz verstanden, hinbrachte! Du hast mich zurückgelassen, und ich weine. Oft hast du mir deinen frühen Tod voraus gesagt und ich wollt ihn nicht glauben. Als du über meine Trennung von dir klagtest (*), hast du ihn verkündigt, da du sangest:

— Mein Klagegesang ruft der Vergangenheit,
Bis mich hüllet die Rasengruft.
Und die hüllet mich bald! —

Ach nur zu bald, mein Geliebter! — Wenn es traurig um mich sey, sagst du, und das Laub um mich lisple, und der Nachtigall ich horche, und eine traurige Gestalt vor mir schwebe, und mir lächl' und winke, und mir Ahndungsgefühl durch die Brust klopfe, das sey mein Freund, seyest Du. —

O Geliebter, wenn ich einsam in der Dämmerung einhergeh, in der Wehmuth des schweigenden Abends, und mirs bang um die Seele wird, daß ich weinen möchte: Dann bist du Geliebter, meiner Seele gegenwärtig, dann gedenk ich deiner, segne dich, schau zum Himmel auf und wünsche, da zu seyn, wo du bist. — Und ich werde zu dir kommen, Freund, denn ich will leben, so wie du gelebt hast; will für Tugend sprechen, singen, handeln, so wie du gethan hast.

Ja,

(*) S. den Göttinger Musenalmanach vom Jahre 1775. S. 119. fgg.

Ja, ich will, mit allen unsern Freunden, zu dir kommen!

Etwas weniges von dem, was du mir und unsern Freunden warest, was du für die Welt warest, und ihr hättest werden können, und geworden wärest, habe ich denen, die dich lieben, und noch künftig lieben werden, hier gesagt. Aber es ist wenig. Ein Freund kann der Welt nicht sagen, was sein Freund ihm war. — Ich wollte dir ein Lied singen. Wenn einst Wehmuth mich mit ihrem Flügel überschattet, daß ich nicht mehr in die Welt und ihr Getümmel blicke, und Begeisterung mich wärmt und hebt, dann thu ichs.

J. M. Miller.

Lobschrift auf Winkelmann,

von

Chr. Gottl. Heyne.

Die Anforderung, welche der Aufgabe beygefügt ist, daß in dem Elogium zugleich die Beantwortung der Frage enthalten seyn soll: Wo, auf welcher Stufe fand Winkelmann das Studium des Alterthums? und wo ließ er es? giebt zur Gnüge zu erkennen, daß die Erlauchte Gesellschaft die Bestimmung der Verdienste Winkelmanns um das Studium des Alterthums, und den Einfluß, den er hierdurch auf sein Zeitalter gehabt hat, zum Hauptzwecke aufstellt. Aus diesem Gesichtspunkte kann ein Elogium Winkelmans für das ganze Studium des Alterthums lehrreich und sehr wichtig werden. Denn immer noch hat man sich zu wenig darum bekümmert, theils wohin es mit der ganzen Wissenschaft des Alterthums abgesehen ist, theils wie weit man es bisher gebracht hat, und wie weit es noch zu bringen ist; welche Schritte man bereits gethan hat, und welche noch zu thun übrig bleiben. Diesen Gesichtspunkt der Preisaufgabe gedenke ich zu fassen, und also auch Winkelmannen mehr als den gelehrten Forscher des Alterthums und Kenner der alten Kunst darzustellen, als seine Lebensgeschichte auszuführen;

alles aber auf das Studium der Kunst und den Einfluß, den er auf dasselbe gehabt hat, und noch haben kann, zu leiten. Ich nehme also nicht den Schwung eines Panegyristen; ich gedenke nicht das Ohr zu kitzeln; das Nützliche ist mein vorzügliches Augenmerk.

Das Studium des Alterthums, und zwar insonderheit das Studium, das auf die alten Kunstwerke gerichtet ist, erfodert einen Umfang von Kenntnissen und ein Maas von Geisteskräften, mit einer Bestimmung äusserlicher Umstände, die sich nicht immer beysammen finden. Wie der Naturkündiger die einzelnen Körper, der Litterator die Schriften in jeder Art der Litteratur, der er sich widmet, kennen und in Klassen gebracht übersehen muß: so muß ein Alterthumskenner eine so viel möglich vollständige Kenntniß aller Ueberbleibsel des Alterthums nach den verschiednen Stufen ihres Werthes besitzen, zugleich mit der Fertigkeit, die Gegenstände zu erklären, die Kunst, das Zeitalter, die Aechtheit, den Werth jedes Stückes zu bestimmen. Was für eine weitläuftige Gelehrsamkeit setzt dieses voraus! Die alte Geschichte überhaupt, die Geschichte Roms und Griechenlands insonderheit; die genaue Bekanntschaft mit den ältesten Zeiten, mit den Ideen und Sitten der Heldenalter, und mit der Fabellehre nach ihren verschiedenen Stufen; dann die Geschichte der Kunst, der Künstler und der Kunstwerke in ihrem ganzen Umfange: und da er aus der Münzkunde und aus Steinschriften oft so viel Licht schöpfen muß, beyde auch oft so genau

mit

mit dem Bildwerke verbunden sind; so kann er einer grossen Erfahrenheit in beyden nicht entbehren. Um in diesen Theilen sich zu einer Stufe der Vollkommenheit zu erheben, wird eine ausgebreitete Belesenheit in den alten Griechen und Römern, besonders in den Dichtern, erfordert, und diese Belesenheit, wenn sie brauchbar seyn soll, muß mit einer kritischen Kenntniß der gelehrten Sprachen und mit vieler Uebung im Erklären verbunden seyn. Aber bey aller dieser Stärke in der alten Litteratur, die von ihm erwartet wird, muß er die Grundsätze der Bildnerey, Malerey und Baukunst inne haben, in dem Mechanischen der Künste nicht ganz fremd seyn; er muß viel gesehen, und durch die Betrachtung der besten Kunstwerke alter und neuerer Zeiten sich geübte Sinnen erworben, das, was darüber gedacht und geschrieben worden ist, sich bekannt gemacht und darüber nachgedacht haben.

Mitten in diesem Meere von Kenntnissen muß sein Geist die völlige Wirksamkeit im Denken, Vergleichen und Beurtheilen behalten haben; sein Gefühl für das Schöne, Wahre und Grosse hat seine ganze Spannung, welche Natur, Verfeinerung und lange Uebung geben kann. Ein richtiger, sicherer Blick, eine feurige, leicht zu entflammende, aber an die Herrschaft der Vernunft gewöhnte Einbildungskraft, ein fertiges, viel umfassendes Gedächtniß, mit der Kraft, Aehnlichkeiten und Verhältnisse leicht zu bemerken, und jeden Unterschied aufzufinden, ein sicherer und gereinigter Geschmack, der in jeder Gat-

tung, jedem Zeitalter und jedem Style der Natur, dem Wahren und Schönen treu bleibt: dieß sind die charakteristischen Eigenschaften eines Geistes, den die Natur zum Antiquar bestimmt hatte.

Noch muß ein günstiges Geschick andere Vortheile verschaft haben. Die alten Denkmäler sind überall zerstreut anzutreffen; kein Ort enthält sie alle beysammen. Nicht Italien allein, sondern England, Spanien, Frankreich, Deutschland müßte derjenige durchreisen, der alles sehen wollte, und doch würde er zu vielem nicht gelangen können. Aber der Alterthumskenner, von dem die Rede ist, muß doch die vorzüglichsten Kunstwerke gesehen und studiert haben, von den übrigen aber eine historische Kenntniß besitzen, welche ihm Zeichnungen, Kupfer, Abformungen und Nachrichten verschaffen.

Von allen diesen Vorzügen, welche Natur, Fleiß und Glück geben können, besaß Winkelmann ein grösseres Maas, als vielleicht sonst andre Alterthumskenner. Die alte römische und griechische Litteratur hatte er mit den Schulstudien und als Schulmann in einem grössern Umfang und mit mehr kritischer Sprachkunde gefaßt, als sonst Antiquarier zu haben pflegen. Griechische Litteratur, die Seele und das Leben der ganzen Alterthumskunde, findet man selten unter ihnen. Schon durch diese konnte Winkelmann in unzähligen Fällen sich über die Antiquarier Italiens hinausschwingen. Er hatte die besten Schriftsteller des Alterthums gelesen, hatte seinen Geschmack nach jenen grossen Mustern Griechenlands

gebildet,

gebildet, seine Einbildungskraft mit Bildern aus Homer und Plato genährt, und voraus einen Reichthum mythologischer, historischer und dichterischer Kenntnisse eingeärndtet, ehe er noch an den Gebrauch dachte, den er für die alten Kunstwerke davon zu machen bestimmt war. Die Musse, die er nachher mitten in einer grossen und ausgewählten Bibliothek genoß, verschafte ihm eine ausgebreitete Belesenheit auch in Schriften verschiedener neuern Sprachen, und die Einsamkeit, die schöne Natur der Gegend, wo er lebte, die Platonische Schwärmerey, mit der er sich nährte; alles diente, seine Seele zu der Begeisterung vorzubereiten, welche sich nachher bey dem Anblicke der schönen Kunstwerke seiner bemächtigte, und welche er in das Studium der Kunst mit hinein brachte. Seine ersten Schritte in dieser Laufbahn kündigten den Mann von Genie an; aber den Keim, der in ihm lag, zu entwickeln: wie vieles mußte da zusammen kommen! Die herrliche Bildergallerie in Dresden, die dortige Antikensammlung, der Umgang mit Künstlern und Kunstverständigen — und nun die Reise nach Rom, der dortige Aufenhalt, die Freundschaft eines Mengs, der Aufenthalt im Hause und auf der Villa eines Kardinals Albani, selbst die Stelle eines Scrittore in der Vatikana, und nachher eines Prefetto d'Antichita; alles verschafte oder erleichterte ihm den Gebrauch der Materialien und der Gegenstände selbst, auf deren Betrachtung und Erläuterung er nunmehr die ganze Wirksamkeit seines Geistes einschränkte. Er war völlig Herr über

seine

seine Zeit, lebte in der Unabhängigkeit, welche die beste Pflegerinn des Genies ist, begnügte sich an einer einfachen, mäßigen Kost und Lebensart, kannte keine Leidenschaften als solche, welche den sich aufschwingenden Geist noch mehr beflügelten. Eine brennende Ehrbegierde beseelte ihn, so sehr er auch zuweilen das Gewand einer Stoischen Apathie über dieselbe zu werfen glaubte. Käme es hier auf Entwickelung des sittlichen Charakters an: so würde sich leicht aus dem bisher angeführten im Verhältniß zum Temperament, zu den frühern Auftritten seines Lebens, und zu den Einwirkungen der Studien und der äussern Umstände, der ganze Aufschluß zu verschiedenen sonderbaren Eigenschaften dieses grossen Mannes geben lassen. Allein hier ist die Rede blos von dem Antiquarier, und von demjenigen, was ihn gebildet hat. — Seine lebhafte, wirksame Einbildungskraft, bey einem vortreflichen Gedächtniß, machte seine Betrachtung der alten Kunstwerke fruchtbar, und der anhaltende, unermüdete Fleiß, mit welchem er dieselbe fortsetzte, mußte ihn auf Bemerkungen führen, die andre noch nicht gemacht hatten.

Das Studium des Alterthums war überhaupt bis jetzt auf eine Art behandelt worden, daß das Ganze keine Gestalt gewinnen konnte. Nach der Wiederherstellung der Litteratur fieng man zuerst mit der Topographie Roms an; lange Zeit waren Steinschriften die einzige, oder doch vorzügliche Beschäftigung der Gelehrten. Andre schränkten sich auf die Münz-

Münzwissenschaft ein, andre beschäftigten sich ganz mit den alten Gefässen und Geräthen, oder mit den alten Gebräuchen und Handlungen; oft blieb man bey einer lateinischen Nomenklatur der gemeinsten Dinge stehen; und wie man auch anfieng, auf die eigentliche Antike oder die alten Kunstwerke aufmerksam zu werden: so dachte man an kein Ganzes, sondern blieb bey einzelnen Stücken stehen. Von den grossen Werken, die sich erhalten haben, vom Laokoon, Apollo, Niobe, u. s. w. hätten die Italiäner zuerst schreiben sollen; aber nein, sie haben uns weitschweifige, bis zum Eckel ausgedehnte Abhandlungen über die unbedeutendsten kleinen Figuren, Bronzen und Idolen geliefert. Und die Erklärungen und Erläuterungen selbst, welche sie uns geben, wie ganz entfernen sie sich fast alle von der Einsicht und dem Geschmack eines wahren Kenners! Die erste Regel bey der Hermeneutik der Antike sollte doch wohl diese seyn: Jedes alte Kunstwerk muß mit den Begriffen und in dem Geiste betrachtet und beurtheilt werden, mit welchen Begriffen und in welchem Geiste der alte Künstler es verfertigte. Man muß sich also in sein Zeitalter, unter seine Zeitverwandten versetzen, diejenigen Kenntnisse und Begriffe zu erreichen suchen, von denen der Künstler ausgieng; die Absicht seiner Arbeiten so viel möglich aufsuchen, und also z. B. ein privat Werk mit andern Augen ansehen, als ein öffentliches, ein nachgeahmtes, ein späteres anders, als ein originelles, ein früheres, eines aus den schönen Zeiten der Kunst. Begriffe von Kunst, Kunsterfindung, Kunstbehandlung sind also das erste, was

der Antiquar mitbringen muß, wenn er ein altes Werk betrachten und erklären will. Er muß ferner die Dichterfabel in seinem Gemüthe gegenwärtig haben, das ist, den Inbegrif von Gegenständen und Ideen, welche die Künstler gern auszudrücken pflegen; und wo diese nicht zureicht, erst dann geht er auf andere Mythologien, auf religiöse Begriffe, auf Geschichtsbegebenheiten aus, und vergleicht sie gegen die vorgestellten Sujets, ob sie einen Aufschluß davon geben können: und hat er diesen gefunden, so bringt er zur Belehrung anderer nicht mehr als dasjenige bey, was zur Aufklärung der Sache erforderlich ist. Findet er nichts, das der Idee des alten Künstlers nahe kömmt, so erspart er ein unnützes Geschwätz, oder zeigt kurz die Gründe an, warum eine Erklärung nicht zu geben sey. Ganz anders verfährt der grosse Haufe der Antiquarier: sie haschen irgendwo einen Gedanken auf, und tragen ihn in das alte Werk hinein, halten sich bey trivialen Mythologien oder Antiquitäten auf, schreiben Citata ab, die bald nichts beweisen, bald ganz unnöthig sind; haben weder Sprachkenntniß genug, noch Alterthumskunde, um in den Verstand der alten Schriftsteller oder in den Geist der alten Kunstwerke einzudringen. Von dem Verdienste, das diesen Werken die Kunst giebt, pflegen sie oft kaum einmal ein Wort zu gedenken; nicht einmal die Masse, die Grösse, die allgemeinsten Bestimmungen pflegen sie beyzufügen. Nur Kompilation ohne Gelehrsamkeit, ohne Geschmack und Beurtheilung, macht den Inhalt der meisten antiquarischen Bücher aus.

Winkel-

Winkelmann steckte für die gesunde Erklärung der alten Denkmäler mitten in Rom die Fackel auf; genährt mit dem Geiste des Alterthums, nicht ungeübt in der Kritik, mit einer grammatischen Kenntniß der gelehrten Sprachen ausgerüstet, gewöhnt, aus der Quelle selbst zu schöpfen, und griechische Schriftsteller im Zusammenhange zu lesen, bekannt mit Dichtern und mit der Dichterfabel, fand er die bessern Grundsätze der Erklärung, indem er auf den mythischen Cyklus zurück gieng und aufmerkte, wieviel davon die Künstler aufgenommen hatten; so ward er gewahr, daß Alterthumskunde für die Kunstkenntniß das Kostume ist. Eine Menge willkührlich angenommene Sätze und alte Vorurtheile warf er über den Haufen. Aber, was sein grösseres Verdienst war, ist, daß er das Studium des Alterthums in seinen rechten Kanal einleitete, in das Studium der Kunst. Da über die alten Kunstwerke noch nicht leicht Künstler geschrieben hatten, sondern Gelehrte, die oft kaum ein Gefühl oder einen Gedanken von Kunst hatten, so war ein mythologischer Umstand, ein noch unbekannter Gebrauch oder Cärimonie, wenn es hoch kam, die Erläuterung einer ähnlichen Stelle in einem alten Schriftsteller, alles, was ein altes Werk einer Betrachtung werth machen konnte. Auf Künstlererfindung, Künstlerbehandlung und Ausführung dachte der gelehrteste Antiquarier am wenigsten. Winkelmann brachte einen Sinn für die Schönheit und für die Kunst mit nach Italien; und diesen rührten zuerst die grossen Meisterstücke im Vatikan; mit diesen

fieng er sein Studium an, verfeinerte und erweiterte selbst seine Kunstbegriffe, und erst, nachdem er sich einen sichern Geschmack am Vortreflichen erworben, vom schönen Ideal bis zur Begeisterung sich durchgedrungen und gehörige Einsichten in die Kunst erlangt hatte; erst dann gieng er zur Aufsuchung und Aufklärung anderer Denkmäler fort, bey denen er durch Gelehrsamkeit zu glänzen hoffen konnte.

Diesseits der Alpen behandelte in Frankreich zu eben der Zeit ein andrer unsterblicher Mann die Alterthumskunde auf einen ähnlichen Fuß. Der Graf Caylus besaß unstreitig genauere und tiefere Kenntnisse der Künste selbst, er hatte das Mechanische derselben in seiner Gewalt, er zeichnete und radirte vortreflich. Alle seine Schriften haben von dieser Seite einen sich unterscheidenden Vorzug. Winkelman, der ihm in diesem Stücke weit nachstund, besaß dagegen einen Umfang klassischer Gelehrsamkeit, der dem Grafen abgieng, und wenn sich dieser mehr bey kleinen Stücken aufhält, die er uns so meisterhaft in seinen Sammlungen erklärt, so hatte dagegen Winkelmann die grossen Werke des Alterthums in Rom vor Augen.

Eben die klassische Gelehrsamkeit, welche Winkelmann so sehr unter andern Antiquariern auszeichnete, machte ihn fähig, sein Hauptwerk, seine Geschichte der Kunst zu schreiben. Er irrte zwar lange herum, ehe er die Idee recht faßte; nur durch viele Versuche ward er erst darauf geleitet. Schon aus seinen Briefen wird dieß deutlich. Er entwarf erst eine Schrift vom Geschmack der griechischen Künstler, dann wollte

er

er von den Galerien in Rom und in Italien, dann von den Statüen im Belvedere, wiederum vom verderbten Geschmack in der Kunst, von Ergänzung der Statüen, eine Erklärung schwerer Punkte in der Mythologie schreiben. Alle diese Entwürfe führten zu seiner Geschichte der Kunst und zu den monumenti inediti, und eben daher vermißt man in jenem noch, in dem Plane und der Stellung der Theile und der Sachen, eine vollkommene Helle und Licht. Aber das Werk umfaßt doch alles, was für das Studium der Kunst der Alten wesentlich seyn kann, und hat den glücklichen Erfolg gehabt, daß sich die Begriffe der Alterthumsforscher sowohl als der Liebhaber der Antike mehr erweitert, und auf das Ganze, auf den Umfang der Kunst gelenket haben; ein unbedeutendes geschnittenes Steinchen, eine Meerkatze von einer Bronze, ein alter Schlüssel, wird nun nicht mehr die ganze Aufmerksamkeit eines Gelehrten auf sich ziehen, und ihn zu allerley falschen oder grundlosen Voraussetzungen verleiten, um ihm eine Wichtigkeit beyzulegen, die es nicht hat. Jedes Stück aus dem Alterthum, jede Klasse, jede Gattung wird nach ihrem Werthe, Gebrauch und Nutzen geschätzet, und das Unwichtige dem Wichtigen nachgesetzt werden; eine Kleinigkeit wird eine Kleinigkeit seyn, und doch wird man sie in ihrer gehörigen Beziehung zu nutzen und zu würdigen wissen.

Durch die Beschreibung der Stoschischen Sammlung der geschnittenen Steine und Pasten trug Winkelmann seiner Seits nicht wenig bey, die schon da-

 mals

mals angefangene Ausbreitung dieses Studiums weiter zu befördern. Grosse Sammlungen von Antiken vor Augen zu haben, ist das Loos weniger Sterblichen; durch die **Lippertschen** Abdrücke von geschnittenen Steinen sind die Gelehrten und Liebhaber in den Stand gesetzt, die Schönheit der Antiken richtiger und genauer, als es durch Kupfer geschehen konnte, einzusehen. Durch sie haben sich auch diese Begriffe von Kunst und Schönheit ungleich mehr verbreitet, und das ganze Studium der Antike ist erleichtert. Auf den Steinen ist die größte Mannigfaltigkeit von Ideen der alten Künstler zu finden, und Künstlerfabel läßt sich vollkommen aus denselben erläutern. Der Mangel der anschauenden Kenntniß, den sonst jeder haben muß, der nicht in Florenz oder Rom lebt, wird also einigermassen durch eine Sammlung von Abdrücken, wie die Lippertsche, ersetzt. Auch Graf Caylus erkannte den Werth dieser Art Kunstwerke, und ausser den Steinen, die er in seine Sammlungen eingerückt hat, zeichnete und ätzte er die in dem königlich französischen Kabinet befindlichen.

Vor den Augen der gelehrten Antiquarier zu glänzen, scheint Winkelmann insonderheit seine monumenti inediti bestimmt zu haben. Man bemerket es deutlich, daß er sich hier vorzüglich Mühe giebt, Gelehrsamkeit anzubringen, und Erklärungen von alten Denkmälern, insonderheit von erhabenen Werken, die andere für unerklärbar hielten, zu geben. Er scheint hierunter sich nach dem unter den Italiänern herr-

herrschenden Geschmack gerichtet, und mehr Auskramung von Belesenheit, als nöthig war, beygebracht zu haben. Hätte sein Tod die Fortsetzung nicht unterbrochen: so hätten wir an diesem Werke das, was wir noch wünschen, eine einigermassen vollständige Sammlung der seit Santes Bartoli Zeiten entdeckten erhobnen Werke, nebst andern Antiken, welche die letztere Zeit herausgegraben worden, und davon die meisten vorzüglichen der Herr Kardinal Albani an sich gebracht hat.

Ich halte mich nicht bey den kleinern Schriften Winkelmanns auf, die alle zu der Würkung beytrugen, daß sich bessere Begriffe vom Alterthum verbreiteten, daß die Aufmerksamkeit der Antiquarier mehr auf die Kunst und die Schönheit sowohl der Idee als der Ausführung geleitet ward, und daß insonderheit unter unsern Deutschen der gute Geschmack mehr und mehr gewann und auch das Studium der Kunst selbst einige Bearbeiter mehr fand. Die Begeisterung, mit der er sich in Bewunderung der grossen Idealschönheiten eines Torso, eines Apollo, und anderer Werke erster Grösse ergossen hatte, faßte und ergrif einen Theil unserer jungen Gemüther, und feurte sie zum Gefühl des Schönen an. Daß sich viel Ausschweifendes einmischen würde, wer konnte das nicht voraus erwarten? Aber mitten unter den Ueberspannungen schwingt sich hier und da ein Genie auf, und erhält sich auch wohl in einem gemäßigten Flug, das sonst so gut wie andere an der Erde gekrochen wäre.

Winkelmanns gewaltsamer Tod war ein Verlust für die Alterthumskunde und die Kunst, selbst für die alte Gelehrsamkeit überhaupt, der uns auch jetzt noch eine Thräne ablocken kann. Indessen läßt es sich zweifeln, ob dieser grosse Geist für die übrige Zeit so viel Nützliches geleistet haben würde, als er in dem vorhergehenden Theile seines Lebens zu leisten bestimmt war. Das ganze Streben seines Geistes war in seinen letzten Jahren auf Erklärung von alten Werken und Stücken gerichtet, welche von andern für unerklärbar gehalten wurden, und die es auch zu grossem Theil waren, von denen er aber dennoch eine Erklärung geben wollte. Gleich als wenn die Luft Italiens diesen Einfluß hätte, ergrif ihn, wie es die monumenti inediti lehren, die Krankheit der Zeichendeuterey und Wahrsagerkunst in der Alterthumskunde; er fieng an nicht mehr zu erklären, sondern zu rathen; nicht ein Ausleger des Alterthums, sondern ein Seher zn seyn. Die Beurtheilung, welche kaltes Blut und ruhiges Nachdenken erfordert, hielt überhaupt nicht immer gleichen Schritt mit seiner erhitzten Einbildungskraft; aber diese hatte, wie es der gemeine Gang der menschlichen Seele ist, in die Länge der Zeit eine Menge Gegenstände, die sich Winkelmann erst blos als muthmaßlich oder möglich gedacht hatte, mit so vieler Lebhaftigkeit gefaßt, sich eingepräget und öfters erneuet, daß sie dem guten Winkelmann als wirkliche, als ehemals in der That bemerkte Dinge vorkamen, mit welchen er nun andere Ideen, die ihm aufstiessen, verband, weil sie

jenen ähnlich zu seyn schienen. Und so fand er Aehnlichkeiten, welche andere nicht finden konnten, Verhältnisse, Schönheiten, die andern Augen unmöglich zu entdecken waren.

Noch ein nachtheiliger Umstand erfolgte aus seiner Lage und dem Orte seines Aufenthalts. So weit er in der Kenntniß des bildlichen Alterthums vorwärts gieng, so weit kam er in dem litterärischen zurück. Der Vorrath seiner Bemerkungen aus den Alten, insonderheit den Griechen, war gewissermassen erschöpft; er hatte weder Zeit viel zu lesen, noch waren ihm die erforderlichen Hülfsmittel bey der Hand; und nun ersetzte ein oft trügendes Gedächtniß und eine täuschende Phantasie den Mangel der Belesenheit. Man erstaunt, wenn man die Verzeichnisse der Bücher, der Klassiker und der Ausgaben, die er gebraucht hat, durchläuft, wie sehr ihm überall die guten Ausgaben gefehlt haben. Wie sehr muß ihm das Lesen und der Gebrauch eines Herodot, Thucydides u. s. w. erschwert worden seyn, da er keine andere als die Stephanschen oder Baselschen Ausgaben, oft ohne Kapitelabtheilungen, hatte. Die Schriften, welche mittler Zeit in den andern Theilen Europens über Kunst und Alterthum erschienen, kamen ihm nicht leicht zu Gesichte, so wie ihm der Fortgang der Litteratur überhaupt fremd blieb. Nirgendswo offenbart sich der Mangel der erforderlichen Hülfsmittel mehr, als im historischen Theile seiner Geschichte der Kunst, welcher voller Fehler wider die Zeitrech-

nung, die Geschichtfolge und den wahren Verlauf der Geschichte ist.

Und diese Bemerkungen führen mich nun in der natürlichsten Ordnung auf den letzten Punkt, was nun noch im Studium des Alterthums zu thun übrig sey. Ich will dieses unter zwey Klassen bringen: die eine hat eine nähere Beziehung auf dasjenige, was Winkelmann geleistet hat; die andere geht mehr auf das Allgemeine.

Eben diejenigen Beobachtungen, die ich über Winkelmanns Behandlung der alten Werke gemacht habe, geben verschiedenes an die Hand, worauf der Blick der gelehrten Antiquarier vorzüglich gerichtet seyn muß. Die Winkelmannschen Schriften sind klassisch, seine Geschichte der Kunst ist das einzige Buch in seiner Art. Das Schicksal der grossen Schriftsteller ist dieß gemeiniglich: eine zeitlang hält man alles, was sie gesagt haben, für Orakelsprüche. Man erlaubt sich keinen Zweifel. Es scheint, auch in den Winkelmannschen Schriften hält man alles, was darinn enthalten ist, für ausgemacht, und überhebt sich alles fernern Forschens. Eine genaue und sorgfältige Kritik der Geschichte der Kunst, und eine genaue Prüfung dessen, was daraus gezogen oder angeführt wird, scheint mir das nächste und erste zu seyn, was für das Studium des Alterthums geschehen muß.

Insonderheit erfordert der historische Theil seines Werks eine ganz eigene Berichtigung und Ergänzung, auch aus dem Grunde, weil er viele seiner Urtheile

über

über alte Kunstwerke, und seine Bestimmung der Style auf historische Behauptungen gegründet hat, die offenbar unzuverläßig sind.

Den Weg der guten Erklärung der alten Werke hat uns Winkelmann gebahnt; aber weder seine Begeisterung, noch sein vorhin gerügter Hang, über Antiken wahrzusagen, statt sie zu erklären, muß uns verführen.

Dagegen ist eine Art antiquarische Kritik, die noch zu wenig angewendet worden, und doch sehr richtig und nothwendig ist. Wenn man mit alten Schriftstellern zu thun und eine Schrift oder schwere Stelle zu erklären hat: so ist die erste Rücksicht, die man nimmt, darauf gerichtet, ob die Schrift ächt, ob die Stelle unverdorben ist. Nicht anders sollte man bey einem alten Kunstwerke verfahren; vor allen andern Forschungen muß die Frage vorausgehn: ist das Stück wirklich alt? oder: wie viel ist daran alt? — wie viel neu angesetzt und ergänzt? — Diese Beurtheilung ist noch nicht überall, und von den Italiänischen Antiquariern fast gar nicht angewendet worden. Gemeiniglich erklären sie an einer Antike altes und neues zusammen, und geben uns die Idee des neuen Künstlers, der ein Stück ergänzet hat, für die Idee des Werks selbst (*). Gleichwohl ist zwischen beyden häufig ein grosser Unterschied, besonders in weiblichen Statüen, und sehr oft hat ein altes Werk fehlerhafte Theile, ungereimte Attribute, ein

(*) Cavaceppi hat hierinn die Liebhaber des Alterthums eher irre zu führen als gründlich zu belehren gesucht.

ein ungewöhnliches Kostume, blos durch Schuld eines Künstlers aus dem 16ten und folgenden Jahrhunderten, der es uns ergänzte, und weder die Kenntnisse des Kostume, noch den Geist der Antike besaß. Daß die Allegorie eine reiche und vorzügliche Quelle für die Erfindung ist, und für unsere Künstler eine genaue Bearbeitung verdient, ist ausgemacht. Winkelmann hat auch für dieses Feld neue Aussichten eröffnet, die zu verfolgen sind, aber mit weniger Künsteley, und mit mehr Einfalt, als er dabey bewiesen hat.

Das Zweite war, daß ich im allgemeinen anführen wollte, was noch für das Studium des Alterthums zu thun übrig sey. Auf den rechten Weg sind wir eingeleitet; wir sind angeführt, alte Kunstwerke zu betrachten. Ganz anders wird nunmehr die Stellung alles dessen, was sich aus dem Alterthum erhalten hat, und was noch täglich entdeckt wird. Der grossen Kunstwerke, welche die schöpferischen Genies, die Hand des grossen Meisters verrathen, ist und bleibt eine geringe Zahl. Eben das Schicksal, das in Ansehung der Schriftsteller über uns gewaltet hat, da sich in einem so zahlreichen Haufen, so **wenige von den Edlen erhalten haben**, und der spätern, schlechtern Schriftsteller hunderte gegen einen guten Schriftsteller aus dem hohen Alterthum auf uns gekommen sind; eben dieß Geschick hat uns in Ansehung der Kunstwerke betroffen. Aber selbst jene so ungleich zahlreichern Werke, worinn weder Kunst noch Geschmack sich empfiehlt, haben ihren unbestrittenen Werth. Sie sind Kopeien oder Nachahmungen von

ältern

ältern und bessern Werken, welche aber verloren gegangen sind; sie beschäftigen uns nützlich durch eine Künstleridee, durch eine Erfindung, durch eine eigne Behandlung eines sonst bekannten Sujets; geben mehr Gegenstände zur Vergleichung; dienen unsere Begriffe von Kunst oder Fabel zu erweitern, und verhelfen uns zum bessern Verständniß und Erklärung anderer Werke. Selbst für das Mechanische der Kunst, wie viel Licht hat der unvergeßliche Graf Caylus aus den schlechtesten Stücken hervorzubringen gewußt! Nützlich kann nunmehr jedes überbliebene Stück des Alterthums werden, aber in seinem gehörigen Verhältniß; ganz verächtlich kann nicht leicht etwas seyn für den, der das verständige Auge mitbringt.

Aber noch ist das Studium des Alterthums von einem Umfang, der für einen menschlichen Geist, und für ein Menschenleben viel zu groß ist. Die Kunstwerke, die sich erhalten haben, sind in Rom, in den Häusern und Villen der Familien, in Italien, in Frankreich, England, Spanien, Deutschland zerstreuet; täglich kommen neue dazu; die Nachrichten davon, in wie viel Büchern liegen sie versteckt, vertheilt! in Büchern, die zu so grossem Theil ohne Ekel nicht können gelesen werden! Ein Verzeichniß, ein Repertorium von allen Antiken, die man weiß, wäre also eines der ersten Werke, welches das Bedürfniß des Studiums des Alterthums erfordert. Dieß Verzeichniß sey vorerst nur historisch und litterärisch; es enthalte die historischen Nachrichten desjenigen, was

bereits

bereits von jedem Stücke berichtigt und was davon geurtheilet worden ist, wo man davon eine Nachricht und eine Zeichnung oder Kupfer finden kann. Dieß Verzeichniß wird, wenn einmal eine Anlage gemacht ist, bald richtiger, kritischer und vollständiger können gemacht werden, und Supplemente liefert alsdenn von Zeit zu Zeit, wer da kann und will.

Eine gute Anleitung zu dem Studium des Alterthums und zur Kenntniß der Antike wird das nächste seyn, was das Studium erfordert; sie muß in sich halten: eine zweckmäßige Kenntniß von dem, was sich aus dem Alterthum nach den verschiedenen Arten und Klassen erhalten hat, mit der gemeinen Anzeige des Vorzüglichen, und der Gründe, aus welchen es vorzüglich ist, und endlich eine Anleitung und Uebung in der Betrachtung und Erklärung der alten Kunstwerke, die nothwendigsten Begriffe von der Kunst, von der Künstlerfabel, und von der Kunstbehandlung, eine abgemeßne Uebersicht der Kunstgeschichte. Schon sind die nähern Schritte hiezu gethan; man hat auf deutschen Universitäten, in Gymnasien und Kollegien angefangen, dieß Studium des schönen Alterthums methodisch zu behandeln und vorzutragen. Es muß nur dabey die Grenze nach der verschiedenen Bedürfniß für den künftigen Reisenden, den jungen Mann vom Stande, und den eigentlichen Gelehrten, sorgfältig bestimmt werden.

Noch fehlt für das Studium eine zweckmäßige Behandlung für Hülfswissenschaften, und unter allen vorzüglich ein gutes Buch über die Fabel. Mythologien

logien haben wir genug, aber ich weiß nicht, was für ein böser Dämon sich fast aller derer bemächtiget, die sich in dieß Studium einlassen. Sie bringen irgend eine Hypothese mit, und nach dieser drehen und krümmen sie die alten Fabeln, und keine dieser Hypothesen ist aus dem Geiste des Alterthums selbst entsprossen. Wir brauchen eine Mythologie, die blos erzählend eingerichtet ist; — die ursprüngliche oder doch ältere Gestalt, in welcher jede Fabel bey den ältesten Dichtern, oder auf den ältesten Denkmälern vorkömmt, und dann die Veränderungen und Zusätze der folgenden Dichter und Künstler nach einander keine Deutung verlangen werden. Die beste Deutung giebt jene Stellung und Ordnung der Erzählung von der früheſten Erscheinung an durch alle Veränderungen durch.

Und hier, verewigter Winkelmann, stelle ich mich im Geiste an deine Asche, und weihe Dir, als einem gutthätigen Heros, eben diese Blätter, die ich den bessern Einsichten der erlauchten Gesellschaft vorlege. Ich sprach von Dir und Deinen Verdiensten mit eben der Freymüthigkeit, die Du, edle Seele! für Dein schönstes Vorrecht hieltest. Der schönste Kranz um Deinen Aschenkrug würde unstreitig der seyn, wenn selbst die Erneurung Deines Andenkens bewirkte, daß das Studium des Alterthums eine vernünftigere und zweckmäßigere Gestalt bekäme; dieses herrliche Studium, das unter den Händen gelehrter und ungelehrter Pedanten vorhin so sehr gemißhandelt worden, das aber doch nicht nur für die Kunst unsers Zeital-

ters,

ters, für den Geschmack und den Reichthum der Erfindung, sondern auch für die Bildung jugendlicher Gemüther, zu Erweckung des Gefühls vom Schönen, Wahren und Grossen, so wie in der Kunst, also in der Natur und im Sittlichen, so viel beytragen kann; das, selbst in einer gelehrten Gestalt, zu näherer Kenntniß des Geistes des Alterthums, zu Erläuterungen der Begriffe der früheren Zeitalter und der Vorstellungsarten, besonders in Religionsgebräuchen und Einrichtungen, zu philosophischen Raisonnements über den Gang des menschlichen Verstandes im Denken und Handeln, führen muß. Zu Erreichung dieser rühmlichen Absicht hat der Durchlauchtigste Fürst schon vorgearbeitet, der eine beträchtliche Anzahl Antiken gesammlet und zu Erläuterung des Alterthums eine Gesellschaft errichtet hat, deren einsichtsvollen Beurtheilung diese Schrift übergeben wird.

Iselins Geschichte der Menschheit.

Zwanzigstes Hauptstück.

Allgemeine Betrachtungen über die Tugenden der Griechen und der Römer.

Die kurze Dauer der glänzenden Zeitpunkte von Rom und von Griechenland, verdienet eine besondere Betrachtung. Warum haben die großen Tugenden, welche wir in den Geschichten dieser Staaten bewundern, so wenig gute Folgen hinterlassen? Warum sind die Nationen, welche durch dieselben groß geworden sind, so leicht wieder in die äußerste Erniedrigung gefallen? Ich glaube den wahren Grund hievon darinnen zu finden, weil es meistens keine wahren Tugenden gewesen sind. Die wahren Tugenden sind Früchte einer aufgeklärten Vernunft, einer erleuchteten und reinen Erkenntniß der Gottheit, einer allgemeinen Liebe des menschlichen Geschlechtes, und großer Gefühle, welche sich nach Maaßgabe der mannigfaltig abwechselnden Verhältniße des Tugendhaften bey jedem Vorfalle, — durch eine zärtliche Empfindung von Güte und von Gerechtigkeit gegen einzelne Menschen, oder gegen ganze Gesellschaften von solchen, verschiedentlich äußern. Von den meisten großen Thaten, welche in der alten Geschichte hervorschimmern, war ein feuriger und meistens me-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

chanischer Trieb die Feder. Auch von der großmüthigsten Handlung schränkte sich die Absicht auf den Vortheil des herrschenden Theiles eines Staats ein. Selten gab ein zärtliches und edles Gefühl von Menschlichkeit denselben einen wahren Werth. Die aufrichtige und erleuchtete Begierde, Menschen, und so viel Menschen als es möglich ist, glücklich zu machen, oder doch die Menschheit in denen, die nicht von ihrem Volke waren, zu verehren, beseelte die wenigsten Helden des Alterthums. Die Gerechtigkeit war selten die Richtschnur ihrer öffentlichen Handlungen. Sie waren dieselbe den Barbaren, das ist, den Fremden, kaum schuldig. Ihre Großmuth, ihre Mäßigkeit, ihre Enthaltsamkeit — waren meistens Früchte des Mangels der Bekanntschaft mit den verführerischen Reizen, welche ihre Nachkömmlinge verderbet haben. Die Tapferkeit, die allgemeine Tugend dieser Republicaner, war bey den meisten ein Ueberbleibsel der Barbarey; und die Grausamkeit, mit welcher dieselbe begleitet war, ist ein Beweis hievon. Die gereinigte Vernunft, die wahre Liebe des Guten, machte noch lange nicht den Charakter dieser Völker aus. Die Einbildung war immer das mächtigste und fast das einzige Triebrad, welches auch die Besten unter ihnen beherrschete. Auf diese gründete sich das Ansehn der Gesetze und der Obrigkeit, wie es in den despotischen Staaten auf die Einfalt und auf die Unwissenheit gebauet war. Ihr Stand war also beynahe nichts als eine schimmernde, verfeinerte, und durch die glücklichen Einflüsse

der

der Weisheit einiger wahrhaftig tugendhafter und erleuchteter Månner gemilderte Wildheit. So war der blůhende Zustand der Griechen und der Rōmer eine sehr glånzende, aber auch eine sehr vergångliche Erscheinung.

Sobald die allgemeinen Gefahren verschwanden, so bald Ehre und Ansehn auch durch schlimme Mittel erworben werden konnten; sobald die feinern Lockspeisen der Wollust, der Pracht, der Ueppigkeit gemein wurden; so bald mußten Menschen, welche die Tugend nur darum liebten, weil sie ihre Seelen in eine große Bewegung setzte, ihre Begierden auf andre Gegenstånde wenden.

Da nun die Hintansetzung des gemeinen Besten eben so blendende Vorzůge und eben so wichtige Vortheile gewåhrete, als ehemals die Befōrderung desselben; so machte der gleiche Trieb die Bůrger eigennůtzig, welcher ihre Voråltern großmůthig gemacht hatte.

Cåsar selbst wåre vielleicht zu der Tarquinier Zeiten ein Brutus, und Aristion zu den Zeiten des Hippias ein Aristogiton gewesen. Die gleichen Rōmer, welche die Tarquinier mit einer solchen Wuth verfolget hatten, håtten wie ihre Nachkōmmlinge bey Cåsars blutigem Gewande geweinet. Die Griechen, welche zu Marathon und zu Platea so tapfer fůr die Freyheit gefochten hatten, wåren zu Philippus Zeiten so verdorben gewesen, als ihre Nachkōmmlinge. Sie wåren bey dem Ausrufe, durch welchen Flaminin diesen die Freyheit kund machete, in die gleiche

unsinnige Freude verfallen; und sie wären doch gleich unfähig gewesen, dieselbe zu nutzen und zu behaupten. Es fällt also ein großer Theil des Werthes von den so gepriesenen Tugenden des Alterthums weg.

Ich bin weit entfernt, alle grossen Männer unter den Alten so weit herunterzusetzen. Ich verehre unter den Helden Griechenlandes und Roms mehr als einen wahren Weisen, mehr als einen Epaminondas, und mehr als einen Scipio, ohne der Socraten und der Platonen zu gedenken. Allein die wahre Tugend war unter den Alten wie unter den Neuen immer etwas sehr seltenes. Man wird in den ersten Zeiten der Staaten des Mangels derselben nicht so leicht gewahr, als in den spätern Zeiten. Sie wird da durch andere Triebfedern ersetzet. Sie scheinet sogar noch nicht nöthig, da die Uebel noch nicht überhand genommen haben, wider welche sie den Bürger und den Staat verwahren soll. Wie mehr die Völker an Größe, oder an Reichthümern, oder an beyden zunehmen, desto nöthiger wird die wahre Tugend; die Scheintugenden, welche bisher die Stelle derselben behauptet hatten, müssen immer mehr von ihrer Stärke verliehren, und endlich gar verschwinden. Man übersiehet nicht mehr so leicht das Ganze des Staats, und die besondern Verhältnisse aller Theile desselben. Man empfindet nicht mehr so leicht, wie die Ungerechtigkeit gegen die einzelne Glieder, eine Ungerechtigkeit gegen das Ganze, und wie der Nachtheil des Ganzen der Schade eines jeden

einzelnen Gliedes ist. Das Gefühl der besondern Unordnungen und der allgemeinen Unglücksfälle wird schwächer, weil sich dieselbe mehr ausdähnen und vertheilen, und weil gar zu viele eigne Absichten, Vorurtheile und Meynungen, die Bürger und die obrigkeitlichen Personen zerstreuen.

Mit jedem Zuwachse an Reichthümern und an Macht wird in einem Staat eine größre Weisheit und eine reinere Tugend nöthig; um ein rechtschaffener Mann und ein guter Bürger zu seyn. Wie größer, wie blühender ein Volk wird, desto größere Fähigkeiten werden erfordert dasselbe zu beherrschen; desto schwerer wird der wahre Gehorsam; desto mächtiger werden auf einer Seite der Ehrgeiz und die Neigung zu unterdrücken; desto stärker wird auf der andern Seite der Hang zur Sklaverey; desto schwächer wird das Gesetz gegen die Bürger, und der Staat gegen die Auswärtigen. In solchen verworrenen Zeiten empfindet also ein Volk am meisten den Mangel der wahren Tugend, und in diesen Umständen befanden sich Griechenland und Rom zu der Zeit ihres Falles.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Betrachtungen über die Ueberbleibsel der Barbarey unter den Griechen und Römern. Aeusserliche Policierung. Innere Policierung der Menschen und Staaten.

Eine zweyte allgemeine Betrachtung über die Geschichte der Menschheit beut auch hier sich am bequemsten dar.

Auch bey den gesittetsten Völkern hat immer weit der geringste Theil einer Nation an der Verbesserung Antheil gehabt. Ich unterscheide deshalben zwo Arten von Policierung, oder von Milderung der Sitten.

Die eine ist diejenige, durch welche der Gesellschaft die äusserliche Gestalt gegeben wird. Diese ordnet Könige, Richter, Obrigkeiten. Sie ist oft das Werk einer mittelmäßigen Weisheit und einer überwiegenden Gewalt. Sie zwinget die Menschen zur Ordnung; aber sie machet sie nicht fähig, dieselbe zu lieben und zu schätzen. Die andere verbessert die Geister und die Gemüther. Sie ist das Werk der erhabensten Vernunft, und fordert deshalben unendlich mehr Fleiß und Zeit. Die erstere ist insgemein schon lang festgesetzet, wenn die andre noch gar wenig ausgebreitet ist. Die erstere wird durch Gewalt und durch Ansehn erzielet; die andere durch Gewaltthätigkeit und durch Erleuchtung.

Jene

Jene ist sehr leicht zu Stande zu bringen, diese sehr schwer. Jene breitet die Vortheile, welche ihr eigen sind, frühe, aber nicht ohne das Gefühl ihrer Härtigkeit und ihrer Schwere aus. Diese bringt hingegen erst nach einer langsamen Reifung ihre besten Früchte; und sie unterjochet niemand, den sie nicht glückselig und vergnügt mache.

Die erstere ohne die letztere ist leicht zu zerstöhren. Diese kann auch, wenn jene zernichtet ist, fortdauern, und in einem gefallenen Staate glückliche und tugendhafte Bürger erhalten. So lebten unter den verdorbenen Juden die Essener, eine Gemeinschaft, welche in vielen Stücken das Muster der ersten Christen gewesen zu seyn scheinet.

Der Weise, der Philosoh, der Poet befördern die innerliche Besserung der Gemüther. Der Tyrann und der Idiot finden ihre Rechnung nur bey der äusserlichen. Der unterjochte Mensch, nicht der erleuchtete, nicht der gemilderte, schicket sich zu ihren menschenfeindlichen Absichten.

Indessen ist es nicht möglich, daß die Erleuchtung und Milderung der Völker ohne diese äusserliche Policierung entstehe, oder daß diese ohne jene zu einer besondern Vollkommenheit gelange. Sehr oft aber wird die innerliche Wildheit von der äusserlichen Policey unterstützet, oder gar zu Gesetzen, zu Gebräuchen, und zu vermeynten Vorrechten der Völker erhöhet.

Es wäre nicht schwer, Beyspiele hiervon in den Geschichten der meisten Staaten zu finden. So sind

das Faustrecht und die Zweykämpfe in den mittlern Zeiten, die erblichen Feindschaften der Griechen und der Römer, und der Partheygeist, welcher Geschlechter, Gemeinschaften, und andre besondre Klassen von Bürgern noch in unsern Zeiten nur allzuoft zum Nachtheile des ganzen Staats, von dem grossen Grundsatze des allgemeinen Besten ableitet; so sind alle diese Ausschweifungen noch Ueberbleibsel der Barbarey, welche rohe Gewohnheiten lange gebilliget, bessere Gesetze erst spät verworfen, und unbändige Sitten immer unterhalten haben. Der Barbar kann anders nicht als seine rohe Neigungen dem Gesetze und dem gemeinen Besten vorziehen. Nur der weisere und der bessere sind fähig, das Vorurtheil der Gewohnheit und den unordentlichen Trieb der Natur zu besiegen. Es ist deshalben hart, wenn die äusserliche Verfassung durch scharfe Verordnungen solche Opfer von den Menschen fordert, den nicht die innerliche Milderung dazu vorbereitet hat. Dieser glückliche Vortheil aber hat in den alten Staaten, wie in den neuen, dem größern Theile der Bürger allezeit gefehlet.

Ausser einer sehr kleinen Anzahl waren die Bürger immer nichts weniger als gemildert. Die gewaltthätigen Anstalten der Gesetzgeber, nicht die Gesetze, hielten sie im Zaume. Sie waren innerlich desto wilder und desto heftiger, je stärker die Zügel waren, welche sie von aussen zurückhielten. In ihren rohen Herzen braunte aller Zunder der wildesten Leidenschaften.

Bey

Bey der Durchlesung des Geistes der Gesetze könnte man zwar leicht auf die Gedanken gerathen, als ob eine jede Verfassaug bey dem Zustande ihrer Vollkommenheit und ihrer Stärke angefangen hätte, und als ob eine jede von dar allmählich durch alle Grade der Verderbniß bis zum äussersten gegangen wäre. Man sollte beynahe glauben, der unsterbliche Verfasser dieses schönen Werkes hätte auf die gleiche Weise gedacht. Indessen lehrt uns die Geschichte, daß alle Staaten bey der Verderbniß angefangen, daß zwar einige sich zu einer glänzenden und kostbaren Blüthe erhoben, daß aber noch keiner jemals die wahre Vollkommenheit erreicht, oder eine grosse Anzahl seiner Bürger wahrhaftig menschlich und gesittet gemacht habe.

Wenn also die Dämme wegfallen, welche bisher ein Volk in der Ordnung erhalten haben; wenn weder Weisheit, noch Ansehn, noch Gewalt seinen Leidenschaften mehr Einhalt thun; so muß ein solches wiederum in einen Stand verfallen, der noch viel abscheulicher ist, als immer seine ursprüngliche Wildheit gewesen seyn kann; und die Geschichte giebt uns nur allzuviele Beyspiele von einer solchen Erniedrigung der Nationen in die Hand. So war Rom zu den Zeiten der Triumvirate und der Proscriptionen. So war Jerusalem in den letzten Zeiten des Jüdischen Staates. So waren die Bauern, welche in Frankreich im vierzehnten und in Deutschland im sechzehnten Jahrhunderte sich empöret hatten. So begiengen die Spanier an den unschuldigen Ameri-

kanern, weit greulichere Grausamkeiten als jemals Wilde ausgeübet haben können. So finden wir, zur Schande der Menschheit, noch allzuviele Beyspiele, welche diesen gleichen. Menschen oder Staaten, welche sich in solchen Umständen befinden, kann nichts glücklichers widerfahren, als unterjochet oder erobert zu werden. Für solche Ungeheuer ist die Freyheit ein Unding, und die Unabhängigkeit kann für sie nichts anders als die unseligsten Folgen haben. Die griechischen Freystaaten genoßen endlich diesen letztern Vortheil. Ich glaube indessen nicht, daß es in denselben jemals zu solchen Abscheulichkeiten würde gekommen seyn, wie es bey den Römern geschehen ist. Die innerliche Milderung scheinet in denselben weit allgemeiner gewesen zu seyn.

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Abscheulicher Despotismus der römischen Kaiser.

Hingegen entstund aus den Trümmern des römischen Staats ein ungeheuers despotisches Reich. Jemehr die Natur des Landes und die Gemüthsart der Einwohner dieser Regierungsform zuwider waren; desto abscheulicher machte sie auch das Schicksal des Volkes. Die Tugend der besten Kaiser, und die Weisheit der erleuchtesten Minister waren unvermögend, dasselbe erträglich zu machen. Sie konnten eben so wenig der Verfassung eine dauerhafte Stärke,

und dem Staate eine wahre Blüthe gewähren. Auf wenige heitere Tage folgten immer lange Stürme.

Die Stadt und die Provinzen verfielen in die äusserste Weichlichkeit, und in die unbändigste Ausgelassenheit. Die Kriegsheere hatten das gleiche Schicksal. Sie nahmen an Freyheit gegen ihre Befehlshaber, zu, und an Tapferkeit gegen ihre Feinde, ab.

Ein noch grössers Uebel bestund darinnen, daß der Geist dieser Kriegsheere getrennet wurde, und daß oft auf jeder Grenze des Reichs sich eines befand, das sich des Rechtes anmassete, den Thron und die Oberherrschaft gleich den Prätorianern zu vergeben. So wurde oft die Einheit des Staates aufgehoben, so erschütterten und schwächten oft schändliche Trennungen das unglückliche Reich, ehe noch die Schwachheit der Fürsten und der Verfassung selbst eine gesetzliche Theilung eingeführt hatte.

Die schönen Künste, die Wissenschaften, die Gelehrsamkeit blüheten noch in den der Freyheit nahen Zeiten; aber sie verschwanden frühe, und mit ihnen der wahre Geschmack des Edlen und des Schönen. Die Philosophie zeugte keine Urgeister. Bald wurden diese, bald jene Schwärmereyen der Platoniker, Pythagoreer und anderer Alten hervorgesucht, und mit neuen Ungereimheiten vermehret. Die Wissenschaft der Gesetze wurde zwar auf den höchsten Gipfel gebracht, dessen sie fähig schien. Aber was vermochten Gesetze ohne Sitten, und was war der Gegenstand dieser Gesetze? Das Recht der Erbschaf-

ten, der Fideicommissen, der Dienstbarkeiten. Sehr wenige hatten die wahre Glückseligkeit des Bürgers zum Gegenstande. Das sonderbarste ist, daß die besten von Tyrannen gegeben, und von guten Fürsten entkräftet oder aufgehoben worden sind. So zeugten Misbräuche neue Misbräuche, und Verderbnisse neue Verderbnisse. Der Kampf der christlichen Religion und des heidnischen Aberglaubens erschütterte nicht weniger alle Grundsäulen des Staats, und brachte die Zerrüttung desselben auf den höchsten Grad. Die Wuth, mit welcher in dem triumphierenden Christenthume die Orthodoxen und die Irrgläubigen einander verfolgeten, war die Quelle gleich unseliger Uebel, und erstickte besonders in den westlichen Theilen des Reichs alle noch übrigen schwachen Keime der bessern Gelehrsamkeit. Ohne Zweifel hat auch Konstantin der Grosse dem Occident einen gleich großen Schaden dadurch zugefüget, daß er solchen durch die Versetzung des Hofes oder doch des vornehmsten und erleuchtesten Theiles desselben, des Lichtes der Wissenschaften beraubet; als daß er die Legionen von dessen Gränzen weggezogen hat. Von Waffen und von Weisheit entblösset, verlohr also der entkräftete Staat die Grösse, welche er durch dieselben erworben hatte.

So hatte Rom wie Griechenland bey der Barbarey angefangen, und so verfiel es gleich demselben wieder darein, nachdem es die glänzendste Bahn vollendet hatte, die irgend ein Staat durchloffen hat;

hat; und so folgte auf wenig helle Tage eine Finsterniß von mehr als tausend Jahren.

Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Von der christlichen Religion.

Indem also das ungeheure Gebäu der römischen Größe unter seiner eigenen Last erlag; indem dieser Staatskörper durch eine innerliche Fäulung verzehret wurde, entstund in der verdorbensten Provinz desselben die christliche Religion.

Diese göttliche Lehre unterscheidete sich in ihren ersten Anfängen von allen übrigen Religionen, durch die erhabenste Einfalt, und durch die reinste Lauterkeit. Durch diese vortrefliche Eigenschaften wurde sie in allen Ständen, allen Berufen, allen Verfassungen angemessen. Sie faßte alles Große und alles Erhabene in sich, welches in allen Religionen zerstreuet ist, und sie war durch keine von denen Ungereimtheiten beflecket, welche dieselben entehreten. Sie enthielt das vortreflichste in Betrachtung der Sittenlehre, und sie war also die sicherste Anleitung zu der wahren Glückseligkeit, und zu der Milderung der menschlichen Gemüther.

Die Philosophen haben angemerket, daß ein Volk von wahren Christen nicht kriegerisch seyn könne. Sie haben Recht gehabt. Ein philosophisches Volk würde sich in einem eben so vertheidigungslosen

Stande befinden. Die gesunde Vernunft verwirft den Krieg so sehr, als ihn das Christenthum verwirft. Er hat nur der Barbarey seinen Ursprung zu verdanken, und er muß mit derselben verschwinden. Es ist kein Tadel, es ist das größte Lob des Christenthums, wenn man sagt, daß es den Krieg mißbillige.

Eben wegen ihrer Reinigkeit und ihrer Sanftmuth, eben wegen ihren verehrungswürdigsten Vorzügen mißfiel die christliche Religion den barbarischen und eitlen Menschen. Schon frühe fand der Priester, daß sie die Sinne nicht genug beschäftigte, und daß sie die Einbildung zu wenig feßle. Er entlehnte daher von einer falschen Philosophie schwärmerische Träume, und von der herrschenden Religion blendende Ceremonien. Er vermehrte dadurch sein Ansehn bey den Unwissenden, welche bereits seiner Lehre zugetreten waren, und er gewann noch viele andere, denen das Christenthum in seiner wahren Lauterkeit niemals würde gefallen haben. Wie mehr er den wahren Geist der Religion erstickte; wie mehr er bezaubernde Aussenwerke daran fügte: destomehr unterdrückte er den Geist des Volkes. Durch dieses Mittel erweiterte er seine Macht, deren er sich klüglich bediente, den Despotismus des Fürsten bisweilen zu verstärken, bisweilen zu mildern, und endlich gar durch seinen eignen Despotismus zu unterdrücken.

Es muß also die christliche Religion in zween Gesichtspunkten betrachtet werden. Das wahre, das innerliche Christenthum ist eine unmittelbare Wirkung der Gottheit. Kein Mensch, keine Philo-

sophie, keine Vernunft können den wahren Glauben, und die wahre Heiligkeit geben. Sie sind Wundergaben, welche nur den Auserwählten eigen sind, und diese Auserwählten machen allein die wahre Kirche aus, welche durch alle sichtbaren Gemeinden zerstreuet ist. Diese kann keinen Gegenstand menschlicher Untersuchung abgeben. Diese ist keinen menschlichen Gesetzen unterworfen. Auf sie hat kein Pabst, kein König, kein Fürst ein Recht. Sie ist keiner äusserlichen Form, und keiner äusserlichen Verfassung eigen.

Das äusserliche Christenthum hingegen ist keine unmittelbare Wirkung Gottes. Es bestehet in Gebräuchen, in Ceremonien, in Formeln, welche unter dem Namen der christlichen Religion von den ersten Jahrhunderten derselben an, bis auf unsre Zeiten, den Völkern in mancherley Abwechselungen vorgeschrieben worden sind. Es ist die Gestalt, es ist das Kleid, welches die Menschen der erhabendsten Lehre gegeben haben. Es ist die Meynung des Pabstes, Luthers, Zwinglins. Es darf und kann philosophisch geprüfet werden. Sein Einfluß in die Sitten, in die Gesetze, in die Wissenschaften selbst, ist sehr wichtig. Durch dasselbe haben die Geister und die Gemüther aller europäischen Staaten einen ganz besondern Schwung bekommen. Dasselbe hat diesem ganzen Welttheile eine durchaus veränderte Gestalt gegeben. Von demselben ist alles zu verstehen, was wir in der Folge unsrer Betrachtungen von der christlichen Religion sagen werden.

Zimmermanns Nationalstolz.

Zwölftes Kapitel.

Von dem Stolze der durch den Ruhm einer Nation in Künsten und Wissenschaften entstehet.

Der Stolz der durch den Ruhm entsteht, den ein Volk mit Künsten und Wissenschaften erworben hat, ist die Erhabenheit des Geistes, die ein Volk fühlt, wenn es sich durch seine Einsichten vor andern Völkern beglücket findet.

Ich begreife, wie eine Art von Stolz bey einem Menschen entstehen kann, der durch seine Einsichten andere übermag; aber ich begreife auch, wie gefährlich dieser Stolz ist, wenn ihm die stärkste Vernunft, und die strengste Tugend, nicht zur Seite geht. Die Wissenschaften öffnen den Geist, sie dähnen seine Kräfte aus, und machen sie in einem weitern Umfang thätig; die allgemeinen Irrthümer der Nationen, die Vorurtheile, die allen Geschlechtern eigen sind, liegen vor einem aufgeklärten Geiste offen; er allein weis was gut, was schön, und wahr ist. Er sieht gleich einem Wesen, das vom Himmel uns betrachtete, auf die Menschen, die noch in der Dunkelheit wandeln, herab. Kein Vergnügen, sagt in seiner erhabenen Sprache Bacon, einer der größten Geister unter den Menschen, reicht an das Vergnügen, welches

welches derjenige fühlet, der durch die Kenntniß der Wahrheit erhoben, wie von einer hellen Höhe, auf die Irrthümer und die Ausschweifungen der Sterblichen, auf die trüben Gewitter in den Thälern der Welt hinabsieht: dieses Hinabschauen fodert ein mitleidendes Herz, nicht einen aufgeblasenen Geist; und so genießen wir den Himmel auf der Erde, wenn die Seele mit Menschenliebe erfüllet, ruhig auf den Wegen der Vorsehung, die weite Ausdähnung der Wahrheit umfängt (*). Dieses Vergnügen ist das Gefühl einer billigen und gerechten Erhabenheit. Die gleiche Erhabenheit entspringet bey einer Nation, wenn sie eine Menge von geschickten Leuten enthält, und ihr Geist der allgemeine Geist der Nation wird. Das Angedenken der Helden, die für ihr Vaterland sterben, ist einer wohlgearteten Seele nicht angenehmer als das Angedenken der Helden, die für ihr Vaterland lebten. Die Namen des Lycurgus, des Hippocrates, des Democritus, des Apelles, des Herodotus, des Aristoteles, des Pindarus, des Thucydides, des Sophocles, des Xenophon, des Demosthenes, waren bey

(*) Nulla voluptas aequiparari potest huic ipsi, nempe ut quis stet super clivum excelsum veritatis, atque inde errores, homines palantes, caligines et tempestates, in convalle subjacente, despiciat; modo prospectus iste cum misericordia conjunctus sit, non cum tumore, aut superbia. Et hoc ipsum, est coelo in terris frui, quando mens humana in charitate movetur, in providentia quiescit, et supra polos veritatis circumfertur. Bac. op. vol. VI. pag. 7.

bey den Griechen nicht geringer, als die Namen des Miltiades, des Themistokles, und des Epaminondas. Eine ewige Nacht begräbt den Helden, der keinen Geschichtschreiber, keinen Dichter fand; das Angedenken des Geschichtschreibers, des Dichters, des Künstlers, des Redners, des Philosophen, des Arztes, des Gesetzgebers, ist ein ewig leuchtender Tag für die künftigen Geschlechter.

Darius war schon bezwungen und Asien hatte sich gebogen, da Alexander seinem Lehrer dem Aristoteles schrieb, er wollte weit lieber, durch eine ausnehmende Kenntniß, durch Einsicht und Wissenschaft, als durch die Größe seiner Macht über alle Sterbliche erhoben seyn; ja er trug kein Bedenken dem Diogenes bey seinem Fasse in Corinthus zu sagen: ich möchte Diogenes seyn, wenn ich nicht Alexander wäre.

Die Künste und die Wissenschaften bieten einander ihre Hülfe an, den Namen eines Volkes bis an das Ende der Erde zu tragen, und sein Angedenken der Hochachtung der kommenden Welt zu empfehlen. Ohne den Vater der Poesie wäre Achilles in einer ewigen Vergessenheit geblieben; glückselig bist du Jüngling, sprach der große Macedonier, bey dem Grabe dieses Königes, daß sich zum Preise deiner Tapferkeit ein Homer gefunden hat. Ptolomäus Philadelphus fand in dem Beyfall der Gelehrten eine sicherere Strasse zum Ruhme, als seine stolzen Vorfahren, die mit ihren Pyramiden dem Himmel und der Vergänglichkeit trotzten.

Die

Die Künste und die Wissenschaften edeln die gemeinste Herkunft, sie erniedrigen den König der ihren Werth nicht kennt; sie bringen einer Nation die Art des Stolzes bey, die das Gefühl ihrer Würdigkeit ist, wenn sie bey ihr auf den möglichsten Staffel der Vollkommenheit gestiegen sind.

Jede Nation fühlt diesen Stolz, wenn sie den Werth ihrer großen Männer fühlt. Die Bürger von Krotona empfanden diesen Stolz, als sie ihrem Rathe befahlen, in allen seinen Unterhandlungen den Grundsätzen des Pythagoras zu folgen, und ohne seine Beystimmung nichts zu unternehmen, dieser Stolz bewog die Einwohner von Metapontus, das Haus, in welchem eben dieser große Mann gestorben war, in einen Tempel zu verwandeln, und ihn selbst als einen Gott zu ehren; er trieb die Stagiriten an, die Gebeine des Aristoteles von Chalcis herzubringen, auf seinem Grabe einen Altar zu bauen, und bey demselben nachher ihre öffentlichen Versammlungen zu halten. Dieser Stolz mußte sich regen, wenn die Griechen sahen, daß sie den Trost im Unglück, die Errettung in den Gefahren, und den beträchtlichsten Theil ihres Ruhms ihren großen Geistern schuldig waren. Viele von den Atheniensern, welche bey der unglücklichen Unternehmung des Nicias auf Sicilien in die Sklaverey geriethen, hatten ihr Heyl dem Euripides zu danken, dessen Verse sie ihren Herren vorsagten. Die großen Geister der Griechen waren so berühmt, daß ein König in Persien bey einer Audienz, die er den Abgesandten der Grie-

chen gab, vor allem ausfragte: wie sich der Dichter Aristophanes befinde? Auch Rom wachte von seinen Siegen zu der Liebe der Wissenschaften und der Gelehrten auf. Die Waffen dieses mächtigen Volkes hatten zwar Griechenland bezwungen; aber Griechenland konnte den Römern zeigen, daß die Vorzüge des Geistes den Sklaven über seinen Herrn heraufsetzen, und daß sich die Größe dieser Vorzüge weder an der Spitze siegreicher Heere, noch über den Ruinen gestürzter Throne erreichen läßt. Die Waffen wichen der Philosophie, die Lorbeern der Beredsamkeit.

Die Römer die sich durch ihren Witz und ihre Gaben hervorthaten, blieben nicht ungesucht, nicht ungekannt, nicht unbelohnt. Man war, in den merkwürdigen Zeiten des Augustus, vornämlich mit dem Geiste entflammet, der die Gemüther in Bewegung bringen, die verborgenen Gaben erwecken, und die minder bekannten Verdienste einem hellern Tage aussetzen konnte. Virgil las seine Verse dem Herrn der Erde in seinen Zimmern vor, und er ward in dieser Arbeit von dem Staatsminister des Kaisers unterstützet, wenn ihm seine Stimme zu wanken anfieng; er sah durch seine Dichtkunst gerühret die Octavia neben sich niedersinken, und den Augustus in Thränen zerfließen. Horaz ward von dem Kaiser zum Liebling gewählet, und Horaz durfte ausschlagen des Kaisers Liebling zu seyn. Der geringste Römer konnte diese stolze Hofnung wagen, wenn er durch die Vorzüge seines Geistes über andere erhoben war.

Der

Der Stolz der sich auf den Ruhm seiner Nation in Künsten und Wissenschaften gründet, ist auch in unsern Zeiten nicht ungewohnt. Die innre Würde des Menschen macht bey dem weisen Theile der Englischen Nation den wahren Werth des Menschen aus; der Staatsminister wird, zur Ehre der Menschheit sey es gesagt, von den Engländern verachtet, wenn er nicht ist, was er seyn soll; sie wissen die unbekannten Vorzüge des gemeinen Mannes eben so wohl aus der Finsterniß an das Licht zu ziehen, als sie dürfen die unverdiente Größe der Großen zu einer ewigen Schande verdammen.

Dieses unter dem Vorwande seiner Freyheit sonst so unbändige Volk vergisset seine Sekten, seine Factionen, Haß und Feindschaft, wenn es um die Belohnung der Fähigkeiten seiner Bürger zu thun ist. Pope war ein Katholike, ein verhaßter Name bey einem Volke, bey welchem die Vorurtheile die es hat, vorzüglich mächtig sind, gleichwohl ist er der Liebling seiner Nation gewesen, und sein Bildniß steht in den meisten Häusern von Britannien. Die Kirche der Westminster Abtey in London ist allen Völkern der Erde ein Beweis, wie sehr und wie ausserordentlich die Engländer die Verdienste ehren: diese Begräbnißstätte ihrer Könige ist mit den Gräbern ihrer großen Geister untermenget, und die Ueberbleibsel einer Komödiantin, die in Frankreich ihren Ruhplatz auf einem Schindanger erhalten hätten, sind neben die Häupter des Staates beygesetzet. Newton ist bey seinem Leben in diesem Vaterlande großer

Männer auf eine ausserordentliche Weise geehret gewesen, und nach seinem Hinschied hat man ihn, mit dem Pompe der Monarchen, in diese stillen Behältnisse des Ruhmes zu Königen und Gelehrten hingeleget. Das Gefühl des vorzüglichen Werthes ihrer Nation ist bey den Engländern ausnehmend groß. Die Franzosen sind für diese Heftigkeit mit allem ihrem Stolze zu gemäßigt: sie stellen ihre Satyrenschreiber nicht an den Pranger, aber sie richten ihren großen Geistern keine Statuen auf; sie erschiessen ihre Admiralen nicht, aber sie begraben ihre Generalen nicht zu Saint Denys. Die Englische Nation ist in allem ausserordentlich, sie kann nicht genug strafen, sie kann nicht genug belohnen.

Die Ehre, die ein Volk seinen großen Männern erweiset, ist also eine wahre Theilnehmung an ihrem Ruhm, und diese Theilnehmung ist der bewußte Werth dieser großen Männer. Es ist edel, den Verdiensten seiner Mitbürger ihr Recht zu lassen, es ist einem erhabenen Gemüthe gemäß, den Neid als ein Laster aus dem Herzen zu verbannen, das die Dunkelheit liebet, und nur alsdann aus seinen Klüften hervorbricht, wenn es Unruh und Zerrüttung erregen, und Traurigkeit in den Herzen der Rechtschaffnen verbreiten kann. Der Ruhm unsrer großen Geister ist der Ruhm des Staates, und der Ruhm des Staates ist der Stolz des Staates.

Die Nation, die ihre großen Männer am meisten ehret, wird ihnen am meisten gleich. Athen hat in dem Ceramico die Statuen seiner erlauchten

Bürger aufgestellet, Griechenland war von ihren Ehrensäulen voll. Das Angedenken ihrer Verdienste ward bey jedem Blicke rege, den man auf die Denkmäler ihres Ruhmes warf. Die allergrößten Männer des alten Romes bekannten, daß sie, bey dem Anschauen dieser Denkmäler ihrer erlauchten Vorältern, die ausserordentlichsten Bewegungen empfanden. Die Römische Jugend war dergestalt von den Trieben der Ehrbegierde bezaubert, wenn sie die Bildnisse dieser Männer bey gewissen feyerlichen Anlässen sah, daß man hätte denken sollen, die Gräber haben sich geöffnet, und die Seelen der Abgeschiednen seyen auf die Erde zurückgekeht, in der Sprache der Unsterblichen die Wege zum großen, zum schönen, und edlen zu lehren. Epikur heißt uns einen wackern Mann in dem Leben zum Muster nehmen, unter dessen Angesicht wir unsre Thaten zu verrichten scheinen; Longin befielt den Rednern, sie sollen sich einbilden, Demosthenes oder Homer hören ihnen zu. Nichts kann kräftiger zu der Liebe der Wissenschaften und der Tugend aufwecken, als wenn man, mit einem wahren Nationalstolze, dergleichen große Beyspiele in seinem eignen Vaterlande hervorsucht. Jedes Volk soll seine ganze Hochachtung den Männern weyhen, die es erleuchtet, die seine Denkungsart verbessert und erhöhet haben, es soll ihre Bilder ehren, es soll ihr Gedächtniß feyern; sie sollen in allen Herzen leben, und sie werden alle Herzen mit der feurigsten Begierde erwärmen, eben so edelmüthig, gelehrt, und groß zu seyn.

Der Stolz, der aus dem Gedanken entsteht, wir sind durch unsre Einsichten über andre erhoben, ist den verdientesten Völkern um so mehr eigen, weil er gegründet ist. Athen wurde schon unter dem Pericles, von seinen Nachbarn für die Pracht seiner Künstler, für die Werke seiner Gelehrten, wie für die Thaten seiner Krieger bewundert. Pericles der seine Tempel aufgeführet, der das Angedenken seiner Helden durch die Hand des Phidias der Nachwelt übergab, und den attischen Geist durch seine Beredsamkeit zu einem neuen Glanze erhub, war die Seele von Athen. Griechenland hat in einer langen Reyhe von Jahrhunderten die ausserordentlichsten Männer in allen Arten von Grösse hervorgebracht, die mit einem schöpferischen Geiste angeflammet, die gemeine Bahn verliessen, und sich auf neuen und unversuchten Wegen der Unsterblichkeit versicherten. Alle ihre Sinne und Gedanken zielten auf die Wahrheit; sie verliessen ihr Vaterland, giengen ihr in die entferntesten Länder entgegen, und setzten alle irdische Ruhe und Glückseligkeit dem Vergnügen nach, ihre Seele aufzuklären. Rom wußte mit der Herrschaft der Welt zuletzt die Herrschaft der Gemüther zu verbinden, und was überaus merkwürdig ist, diese Herrschaft ist geblieben, da jene lange unter den Schwerdern der nordlichen Völker sich gebogen hatte. Die Spuren, welche uns die Römer in dreyen Theilen der Erde von ihrer Grösse, und der Begierde nach ihrer Verewigung hinterliessen, sind so viele Denkmäler ihres selbstgefühlten Werthes.

Italien, England, und Frankreich nähern sich sehr, in unsern Tagen, durch ihre Verdienste um Künste und Wissenschaften, und besonders durch den Stolz, der sich darauf bezieht, den Griechen und Römern. Die Italiäner sind auf den Ruhm ihrer Nation in Künsten und Wissenschaften stolz, und sie sind es mit Recht. Der Abt Prevost hat ihnen vorgeworfen, sie scheinen sich selbst seit einem Jahrhundert nicht mehr ähnlich, sie seyen blosserdings das müßige Behältniß der Werke ihrer Voraltern, sie haben die Meisterstücke derselben, und die Muster des Geschmackes noch unter Augen, aber diese kostbare Ueberbleibsel werden für sie ein leerer Stoff, der nicht mehr die Geister erwärme und die Gaben erwecke, man besuche Italien nicht, wegen seinen Bewohnern, sondern wegen den Oertern die sie bewohnen. Diese Vorwürfe sind unbillig: der Abt Prevost hat zu viel auf die Künste, und zu wenig auf die Wissenschaften gesehen. Die Mathematik, die Naturlehre, die Naturgeschichte, die Arzneywissenschaft blühen in diesem schönen Lande so sehr, als in England und Frankreich. Die meisten Akademien von Italien sind bemüht die erhabensten Wissenschaften von trocknen Untersuchungen zu den Bedürfnissen der Menschen herabzurufen. Der Adel und der geistliche Stand hält es seines Ansehens nicht unwürdig, die Grenzen des menschlichen Erkenntnisses auszudähnen. Die Weltweisheit geht oft in Purpur gekleidet. Das Haupt der Christenheit ist nicht selten den Musen und Grazien gewogen. Ich erwarte von

dem angebohrnen Genie der Italiäner alles, was schön und groß ist.

England ist in vielen Künsten, und in allen Wissenschaften, so groß als man es seyn kann. Der gerechte Stolz den einem englischen Bürger der Ruhm seiner erlauchten Männer beybringt, hat auch die vornehmsten Herrn dieses Königreiches zu allen Zeiten bewogen, die Palmen der Gelehrten unter ihre Coronets zu winden; und eine beträchtliche Menge der erhabensten Geister von Britannien sind große Herrn geworden, weil sie erhabne Geister waren.

Frankreich war unter Ludewig dem vierzehnten, durch Künste und Wissenschaften, so groß als durch seine Waffen, und es wußte daß es groß war. Die heutigen Franzosen sind nicht gefallen. Der einzige Herr von Montesquieu war im Stande allen Gelehrten, die unter der vorigen Regierung lebten, die Wage zu halten. Die feinsten Geister von Frankreich rufen aus, alles ist verlohren: die Liebe die wir für die Wissenschaften zeigen, und welche bey den Ausländern für einen Verdienst gehalten wird, ist bey uns nichts als eine Mode; der Geschmack scheint sich zu bessern, wenn er anfängt sich zu verderben, man bemerket das Uebel nicht bis es aufs höchste gekommen ist; unsre Verfasser setzen die Gründlichkeit beyseits, und halten sich schlechterdings an dem äussern Scheine; ein witziger, ein unvermutheter Einfall verdringet den besten Gedanken, die geschickteste Betrachtung; man sagt nicht mehr von einem Buche, daß es gut sey, sondern daß es das Werk eines wi-

tzigen Kopfes sey; die meisten Schriften unsrer heutigen Verfassung sind bloße Feuerwerke, die einen plötzlichen Glanz und Knall von sich geben, und nichts als Rauch hinterlassen, man flieget dreiste und sorgelos himmelhoch in jedem Madrigal und verläßt die schüchterne Vernunft in der verachteten Tiefe. Die Gedanken steigen wie Raketen aus unsern Werken empor; der epigrammatische Geist herrscht in der Metaphysik, in der Rechtsgelehrsamkeit, in der Arzneykunst, wie bey den Nachttischen des Frauenzimmers, und in den Romanen, die von eilf Uhr bis zu Mittage währen.

So fiel die attische Anmuth, die Xenophontische Einfalt, in den Zeiten des Demetrius Phalereus vor einem falschen Geschmacke, welcher die Augen mit einer blendenden Schminke betrog. Die nämliche Beredsamkeit des Pericles und Demosthenes mußte der kitzelnden Melodie der asiatischen Musen, und der simmetrischen Anordnung zärtlicher Silben, und tanzender Perioden weichen.

Eben so hat Seneka, ohne Maß und Schranken, den großen Geschmack des Cicero mit allzuhäufigen Zierrathen verdorben. Seneka wollte immer artig, immer erhaben, immer ausserordentlich seyn.

Diese Einwürfe haben einen großen Schein, aber sie lassen sich beantworten. Alle Zeiten und alle Weltalter können bey einigen Aehnlichkeiten einander sehr unähnlich seyn. Nach dem Tode des Augustus fielen nach und nach, nicht blos die Schreibart und der Geschmack, sondern die Wissenschaften. Fällt

der

der Geschmack bey den heutigen Franzosen, so sieht man hingegen die Wissenschaften bey ihnen steigen. Die Philosophie nimmt täglich überhand, die Menschen denken über alles, und die Franzosen soviel als alle Menschen. Die Wissenschaften werden, von Jahre zu Jahre, sehr viel gemeinnütziger, sehr viel leichter, und bisweilen vollständiger. Die gezierteste Schreibart verbannet die gründlichsten Untersuchungen nicht. Der größte Gelehrte wird wohl thun, wenn er seine Werke so schreibt, daß man sie liest.

Die heutigeu großen Geister von Frankreich sind ausnehmend groß. Sie scheinen auf einmal für alles gemacht, was des Menschen würdig ist; sie messen die Gestirne, und haben eine gefühlvolle Seele; sie dähnen die abgezogensten Wissenschaften aus, und zwingen uns in dramatischen Gedichten Thränen ab; sie verbinden mit dem tiefsten Kenntnisse den größten Geschmack, und besitzen die seltene Wissenschaft, zugleich Gelehrte und Menschen zu seyn.

Der Stolz der Franzosen ist also hierinn ein gerechter Stolz. Sie sind vorzüglich im Stande, den schönen Wissenschaften ihre griechische Anmuth wieder zu geben; die Naturkunde, die Staatsklugheit, die Handlung, die Finanzen, und die Künste haben ihnen den größten Theil ihrer Vollkommenheit zu danken. Hätten doch ihre erlauchten Männer ihr Haupt nicht zu sehr vor einem Geschlechte gebogen, das allen Kleinigkeiten einen Preis, und allem was wahrhaftig groß ist, eine lächerliche Gestalt zu geben weis, vor einem Geschlechte, dem wir die Herrschaft

schaft der Herzen willig zugestehen, wenn es uns die Herrschaft über die Gemüther läßt. Der Stolz der Griechen, der Römer, der Italiäner, der Engländer, und Franzosen auf ihre Vorzüge in Künsten und Wissenschaften, scheint also ein billiger, gerechter und nützlicher Stolz.

Ich kenne noch eine andere Erhebung des Gemüthes, welche die Vorzüge gewisser Geister bey einem Volke erwecken können; sie ist von einer besondern Art, aber sie scheint mir alles, was sich grosses denken läßt. Ich rede von dem Geiste der Freyheit, der durch die Werke der Engländer in die Herzen der Franzosen übergieng. Dieser Geist der Freyheit ist bey bösen Absichten gefährlich und verwerflich, aber er dient der Menschheit zur Ehre, und zum Trost, wenn er gebraucht wird, den Menschen die Augen über die wahren Vortheile zu öffnen. Er ist für die verehrungswürdigen Genien geschaffen, die Führer und Gutthaten der Menschheit sind. Die Engländer sehen die Franzosen für eine Nation von Sklaven an: es ist lächerlich sie als Sklaven zu verachten, da doch eine Menge Franzosen, im Angesichte des Thrones, so freye Seelen haben, als der freyeste Engländer. Ich kenne diese Helden. Ihr Herz ist in allen Unfällen erhaben, ihre Augen sind, auch in dem Finsternisse offen, ihr Geist ist fertig alles zu denken, was edel ist, und ihr Mund ist bereit, mit Verachtung ihres Glückes, ihrer Ruhe, ihrer Güter, ihrer Ehrenstellen, die Sprache ihres Herzens und ihres Geistes zu reden. Diese Art von

Freyheit

Freyheit besteht in dem freyen Gebrauche seiner Einsichten, sie entspringet nicht aus der Regierungsform, sondern aus der Philosophie; sie ist weit edler, weil ihre Herkunft edler ist. Die erhabenste Nation unter der Sonne ist also, in diesem Gesichtspunkte, die Nation, die frey denket, nicht weil sie darf, sondern weil sie nicht darf.

Der Schluß dieses Capitels ist hiermit: daß in dem Herzen einer Nation, durch die Verdienste ihrer Mitbürger in Künsten und Wissenschaften, ein besonderer Stolz entstehe; daß dieser Stolz eine große und herrliche Empfindung sey, weil Künste und Wissenschaften etwas großes und herrliches sind; daß er eine nützliche Empfindung sey, weil man selbst groß wird, wenn man ehrt was groß ist; daß dieser Stolz, bey verschiedenen Nationen, ein billiger und gerechter Stolz sey; daß endlich die Wissenschaften in gewissen Fällen dem Geiste eine kühnere Erhabenheit geben, als eine glückliche Regierungsform.

Aus
Johann Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums.

Die Schönheit, als der höchste Endzweck, und als der Mittelpunkt der Kunst, erfordert vorläufig eine allgemeine Abhandlung, in welcher ich mir und dem Leser ein Genüge zu thun wünschte; aber dieses ist auf beyden Seiten ein schwer zu erfüllender Wunsch. Denn die Schönheit ist eins von den großen Geheimnissen der Natur, deren Wirkung wir sehen, und alle empfinden, von deren Wesen aber ein allgemeiner deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehört. Wäre dieser Begriff geometrisch deutlich, so würde das Urtheil der Menschen über das Schöne nicht verschieden seyn, und es würde die Ueberzeugung von der wahren Schönheit leicht werden; noch weniger würde es Menschen entweder von so unglücklicher Empfindung, oder von so widersprechendem Dünkel geben können, daß sie auf der einen Seite sich eine falsche Schönheit bilden, auf der andern hingegen keinen richtigen Begriff von derselben annehmen. Diese letztern sind schwerer zu überzeugen, als jene zu belehren; ihre Zweifel aber sind mehr ihren Witz zu offenbaren erdacht, als zur Verneinung

neinung des wirklichen Schönen behauptet; es haben dieselben in der Kunst keinen Einfluß. Jene sollte der Augenschein, sonderlich im Angesichte von tausend und mehr erhaltenen Werken des Alterthums erleuchten: aber wider die Unempfindlichkeit ist kein Mittel, und es fehlet uns die Regel und der Kanon des Schönen, nach welchem, wie Euripides sagt, das garstige beurtheilet wird; und aus dieser Ursache sind wird, so wie über das, was wahrhaftig gut ist, also auch über das, was schön ist, verschieden. Diese Verschiedenheit der Meynung zeiget sich noch mehr in dem Urtheile über abgebildete Schönheiten in der Kunst, als in der Natur selbst: denn weil jene weniger, als diese, reizen, so werden auch jene, wenn sie nach Begriffen hoher Schönheit gebildet, und mehr ernsthaft als leichtfertig sind, dem unerleuchteten Sinne weniger gefallen, als eine gemeine hübsche Bildung, die reden und handeln kann. Die Ursach liegt in unseren Lüsten, welche bey den mehresten Menschen durch den ersten Blick erreget werden, und die Sinnlichkeit ist schon angefüllet, wenn der Verstand suchen wollte, das Schöne zu geniessen: alsdann ist es nicht die Schönheit, die uns einnimmt, sondern die Wollust. Dieser Erfahrung zu folge werden jungen Leuten, bey welchen die Lüste in Wallung und Gährung sind, mit schmachtenden und brünstigen Reizungen bezeichnete Gesichter, wann sie auch nicht wahrhaftig schön sind, Göttinnen erscheinen, und sie werden weniger gerühret werden über eine schöne Frau, die Zucht und Wohlstand in

Geberden

Geberden und Handlungen zeiget, welche die Bildung und die Majestät der Juno hätte.

Die Begriffe der Schönheit bilden sich bey den mehresten Künstlern aus solchen unreifen ersten Eindrücken, welche selten durch höhere Schönheiten geschwächet oder vertilget werden, zumal wenn sie, entfernt von den Schönheiten der Alten, ihre Sinnen nicht verbessern können. Denn es ist mit dem Zeichnen, wie mit dem Schreiben: wenige Knaben, welche schreiben lernen, werden mit Gründen von der Beschaffenheit der Züge, und des Lichts und Schattens an denselben, worinn die Schönheit der Buchstaben bestehet, angeführet, sondern man giebt ihnen die Vorschrift, ohne weitern Unterricht, nachzumachen, und die Hand bildet sich im Schreiben, ehe der Knabe auf die Gründe von der Schönheit der Buchstaben achten würde. Eben so lernen die mehresten jungen Leute zeichnen; und so wie die Züge im Schreiben in vernünftigen Jahren bleiben, wie sie sich in der Jugend geformet haben, so malen sich insgemein die Begriffe der Zeichner von der Schönheit in ihrem Verstande, wie das Auge gewähnet worden, dieselben zu betrachten und nachzuahmen, welche unrichtig werden, da die mehresten nach unvollkommenen Mustern zeichnen. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß bey Künstlern, so wie bey allen Menschen, der Begriff der Schönheit dem Gewebe und der Wirkung der Gesichtsnerven gemäß sey, so wie man aus dem unvollkommenen und vielmals unrichtigen Kolorit der Maler zum Theil auf eine

solche Vorstellung und Abbildung der Farben in ihrem Auge schließen muß; denn was dieses betrifft, ist der Schluß, welchen die Sekte der Zweifler in der Philosophie, von der verschiedenen Farbe der Augen sowohl bey Thieren als bey Menschen, auf die Ungewißheit unserer Kenntniß der wahren Beschaffenheit der Farbe dieser oder jener Vorwürfe machete, nicht ohne Grund. So wie hier nun die Farbe der Feuchtigkeiten des Auges, als die Ursach könnte angesehen werden, eben so wird vielleicht in der Beschaffenheit der Nerven der verschiedene Begriff der Formen liegen, die die Schönheit bilden. Dieses wird begreiflich aus den unendlichen Geschlechten der Früchte und aus den unendlichen Arten eben derselben Frucht, deren verschiedene Form und Geschmack sich bildet und erwächset durch die mancherley Fäserchen, aus welchen die Röhren gewebet und verschränkt sind, worinn der Saft hinauf steiget, geläutert und reif wird. Da nun ein Grund von den mancherley Eindrücken auch bey denen, die sich mit Abbildung derselben beschäftigen, vorhanden seyn muß, wird gedachte Muthmassung nicht schlechterdings können verworfen werden.

In andern hat der Himmel das sanfte Gefühl der reinen Schönheit nicht zur Reife kommen lassen, und es ist in ihnen entweder durch die Kunst, das ist, durch die Bemühung, ihr Wissen allenthalben anzuwenden, in Bildung jugendlicher Schönheiten erhärtet worden, wie im Michael Angelo, oder es hat sich dieses Gefühl durch eine pöbelhafte Schmeicheley des gro-

ben

ben Sinnes, um demselben alles begreiflicher vor Augen zu legen, mit der Zeit gänzlich verderbet, wie im Bernini geschehen ist. Jener hat sich mit Betrachtung der hohen Schönheit beschäftiget, wie man aus seinen, theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichten sieht, wo er in würdigen und erhabenen Ausdrücken über dieselbe denket, und er ist wunderbar in starkern Leibern; aber aus angeführtem Grunde hat derselbe aus seinen weiblichen und jugendlichen Figuren Geschöpfe einer andern Welt, im Gebäude, in der Handlung und in den Geberden gemacht: **Michael Angelo** ist gegen dem **Raphael**, was **Thucydides** gegen den **Xenophon** ist. **Bernini** ergriff eben den Weg, welcher jenen wie in unwegsame Orte und zu steilen Klippen brachte, und diesen hingegen in Sümpfe und Lachen verführete: denn er suchte Formen, aus der niedrigsten Natur genommen, gleichsam durch das Uebertriebene zu veredlen, und seine Figuren sind wie der zu plötzlichem Glücke gelangete Pöbel; sein Ausdruck ist oft der Handlung widersprechend, so wie Hannibal im äussersten Kummer lachete. Dem ohngeachtet hat dieser Künstler lange auf dem Throne gesessen, und ihm wird noch itzo gehuldiget.

Die von der zwoten Art, nämlich die Zweifeler wider die Richtigkeit der Begriffe der Schönheit, gründen sich vornämlich auf die Begriffe des Schönen unter entlegenen Völkern, die ihrer verschiedenen Gesichtsbildung zufolge, auch verschieden von den unsrigen seyn müßen. Denn so wie viele Völker die

Farbe ihrer Schönen mit Ebenholz (welche so, wie dieses, glänzender, als anderes Holz, und als eine weiße Haut ist) vergleichen würden, da wir dieselbe mit Elfenbein vergleichen, eben so, sagen sie, werden vielleicht bey jenen die Vergleichungen der Formen des Gesichts mit Thieren gemacht werden; an welchen uns eben die Theile ungestalt und häßlich scheinen. Es ist nicht zu läugnen, daß man auch in den europäischen Bildungen ähnliche Formen mit der Bildung der Thiere finden kann, und Otto van Veen, der Meister des Rubens, hat nach dem Porta dieses in einer besondern Schrift gezeiget: man wird aber auch zugeben müssen, daß, je stärker diese Aehnlichkeit an einigen Theilen ist, desto mehr weichet die Form von den Eigenschaften unsers Geschlechts ab, und es wird dieselbe theils ausschweifend, theils übertrieben, wodurch die Harmonie unterbrochen, und die Einheit und Einfalt gestöret wird, als worinn die Schönheit bestehet, wie ich unten zeige.

Je schräger z. E. die Augen stehen, wie an Katzen, desto mehr fällt diese Richtung von der Base und der Grundlage des Gesichts ab, welche das Kreuz ist, wodurch dasselbe von dem Wirbel an in die Länge und in die Breite gleich getheilet wird, indem die senkrechte Linie die Nase durchschneidet, die horizontale Linie aber die Augen. Liegt das Auge schräg, so durchschneidet es eine Linie, welche mit jener parallel, durch den Mittelpunkt des Auges gezogen, zu setzen ist. Wenigstens muß hier eben die Ursache seyn, die den Uebelstand eines schief gezoge-

nen

nen Mundes macht; denn wenn unter zwo Linien die eine von der andern ohne Grund abgeweichet, thut es dem Auge wehe. Also sind dergleichen Augen, wo sie sich unter uns finden, und an Sinesen und Paponesen, sowohl als an den ägyptischen Köpfen, eine Abweichung. Die gepletschte Nase der Kalmucken, der Sinesen, und anderer entlegenen Völker, ist ebenfalls eine Abweisung: denn sie unterbricht die Einheit der Formen, nach welcher der übrige Bau des Körpers gebildet worden, und es ist kein Grund, warum die Nase so tief gesenkt liegt, und nicht vielmehr der Richtung der Stirne folgen soll; so wie hingegen die Stirne und Nase aus einem geraden Knochen, wie an Thieren, wider die Mannigfaltigkeit in unserer Natur seyn würde. Der aufgeworfene schwülstige Mund, welchen die Mohren mit den Affen in ihrem Lande gemein haben, ist ein überflüßiges Gewächs und ein Schwulst, welchen die Hitze ihres Clima verursachet, so wie uns die Lippen von Hitze, oder von scharfen salzigen Feuchtigkeiten, auch einigen Menschen im Zorne, aufschwellen. Die kleinen Augen der entlegenen nordlichen und östlichen Länder, sind in der Unvollkommenheit ihres Gewächses mitbegriffen, welches kurz und klein ist.

Solche Bildungen wirket die Natur allgemeiner, jemehr sie sich ihren äussersten Enden nähert, und entweder mit der Hitze, oder mit der Kälte streitet, wo sie dort übertriebene und zu frühzeitige, hier aber unreife Gewächse von aller Art hervorbringet. Denn eine Blume verwelcket in unleidlicher Hitze, und in einem

einem Gewölbe ohne Sonne bleibet sie ohne Farbe; ja die Pflanzen arten aus in einem verschlossenen finstern Orte. Regelmäßiger aber bildet die Natur, je näher sie nach und nach wie zu ihrem Mittelpunkt gehet, unter einem gemäßigten Himmel, wie im ersten Kapitel angezeiget worden. Folglich sind unsere und der Griechen Begriffe von der Schönheit, als welche von der regelmäßigsten Bildung genommen sind, richtiger, als diejenigen, die sich Völker bilden können, die, um mich eines Gedankens eines neuern Dichters zu bedienen, von dem Ebenbilde ihres Schöpfers halb verstellet sind: denn was nicht schön ist, kann nirgends schön seyn, wie Euripides sagt. In diesen Begriffen aber sind wir selbst verschieden, und vielleicht verschiedener, als selbst im Geschmacke und Geruche, wo es uns an deutlichen Begriffen fehlet, und es werden nicht leicht hundert Menschen über alle Theile der Schönheit eines Gesichts einstimmig seyn; ich rede von denen, die nicht gründlich über dieselbe gedacht haben. Diejenigen aber, welche die Schönheit als einen würdigen Vorwurf ihrer Betrachtungen angesehen und gewählet haben, können über das wahre Schöne, da es nur eins und nicht mancherley ist, nicht zwistig seyn; und diese, wenn sie die Schönheit in den vollkommenen Bldern der Alten untersuchet haben, finden in den weiblichen Schönheiten einer stolzen und klugen Nation, die insgemein so sehr gepriesenen Vorzüge nicht, weil sie nicht von der weissen Haut geblendet werden. Die Schönheit wird durch den Sinn empfunden,

aber durch den Verstand erkannt und begriffen, wodurch jener mehrentheils weniger empfindlicher auf alles, aber richtiger gemacht wird und werden soll. In der allgemeinen Form aber sind beständig die mehresten und die gesittetesten Völker in Europa so wohl, als in Asien und Afrika, übereingekommen; daher die Begriffe derselben nicht für willkührlich angenommen zu halten sind, ob wir gleich nicht von allen Grund angeben können.

Die Farbe trägt zur Schönheit bey, aber sie ist nicht die Schönheit selbst, sondern sie erhebet dieselbe überhaupt und ihre Formen; so wie der Geschmack des Weins lieblicher wird durch dessen Farbe in einem durchsichtigen Glase, als in der kostbarsten goldenen Schale getrunken. Da nun die weisse Farbe diejenige ist, welche die mehresten Lichtstralen zurückschicket, so wird auch ein schöner Körper desto schöner seyn, je weisser er ist, ja er wird nackend dadurch grösser, als er in der That ist, erscheinen, so wie wir sehen, daß alle neu in Gyps geformte Figuren grösser, als die Statuen, von welchen jene genommen sind, sich vorstellen. Ein Mohr könnte schön heißen, wenn seine Gesichtsbildung schön ist, und ein Reisender versichert, daß der tägliche Umgang mit Mohren das widrige der Farbe benimmt, und was schön an ihnen ist, offenbaret; so wie die Farbe des Metalls, und des schwarzen oder grünlichen Basalts, der Schönheit alter Köpfe nicht nachtheilig ist. Der schöne weibliche Koof in der letzten Art Stein, in der Villa Albani, würde in weissem Mar-

mor nicht schöner erscheinen; der Kopf des ältern Scipio im Palaste Rospigliosi, in einem dunklern grünlichen Basalte, ist schöner, als drey andere Köpfe desselben in Marmor. Diesen Beyfall werden besagte Köpfe, nebst andern Statuen in schwarzem Steine, auch bey Ungelehrten erlangen, welche dieselben als Statuen ansehen. Es offenbaret sich also in uns eine Kenntniß des Schönen auch in einer ungewöhnlichen Einkleidung desselben, und in einer der Natur unangenehmen Farbe: es ist also die Schönheit verschieden von der Gefälligkeit oder von der Lieblichkeit. Denn lieblich und angenehm ist eine Person zu nennen, die durch ihr Wesen, durch ihre Rede und durch ihren Verstand, auch durch ihre Jugend, Haut und Farbe reizen kann, ohne schön zu seyn.

Es verhält sich mit dem verschiedenen Urtheile über eine schöne Person, wie mit der verschiedenen Neigung gegen weiße und braune Schönen; derjenige, welcher eine bräunliche Schönheit einer schönen weißen vorziehet, ist deswegen nicht zu tadeln, ja man könnte ihm beypflichten, wenn derselbe weniger durch das Gesicht, als durch das Gefühl gereizet wird. Denn eine bräunliche Schönheit kann vielleicht eine sanftere Haut, als eine weise schöne Person zu haben scheinen, da, wie ich gesagt habe, eine weiße Haut mehr Lichtstralen als eine bräunliche zurückschicket, und also enger, dichter und folglich stärker als diese seyn muß. Es würde daher eine bräunliche Haut durchsichtiger zu achten seyn,

weil

weil diese Farbe, wenn sie natürlich ist, von dem Durchscheinen des Bluts verursacht wird; und aus eben diesem Grunde färbet sich eine bräunliche Haut in der Sonne eher als eine weiße; ja eben daher ist die Haut der Mohren weit sanfter anzufühlen, als die unsrige. Die bräunliche Farbe in schönen Knaben war bey den Griechen eine Deutung auf ihre Tapferkeit, die von weißer Farbe aber hießen Kinder der Götter.

Dieses ist also, wie gesagt, verneinend von der Schönheit gehandelt, das ist, es sind die Eigenschaften, welche sie nicht hat, von derselben abgesondert, durch Anzeige unrichtiger Begriffe von derselben; ein bejahender Begriff aber erfordert die Kenntniß des Wesens selbst, in welches wir in wenigen Dingen hineinzuschauen vermögend sind. Denn wir können hier, wie in den mehresten philosophischen Betrachtungen, nicht nach Art der Geometrie verfahren, welche vom allgemeinen auf das besondere und einzelne, und von dem Wesen der Dinge auf ihre Eigenschaften gehet und schließet; sondern wir müssen uns begnügen, aus lauter einzelnen Stücken wahrscheinliche Schlüsse zu ziehen. Was aber in folgenden Betrachtungen über die Schönheit misgedeutet werden könnte, muß denjenigen, welcher unterrichten will, nicht bekümmern: denn so wie Plato und Aristoteles, der Lehrer und der Schüler, über den Endzweck der Tragoedie völlig das Gegentheil behaupteten, welche dieser als eine Reinigung der Leidenschaften anpriese, jener hingegen als einen

Zunder derselben beschrieben hat, so kann von der unschuldigsten Absicht, auch von denen die richtig denken, ein ungeneigtes Urtheil gefället werden. Ich erinnere dieses vornämlich über meine Schrift von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, die bey einigen ein Urtheil erwecket, welches von meiner Absicht gänzlich entfernet gewesen ist.

Die Weisen, welche den Ursachen des allgemeinen Schönen nachgedacht haben, da sie dasselbe in erschaffenen Dingen erforschet, und bis zur Quelle des höchsten Schönen zu gelangen gesuchet, haben dasselbe in der vollkommenen Uebereinstimmung des Geschöpfs mit dessen Absichten, und der Theile unter sich, und mit dem Ganzen desselben, gesetzet. Da dieses aber gleichbedeutend ist mit der Vollkommenheit, für welche die Menschheit kein fähiges Gefäß seyn kann, so bleibet unser Begriff von der allgemeinen Schönheit unbestimmet, und bildet sich in uns durch einzelne Kenntniße, die, wenn sie richtig sind, gesammlet und verbunden, uns die höchste Idee menschlicher Schönheit geben, welche wir erhöhen, je mehr wir uns über die Materie erheben können. Da ferner diese Vollkommenheit durch den Schöpfer allen Kreaturen in dem ihnen zukommenden Grade gegeben worden, und ein jeder Begriff auf einer Ursache bestehet, die ausser diesem Begriffe in etwas andern gesuchet werden muß, so kann die Ursache der Schönheit nicht ausser ihr, da sie in allen erschaffenen Dingen ist, gefunden werden. Eben daher, und weil unsere Kenntniße Vergleichungsbegriffe

griffe sind, die Schönheit aber mit nichts höhern kann verglichen werden, rühret die Schwierigkeit einer allgemeinen und deutlichen Erklärung derselben.

Die höchste Schönheit ist in Gott, und der Begriff der menschlichen Schönheit wird vollkommen, je gemäßer und übereinstimmender derselbe mit dem höchsten Wesen kann gedacht werden, welches uns der Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit von der Materie unterscheidet. Dieser Begriff der Schönheit ist wie ein aus der Materie durchs Feuer gezogener Geist, welcher sich suchet ein Geschöpf zu zeugen nach dem Ebenbilde der in dem Verstande der Gottheit entworfenen ersten vernünftigen Kreatur. Die Formen eines solchen Bildes sind einfach und ununterbrochen, und in dieser Einheit mannigfaltig, eben dadurch aber sind sie harmonisch; so wie ein süßer und angenehmer Ton durch Körper hervorgebracht wird, deren Theile gleichförmig sind. Durch die Einheit und Einfalt wird alle Schönheit erhaben, so wie es durch dieselbe alles wird, was wir wirken und reden: denn was in sich groß ist, wird, mit Einfalt ausgeführet und vorgebracht, noch größer. Es wird nicht enger eingeschränkt, oder verlieret von seiner Größe, wenn es unser Geist wie mit einem Blicke übersehen und messen, und in einem einzigen Begriffe einschließen und fassen kann, sondern eben durch diese Begreiflichkeit stellet es uns sich in seiner völligen Größe vor, und unser Geist wird durch die Fassung desselben erweitert, und zugleich mit erhaben. Denn alles, was wir getheilt betrach-

ten müßen, oder durch die Menge der zusammengesetzten Theile nicht mit einmal übersehen können, verlieret dadurch von seiner Größe, so wie uns ein langer Weg kurz wird durch mancherley Vorwürfe, die sich uns auf demselben darbieten, oder durch viele Herbergen, in welchen wir anhalten können. Diejenige Harmonie, die unsern Geist entzücket, bestehet nicht in unendlich gebrochenen, gekettelten und geschleiften Tönen, sondern in einfachen lang anhaltenden Zügen. Aus diesem Grunde erscheinet ein großer Palast klein, wenn derselbe mit Zierrathen überladen ist, und ein Haus groß, wenn es schön und einfältig aufgeführet worden. Aus der Einheit folget eine andere Eigenschaft der hohen Schönheit, die Unbezeichnung derselben, das ist, deren Formen weder durch Punkte, noch durch Linien, beschrieben werden, als die allein die Schönheit bilden; folglich eine Gestalt, die weder dieser oder jener bestimmten Person eigen sey, noch irgend einen Zustand des Gemüths oder eine Empfindung der Leidenschaft ausdrücke, als welche fremde Züge in die Schönheit mischen, und die Einheit unterbrechen. Nach diesem Begriffe soll die Schönheit seyn, wie das vollkommenste Wasser aus dem Schooße der Quelle geschöpfet, welches, je weniger Geschmack es hat, desto gesunder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert ist. So wie nun der Zustand der Glückseligkeit, das ist, die Entfernung vom Schmerze, und der Genuß der Zufriedenheit in der Natur der allerleichteste ist, und der Weg zu derselben der gera-

deste,

deste, auch ohne Mühe und Kosten kann erhalten werden, so scheinet auch die Idee der höchsten Schönheit am einfältigsten und am leichtesten, und es ist zu derselben keine philosophische Kenntniß des Menschen, keine Untersuchung der Leidenschaften der Seele, und deren Ausdruck nöthig. Da aber in der menschlichen Natur zwischen dem Schmerze und dem Vergnügen, auch nach dem Epicurus, kein mittlerer Stand ist, und die Leidenschaften die Winde sind, die in dem Meere des Lebens unser Schiff treiben, mit welchem der Dichter seegelt, und der Künstler sich erhebet, so kann die reine Schönheit allein nicht der einzige Vorwurf unserer Betrachtung seyn, sondern wir müßen dieselbe auch in den Stand der Handlung und Leidenschaft setzen, welches wir in der Kunst in dem Worte Ausdruck begreifen.

* *
*

Die Schönheit ist jedem Alter eigen, aber wie an den Göttinnen der Jahrszeiten, in verschiedenem Grade; gesellet sich jedoch vornämlich mit der Jugend, und daher ist der Kunst größtes Werk, diese zu bilden. In derselben fanden die Künstler, mehr als in dem männlichen Alter, die Ursache der Schönheit in der Einheit, in der Mannigfaltigkeit und in der Uebereinstimmung, indem die Formen der schönen Jugend der Einheit der Fläche des Meeres gleichen, welches in einiger Entfernung eben und stille, als ein Spiegel erscheinet, ob es gleich allezeit in Bewegung ist und Wogen wälzet. Denn so wie die

Seele,

Seele, als ein einfaches Wesen, viele verschiedene Begriffe auf einmal und in einem Augenblicke hervorbringet, eben so ist es auch mit dem schönen jugendlichen Umrisse, welcher einfach scheinet, und unendlich verschiedene Abweichungen auf einmal hat. Da nun in der großen Einheit der jugendlichen Formen die Gränzen derselben unmerklich eine in die andere fließen, und von vielen der eigentliche Punkt der Höhe, und die Linie, welche dieselbe umschreibet, nicht genau kann bestimmet werden, so ist aus diesem Grunde die Zeichnung eines jugendlichen Körpers, in welchem alles ist und seyn, und nicht erscheinet und erscheinen soll, schwerer, als einer männlichen oder betagten Figur, weil in dieser die Natur ihre Bildung theils ausgeführet hat, theils anfängt, ihr Gebäude wiederum aufzulösen, und also in beyden Stufen dieses Alters die Verbindung der Theile deutlicher vor Augen lieget; in jener hingegen ist die Bildung zwischen dem Wachsthum und der Vollendung gleichsam unbestimmt gelassen. Es ist auch kein so großer Fehler, in stark muskulierten Körpern aus dem Umrisse heraus zu gehen, oder die Andeutung der Muskeln und anderer Theile zu verstärken, oder zu übertreiben, als es die geringste Abweichung in einem jugendlichen Gewächse ist, wo auch der geringste Schatten, wie man zu reden pfleget, zum Körper wird; so wie ein Lineal, wenn es kürzer oder schmäler als das verlangte Maas, ist, dennoch die Eigenschaften eines Lineals hat, aber nicht also heissen kann, wenn es von der geraden Linie abweichet:

denn wer nur im geringsten vor der Scheibe vorbey schießt, ist eben so gut, als wenn er nicht hinangetroffen hätte.

Diese Betrachtung kann unser Urtheil richtig und gründlich machen, und die Ungelehrten, welche nur insgemein in einer Figur, wo alle Muskeln und Knochen angedeutet sind, die Kunst mehr, als in der Einfalt der Jugend, bewundern, besser unterrichten. Einen augenscheinlichen Beweis von dem, was ich sage, kann man in geschnittenen Steinen und deren Abdrücken geben, in welchen sich zeiget, daß alte Köpfe viel genauer und besser, als junge schöne Köpfe, von neuern Künstlern nachgemacht sind: ein Kenner könnte vielleicht bey dem ersten Blicke anstehen, über das Alterthum eines betagten Kopfs in geschnittenen Steinen zu urtheilen; über einen nachgemachten jugendlichen idealischen Kopf wird er sicherer entscheiden können. Ob gleich die berühmte Medusa in dem Museo Strozzi zu Rom, welche dennoch kein Bild der höchsten Schönheit ist, von den besten neuern Künstlern, auch in eben der Größe auszudrucken gesuchet worden, so wird dennoch das Original allezeit kenntlich seyn; und eben dieses gilt von den Copien der Pallas des Aspasius, welche Natter in gleicher Größe mit dem Originale, und andere geschnitten haben. Man merke aber, daß ich hier bloß von Empfindung und Bildung der Schönheit in engerem Verstande rede, nicht von der Wissenschaft im Zeichnen und Ausarbeiten: denn in Absicht des letztern kann mehr Wissenschaft liegen, und

angebracht werden in starken, als in zärtlichen Figuren, und Laocoon ist ein viel gelehrteres Werk, als Apollo; Agesander, der Meister der Hauptfigur des Laocoons, mußte auch ein weit erfahrnerer und gründlicherer Künstler seyn, als es der Meister des Apollo nöthig hatte. Aber dieser mußte mit einem erhabenern Geiste, und mit einer zärtlichern Seele begabet seyn: Apollo hat das Erhabene, welches im Laocoon nicht statt fand.

Die Natur aber und das Gebäude der schönsten Körper ist selten ohne Mängel, und hat Formen oder Theile, die sich in andern Körpern vollkommener finden oder denken lassen; und dieser Erfahrung gemäß verfuhren diese weisen Künstler, wie ein geschickter Gärtner, welcher verschiedene Absenker von edlen Arten auf einen Stamm pfropfet, und wie eine Biene aus vielen Blumen sammlet, so bleiben die Begriffe der Schönheit nicht auf das individuelle einzelne Schöne eingeschränkt, wie es zuweilen die Begriffe der alten und neuern Dichter, und der mehresten heutigen Künstler sind, sondern sie suchten das Schöne aus vielen schönen Körpern zu vereinigen, wie auch die Unterredung des Socrates mit dem berühmten Maler Parrhasius lehret, und sie reinigten ihre Bilder von aller persönlichen Neigung, welche unsern Geist von dem wahren Schönen abziehet.

Diese Wahl der schönsten Theile und deren harmonische Verbindung in einer Figur brachte die idealische Schönheit hervor, welche also kein metaphysischer Begriff ist, so daß das Ideal nicht in allen

Theilen

Theilen der menschlichen Figur besonders statt findet, sondern nur von dem ganzen der Gestalt kann gesaget werden. Denn stückweis finden sich eben so hohe Schönheiten in der Natur, als irgend die Kunst mag hervor gebracht haben, aber im Ganzen muß die Natur der Kunst weichen. Wenn aber **Raphael** und **Guido**, jener im weiblichen und dieser im männlichen Geschlechte keine Schönheiten fanden, die sie der **Galathea** und des **Erzengels** würdig geachtet, wie aus dieser Künstler eigenhändigen Schreiben erhellet, so scheue ich mich nicht zu sagen, daß dieses Urtheil aus Mangel der Aufmerksamkeit auf das, was schön in der Natur ist, herrühre. Ohnerachtet Raphael von Bildung seiner Galathea sagt, daß, da schöne Weiber selten sind, er sich einer gewissen Idee bediene, die ihm seine Einbildung gegeben; so ist dennoch das Gesicht der Galathea sehr gemein, und es finden sich an allen Orten schönere Weiber, und das eine sichtbare Knie ist viel zu knorpelicht für ein jugendliches Alter und für eine Schönheit unter den Göttinnen; der Erzengel ist ebenfalls weniger schön, als einige Jünglinge, die ich gekannt habe und noch kenne.

* * *

Die Statue des **Laocoon** stand ehemals in dem Hause des Kaisers Titus, und eben daselbst (nicht aber, wie Nardini und andere vorgeben, in den sogenannten sieben Sälen, als dem Wasserbehälter zu den Bädern) wurde sie entdecket in dem Gewölbe

eines Saals, der ein Theil der Bäder dieses Kaisers gewesen zu seyn scheinet, aber durch eben diese Entdeckung uns den eigentlichen Ort des Kaiserlichen Hauses zeiget, als welches mit den Bädern vereiniget war. Hier stand Laocoon in einer großen Nische an dem Ende des gedachten ausgemalten Saals, von dessen Gemälden sich noch itzo der irrig sogenannte Coriolanus unter dem Gesimse erhalten hat.

Plinius meldet daß die drey Figuren des Laocoon aus einem einzigen Steine gehauen gewesen, welches ihm also geschienen, weil man keine Fuge bemerkete, nicht daß es wirklich so gewesen: denn ein paar tausend Jahre haben endlich eine fast unmerkliche Fuge entdecket, welche zeiget, daß der älteste von den zween Söhnen besonders gearbeitet und nachher angesetzet worden. Den rechten Arm des Laocoons, welcher fehlet und von gebrannter Erde gemacht angesetzet ist, hat bereits Michael Angelo zu ergänzen gesucht, und hat denselben in Marmor aus dem gröbsten gehauen entworfen, aber nicht geendiget; es lieget daher dieses Stück unten an der Statue. Dieser mit den Schlangen umwundene Arm würde sich über das Haupt der Statue herüber beugen, und es kann dieses Künstlers Absicht gewesen seyn, den Begriff des Leidens im Laocoon, da dessen übrige Figur frey ist, durch die Annäherung dieses Arms zu dem Haupte, als in zween verbundenen Begriffen, stärker zu machen, und durch die wiederholten Wendungen der Schlangen, hieher den Schmerz vereiniget zu legen, welchen der alte Künst-

ler mit der Schönheit der Figur, da beydes hier herrschen sollte, abgewogen hat. Es scheint aber, es würde der über das Haupt gebogene Arm, die vornehmste Aufmerksamkeit, die das Haupt verlanget, zertheilet haben, da der Blick zu gleicher Zeit auf die vielen Schlangen gerichtet gewesen seyn würde. Es hat Bernini daher den von ihm ergänzten Arm von gebrannter Erde ausgestrecket, um das Haupt der Figur frey zu lassen, und um keinen anderen Theil demselben aberwärts zu nähern.

Die zwo Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Hauptfigur sitzet, deuten vermuthlich die Stufen an zu dem Altare, wo dasjenige, was hier vorgestellet ist, geschah.

Da nun diese Statue unter so vielen tausenden der berühmtesten Künstler, die aus allen Orten von Griechenland nach Rom gebracht worden, hier als das höchste in der Kunst geschätzet worden, so verdienet dieselbe bey der niedrigern Nachwelt, die nichts vermögend ist hervor zu bringen, was diesem Werke nur entfernterweise könnte verglichen werden, desto größere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Der Weise findet hier zu forschen und der Künstler unaufhörlich zu lernen, und beyde können überzeugt werden, daß in diesem Bilde mehr verborgen liege, als was das Auge entdecket, und daß der Verstand des Meisters viel höher noch, als sein Werk, gewesen sey.

Laocoon ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die be-

wußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln suchet; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewafnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebet sich durch den beklemmten Othem, und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und den Othem an sich zieht, erschöpfet den Unterleib, und machet die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden, und um Hülfe schreyen: denn das väterliche Herz offenbaret sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreyend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärtsgezogenen Nüssen offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereiniget, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die

Höhe treibet, so drücket das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts, und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beynahe ganz bedecket wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesuchet: da, wohin der größte Schmerz geleget ist, zeiget sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wütenden Bisse ihren Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genennet werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe: ja die Meißelstreiche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarreten Haut.

* * *

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstöhrung derselben entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrift alle andere Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeiget von der ihn erfül-

lenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielet mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolget, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreichet und erleget. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen.

In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehret, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarete, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten

der

der übrigen Götter treten hier, wie bey der Pandora, in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttinn der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königinn der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet. Sein weiches Haar spielet, wie die zarten und flüßigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbet mit dem Oel der Götter, und von den Gratien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblike dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Hayne, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrete: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen, und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füssen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konn-

ten. Mit dieser Beschreibung und insbesondere mit den Ausdrucke im Gesichte des Apollo reimet sich der Begriff eines Apollo auf der Jagd ganz und gar nicht, als welchen der Bischof Spencer in dieser Statue finden will. Findet aber jemand den Drachen Python nicht erhaben genug, so deute man den Stand dieses Apollo auf den Riesen Tityus, welcher von ihm, da er kaum ein Jüngling war, erschossen wurde, weil dieser der Latona dessen Mutter Gewalt anthun wollte.

Abhandlung über die Evidenz in Metaphysischen Wissenschaften

welche den von der Königlichen Academie der Wissenschaften in Berlin auf das Jahr 1763. ausgesetzten Preis erhalten hat,

von

Moses Mendelsohn aus Berlin.

Erster Abschnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der Mathematik (*).

Die Mathematik gründet ihre Gewißheit auf das allgemeine Axioma, daß nichts zugleich seyn und nicht

(*) Die durch oftmaliges Lesen dieses Aufsatzes entstandene feste Ueberzeugung von der hohen Schönheit des durch denselben herrschenden Ausdruckes, den, nach meinen geringen Einsichten, Plato und Xenophon, im didaktischen Vortrage der Philosophie, an Natur und Lieblichkeit in ihrer Sprache, nicht übertroffen haben, ist der Beweggrund von der Aufnahme desselben in diese Chrestomathie. Ich halte diesen Aufsatz für das erste Muster einer klassischen deutschen Schreibart in seinem Fache.

nicht seyn könne. Man beweiset in dieser Wissenschaft einen jeden Satz, wie z. B. A ist B, auf zweyerley Art. Denn entweder man entwickelt die die Begriffe von A, und zeiget, A sey B, oder man entwickelt die Begriffe von B, und folgert daraus, daß Nicht — B auch Nicht — A seyn müsse. Beyde Arten zu beweisen gründen sich also auf den Satz des Widerspruchs, und da der Gegenstand der Mathematik überhaupt die Größe, der Geometrie aber insbesondere die Ausdehnung ist; so kann man sagen, daß in der Mathematik überhaupt unsere Begriffe von der Größe, in der Geometrie insbesondere aber unsere Begriffe von der Ausdehnung entwickelt und auseinander gesetzet werden. In der That, da die Geometrie nichts mehr zum Grunde legt, als den abgesonderten Begriff von der Ausdehnung, und aus dieser einzigen Quelle alle ihre Folgen herleitet, und zwar dergestalt herleitet, daß man deutlich erkennet, alles was in derselben behauptet wird, sey durch den Satz des Widerspruchs nothwendig mit dem urbahren Begriffe der Ausdehnung verknüpft; so ist kein Zweifel, daß in dem Begriffe von der Ausdehnung alle geometrische Wahrheiten eingewickelt anzutreffen seyn müssen, die uns die Geometrie darinn entwickeln lehret. Denn was können die tiefsinnigsten Schlüsse anders thun, als einen Begriff zergliedern, und dasjenige deutlich machen, was dunkel war? Was in dem Begriffe nicht anzutreffen ist, das können sie nicht hineinbringen, das läßt sich auch, wie leicht zu begreifen, durch den Satz des

Wider=

Widerspruchs nicht davon herleiten. In dem Begriffe der Ausdehnung liegt zum Beyspiel die innere Möglichkeit, daß ein Raum von dreyen geraden Linien dergestalt eingeschränkt werde, daß zwo derselben einen rechten Winkel einschließen, denn aus dem Wesen der Ausdehnung ist zu begreifen, daß sie vielerley Einschränkungen fähig sey, und das die angenommene Art der Einschränkung einer ihrer ebenen Flächen, keinen Widerspruch enthalte. Wenn man nun in der Folge zeiget, daß der Begriff von dieser angenommenen Einschränkung, oder von einem recht winklichten Dreyecke, nothwendig mit sich bringt, daß der Quadrat der Hypothenuse u. s. w.; so muß auch diese Wahrheit ursprünglich und implicite in dem ersten Begriffe der Ausdehnung anzutreffen gewesen seyn, sonst hätte sie durch den Satz des Widerspruchs nimmermehr können davon hergeleitet werden. Die Idee der Ausdehnung ist unzertrennlich von der Idee der Möglichkeit einer solchen Einschränkung, wie vorhin ist angenommen worden, und die Einschränkung ist abermals nothwendig mit dem Begriffe der Gleichheit bemeldeter Quadraten verknüpft; daher lag auch diese Wahrheit, wie eingewickelt, in dem ursprünglichen Begriffe von der Ausdehnung, allein sie entzog sich unserer Aufmerksamkeit und konnte nicht eher deutlich erkannt und unterschieden werden, bis wir durch die Zergliederung alle Theile dieses Begriffs entwickelt und auseinander gelegt haben. Die Analysis der Begriffe ist, für den Verstand nichts mehr, als was das Vergrößerungsglas

für das Gesicht ist. Es bringet nichts hervor, das in dem Gegenstande nicht anzutreffen seyn sollte; sondern es erweitert die Theile des Gegenstandes, und macht, daß unsere Sinne vieles unterscheiden können, das sie sonst nicht würden bemerkt haben. Nicht anders macht es die Analysis der Begriffe; sie macht die Theile und Glieder dieser Begriffe deutlich und kenntbar, die vorhin dunkel und unbemerkt waren, aber sie bringt in die Begriffe nichts herein, das vorhin nicht in denselben anzutreffen gewesen ist.

Plato erzehlet (*), wie Socrates einst von einem unwissenden Knaben, durch geschicktes Fragen, einen tiefsinnigen geometrischen Satz herausgelocket habe, und wenn man diese Unterredung ließt; so muß man gestehen, daß der Versuch leicht zu widerholen wäre, wenn der zu unterrichtende nur geduldig genug ist, uns zu folgen, und die vielfältigen Fragen, die wir thun müssen, mit einiger Aufmerksamkeit zu erwegen, bevor er bejahet, oder verneinet. Denn ein mehreres hat er bey der ganzen Lection nicht zu thun, als nach Beschaffenheit der Sache zu bejahen, oder zu verneinen, und gleichwohl läßt ihn Socrates alles selbst erfinden. Er setzet nichts mehr bey ihm voraus, als den blossen Begriff von Ausdehnung. Er entdeckt ihm keine Wörtererklärung, keinen Grund = oder Heischsatz; sondern durch blosses Fragen machte er ihn bald auf dieses bald auf jenes Glied des zum Grunde gelegten Begriffs aufmerksam, und läßt ihn nach und nach den geometrischen Satz sammt

(*) In Men.

sammt der Demonstration erfinden. Es ist kein Zweifel, daß er es durch wiederholte Versuche mit der ganzen Mathematik nicht eben also hätte machen können, und man siehet hieraus, daß unsere Begriffe bis auf den letzten Faden, so zu sagen, ablaufen, wenn ein Socrates sich die Mühe nimmt sie abzuwickeln. — Plato erzehlet diese Begebenheit, um daraus zu schließen, daß unser Lernen nichts als ein Erinnern sey, indem Socrates dem Knaben ja nichts Neues beygebracht, und blos durch Erregung seiner Aufmerksamkeit, oder wie es Plato nennet, **Erinnerungskraft**, ihn tiefsinnige Wahrheiten gelehret hat. Dieses heißt in der Sprache der neuern Weltweisen; durch das Lernen kommen keine neue Begriffe in die Seele, die vorhin nicht darinn gewesen seyn sollten. Denn die Schlüsse, und vornehmlich die mathematischen, sind nichts anders, als Zergliederungen der sinnlichen Eindrücke, oder der von denselben abgesonderten Begriffe, daher können sie das Dunkele deutlich machen, und das Eingewickelte aufwickeln, aber schlechterdings der Seele nichts Neues beybringen. So liegt z. B. in dem sinnlichen Eindrucke der Ausdehnung der ganze Innbegriff der geometrischen Wahrheiten, die durch Schlüsse nur mehr ans Licht gezogen werden. Nun ist es aber wider die Vernunft, dem sinnlichen Eindrucke, als einer körperlichen Bewegung, die die Seele wahrnimmt, einen so großen Schatz von tiefsinnigen Wahrheiten zuzuschreiben, und wenn man auch dieses objective zugeben wollte; so ist doch nicht zu begreifen, wie

diese

diese unendliche Menge von Begriffen, der Seele auf einmal durch ein augenblickliches Anschauen eingetrichtert werden könne. Diese Schwierigkeit zu heben, geräth Plato auf den seltsamen Einfall; unsere Seele habe alles, was sie in diesem Leben erfährt, in einem andern Zustande vorher gelernet und gewußt, und die sinnlichen Eindrückungen wären nur die Anlässe, oder die Gelegenheiten, bey welcher sich die Seele des Vergessenen wieder erinnert. Dieses kömmt mit einer gewissen mystischen Lehre der orientalischen Weisen überein, welche gleichfalls behaupten, die Seele habe vor diesem Leben die ganze Welt begriffen, beym Eintritte in dasselbe aber alles wieder vergessen.

So fremde diese Lehre in unsern Ohren klinget; so lieget in derselben doch einige Wahrheit. Die Neuern haben sie auch in der That beybehalten, und in ihr System gebracht, nur daß sie ihr das mystische genommen, das ihr ein so wiedersinniges Ansehen giebt. Sie sagen, da die Vorstellungskraft das Wesen und die innerliche Möglichkeit der Seele ausmachet; so ist eine Seele, die vorhanden ist, und schlechterdings keine Vorstellungen hat, ein offenbarer Widerspruch; denn eine Kraft kann so wenig ohne Wirkung seyn, so wenig ein Dreyeck vier Seiten haben kann.

Die Seele ist also beym Eintritte in dieses Leben keinesweges, wie die Aristoteliker wollen, mit einer glatten Tafel zu vergleichen, in welcher die Buchstaben erst eingegraben werden sollen, sondern sobald

sie

sie vorhanden ist, muß sie auch Vorstellungen haben, denn nichts anders heißt für eine Seele vorhanden seyn. Diese Vorstellungen aber können von der Beschaffenheit der eingewickelten Begriffe seyn, davon wir oben gesehen, daß sie allezeit in der Seele, ohne von ihr bemerkt zu werden, anzutreffen seyn können. Denn da wir gesehen, daß die menschliche Seele keine Ausdehnung vornehmen kann, ohne sich implicite alle geometrische Wahrheiten vorzustellen; so ist es leicht möglich, daß es einen Zustand der Seele geben könne, in welchem alle ihre Vorstellungen diese Beschaffenheit haben, daß sie von ihr selbst nicht erkannt werden, wie z. B. im Schlafe. Ein unendlicher Verstand, der sich die Seele eines schlafenden vorstellet, muß in derselben nothwendig Vorstellungen wahrnehmen, sonst würde sie nicht vorhanden seyn, gleichwohl ist sie selbst ihrer sich alsdenn nicht bewußt, und hat keine auseinander gewickelte oder deutliche Vorstellungen. Eine ähnliche Beschaffenheit mag es mit der Seele, vor dem Eintritte in dieses Leben gehabt haben. So sie anders vorhanden war, so hat ein unendlicher Verstand nothwendig Vorstellungen in derselben wahrnehmen müssen, sie selbst aber kann sich vielleicht ihrer nicht eher bewußt gewesen seyn, bis sich die Begriffe in diesem Leben durch Veranlassung der sinnlichen Eindrücke nach und nach entwickelt haben. Man siehet hier den Uebergang zu den erhabenen Lehren der neuern Weltweisen, daß die Seele niemals aufhöre sich implicite schlechterdings die gan-

ze Welt, explicite aber nur die Welt nach der Lage ihres Körpers in derselben vorzustellen, daß die sinnlichen Eindrücke nur die Anlässe und Gelegenheiten seyn, bey welchen die Vorstellungen der Seele sich entwickeln und wahrgenommen werden, und daß diese Entwickelung der Begriffe in der Seele mit der Entwickelung der Begebenheiten außer derselben vollkommen harmoniere. Jedoch diese Nebenbetrachtung hat mich schon zu weit von meinem Gegenstande abgeführet. Ich kehre zurück.

Die ganze Kraft der geometrischen Gewißheit beruhet also auf der nothwendigen Verknüpfung der Begriffe. Man zergliedert nämlich den ursprünglichen Begriff von der Ausdehnung, und zeigt, daß dieselbe mit gewissen davon abgeleiteten Folgen in einer unzertrennlichen Verbindung stehe, und ohne dieselben einen offenbaren Widerspruch enthalte. Mit einem Worte, man zeigt, daß der ursprüngliche Begriff, den wir von der Ausdehnung haben, mit denen davon abgeleiteten Begriffen und Folgerungen objective betrachtet, einerley sey. Denn ob wir gleich eine Ausdehnung wahrnehmen können, ohne die geometrischen Wahrheiten zu denken, die mit derselben verknüpfet sind; so erkennet man doch vermittelst einer richtigen Zergliederung der Begriffe, daß sie alle implicite in dem ursprünglichen Begriffe der Ausdehnung enthalten sind, und also objective betrachtet, von derselben ohne Widerspruch nicht können getrennet werden.

Was hier von der Geometrie gezeiget worden, das gilt von der Mathematik überhaupt. Denn die Ausdehnung ist nichts anders, als eine stetige Quantität, deren Theile neben einander anzutreffen sind. Wenn die Quantität nicht stetig ist, oder nicht als stetig betrachtet wird, so wird die Wissenschaft derselben die Arithmetik genennet. Folgen die Theile derselben nicht neben, sondern auf einander; so entstehet die Ausmessung der Zeit, wiewohl man die Zeit, wenn sie ausgemessen werden soll, allezeit entweder durch Zahlen, oder durch ausgedehnte Grössen auszudrucken pflegt. Die Ursache hiervon wird sich in der Folge zeigen.

Wenn wir die Mathematik von dieser Seite betrachten, welch ein ausserordentliches Licht zündet sie uns nicht in der von ihr so weit entfernt scheinenden Seelenlehre an! Welche Tiefe! Jeder gemeine sinnliche Eindruck trägt in seinem Schooße ein unermeßliches Meer von ewigen Wahrheiten. Jeder Begriff verlieret sich vor unsern Augen in eine Unendlichkeit. Was für große Geister arbeiten seit undenklichen Zeiten an der Entwickelung des sinnlichen Begriffs von der Quantität, und immer entwölken sich ihren Augen neue Aussichten, ungesehene Fernen, die nur ein allsehendes Auge ganz umfasset. Und gleichwohl haben sie bisher den größten Theil ihrer Bemühungen einzig und allein auf die ausgedehnte Quantität eingeschränkt. Von der unausgedehnten Grösse, oder von derjenigen Quantität, deren Theile weder neben, noch auf einander folgen, sondern in einander fallen,

als nämlich von den Graden und ihren Ausmessungen, sind bisher nur einzelne dürftige Versuche zum Vorschein gekommen. Was man in den Werken der Neuern von der Ausmessung der Bewegungskräfte; der Geschwindigkeit, der Wärme, des Lichts u. s. w. liest, ist kaum zu dieser Wissenschaft zu rechnen. Denn man hat sich bey der Ausmessung dieser besondern Arten der unausgedehnten Grössen, noch allezeit des Kunstgriffes bedienen müssen, sie durch Linien und Figuren auszudrücken, um sie dadurch in ausgedehnte Grössen zu verwandeln, welches aber unnöthig seyn würde, wenn man die ersten Grundsätze der unausgedehnten Quantität deutlich aus einander gesetzt hätte. Diese allgemeinen Grundsätze müßten nicht nur auf die angeführten Arten der intensiven Größe; sondern auch auf den Werth der Dinge, auf ihre Möglichkeit, Wirklichkeit, Vollkommenheit und Schönheit, auf den Grad der Wahrheit, Gewißheit, Deutlichkeit und innerer Wirksamkeit unsers Erkenntnisses, auf die Güte moralischer Handlungen u. s. w. angewendet werden können, denn alle diese Grade sind wahre Quantitäten, und also einer Ausmessung und verhältnismäßigen Vergleichung fähig. Wie wenig aber noch von dieser wichtigen Theorie entdeckt worden, ist kaum nöthig zu erinnern.

Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß es eine solche Theorie geben müsse. Denn erstlich zeigt die tägliche Erfahrung, daß die Menschen mit der natürlichen gesunden Vernunft über die Grade der Dinge

ge Urtheile fällen, Vergleichungen anstellen, und Verhältnisse einsehen, deren Richtigkeit durch die Erfahrung bestätiget wird. Es giebt also eine natürliche Mathematik der unausgedehnten Grössen, und also muß es auch eine künstliche geben. Denn wenn die Gründe dieser natürlichen Wissenschaft deutlich aus einander gesetzt, und auf allgemeine Begriffe zurück geführet werden; so entstehet die verlangte künstliche Grössenlehre; Ferner, da die unausgedehnten Grössen mit der ausgedehnten in dem Hauptbegriffe der Quantität übereinkommen, aus dem besondern Begriffe der ausgedehnten Grössen aber läßt sich durch die Zergliederung eine ganze Reihe von Folgerungen ziehen, die ein bündiges System ausmachen; so muß dieses auch in Absicht auf die unausgedehnten Grössen geschehen können. Woran mag es also wohl liegen, daß man hierinn noch nichts erhebliches ausgerichtet hat? Ich glaube die Schwierigkeiten, die man hier gefunden hat, lassen sich leicht anzeigen.

Zur Ausmessung einer Grösse ist die deutliche Erkenntniß von ihren Schranken das nothwendigste und fruchtbareste Erfindungsmittel. Eine Grösse ohne Schranken ist unermeßlich, daher muß sich aus der Beschaffenheit der Schranken begreifen lassen, auf welche Weise eine Grösse auszumessen ist. Man weis, daß in der Mathematik alle Erfindungen auf der Kenntnis der Figuren oder der Schranken der Ausdehnung beruhen. Nun fallen die Theile der ausgedehnten Grösse neben einander, und lassen sich mit

den Sinnen wohl von einander unterscheiden (nämlich in so weit sie zur Quantität gehören, und ein mehreres ist auch hier nicht nöthig;) daher lassen sich auch die verschiedenen Theile der Schranken, das ist, die Flächen, Linien und Punkte (welche der stetigen Ausdehnung Grenzen setzen) mit den Sinnen unterscheiden, und indem wir sie einzeln betrachten, und hernach in ihrer gehörigen Verbindung zusammen nehmen; so erlangen wir einen deutlichen Begriff von der Figur. Diesen deutlichen Begriff zergliedern wir, und erlangen Grundsätze und Heischesätze, oder Lehrsätze und Aufgaben, nachdem die Folgen unmittelbar oder mittelbar mit der Grundidee verknüpft sind.

Hingegen fallen die Theile der unausgedehnten Grösse in einander, und lassen sich durch die Sinne keinesweges von einander unterscheiden. Daher auch ihre Schranken durch ein blosses Ueberdenken nicht deutlich begriffen werden können. Es fällt also hier das fruchtbarste Erfindungsmittel weg, welches in der ausgedehnten Grössenlehre so wichtige Dienste leistet, nämlich die Betrachtung der Figuren, oder die Schranken der Ausdehnung, ohne welche man in der Mathematik keinen Schritt zu thun im Stande ist. Will man endlich die Schranken einer unausgedehnten Grösse kennen lernen; so muß man auf den Stoff der Grösse, oder auf die Qualität (denn diese liegt bey einer jeden Quantität zum Grunde, und macht den Stoff derselben aus) zurückgehen, und die innern Merkmale derselben deutlich aus einander setzen lernen. Allein wie schwer ist es nicht,

zu dieser abstrakten Einsicht zu gelangen! Ein Beyspiel wird diese Betrachtung ins Licht setzen. Gesetzt, wir wollten den Grund der moralischen Vollkommenheit eines Charakters deutlich kennen lernen. Zu diesem Endzwecke zu gelangen, und die Schwierigkeit der Unternehmung deutlicher zu fassen, wollen wir unser Augenmerk beständig auf die gemeine Mathematik richten, um durch Hülfe der Reduction zu sehen, welches Erfindungsmittel zu unsern Vorhaben etwas beytragen kann. Der Stoff der gemeinen Grössenlehre ist die stetige Ausdehnung, ihre verschiedene Merkmale sind, Länge, Breite und Dicke. Zwey derselben, oder die Fläche, sind die Schranken des Körpers; ein einziges derselben (oder die Linie) macht die Schranken der Fläche, und endlich das Zeichen der Abwesenheit aller derselben (oder der Punkt) die Schranken der Linie aus. Alle diese Merkmale können durch eine einfache Wirkung der Seele, durch das blosse Ueberdenken unterschieden werden, und also ist es nicht schwer, sich von den Schranken der ausgedehnten Grösse einen deutlichen Begriff zu machen. Von der angeführten unausgedehnten Grösse ist der Stoff, die moralische Güte eines Charakters, die Merkmale und Schranken dieses Stoffes fallen nicht in die Sinne, und müssen durch den Verstand herausgebracht werden. Ich muß also auf die Erklärung der moralischen Güte zurückgehen. Diese bestehet in der Fertigkeit, seinen Pflichten, der Hindernisse ungeachtet, und ohne sinnliche Anlockung, vollkommen Gnüge zu leisten.

Dieses sind also die Merkmale dieser Quantität, und nunmehr lassen sich auch die Schranken einigermassen bestimmen. Denn (a) 1) je größer die Fertigkeit, 2) je mehr und 3) wichtiger die Pflichten, 4) je mehr und 5) stärker die Hindernisse, und endlich (b) je weniger und 6) schwächer die sinnlichen Anlockungen, desto größer der Grad der moralischen Güte. Alle diese besondere Merkmale sind abermals keine ursprüngliche Begriffe, und müssen noch ferner zergliedert werden, und erst alsdenn können die unmittelbaren Folgen oder die Axiomata und Postulata herausgebracht werden. Man hat nämlich vor allen Dingen noch die unausgedehnte Grösse der Fertigkeit, die ausgedehnte und unausgedehnte Grösse (nemlich die Menge und Wichtigkeit) der Pflichten, der Hindernisse und der sinnlichen Reizungen zu erwegen, bevor man festen Fuß fassen, und zu einer richtigen Theorie den Grund legen kann. Wundert man sich noch, daß dieses so leicht nicht geschehen kann?

Ich habe hier einen besondern Fall zum Beyspiel genommen; allein es hat mit der allgemeinen Betrachtung der unausgedehnten Grösse noch weit grössere Schwierigkeiten, denn die Merkmale einer Qualität überhaupt sind noch weit abstrakter, und liegen in der Natur der Dinge noch tiefer verborgen, als die Merkmale der moralischen Qualität insbesondere, die ich zum Beyspiele angeführet habe. Ja es giebt besondere Arten von unausgedehnten Grössen, da der Faden der Entwickelung plötzlich abbricht, und sich ohne einen Erfindungskunstgrif durchaus nicht weiter

kommen

kommen läßt. Man bemerkt dieses bey allen Qualitatibus sensibilibus ausser der Ausdehnung, als z. B. Licht, Wärme, Farben, Härte u. s. w. Die Merkmale dieser sinnlichen Empfindungen lassen sich weder durch die Sinne, noch durch den Verstand aus einander setzen, und also können auch ihre Schranken auf diese Weise nicht deutlich erkannt werden. Man bedienet sich daher eines Erfindungskunstgriffes. Da die Ursachen allezeit den Wirkungen angemessen sind, so nimmt man jene, wo sich diese nicht entwickeln lassen. Statt der Farben z. B. nimmt man die Beschaffenheit des Lichtstrahls, statt der Wärme die Menge und Geschwindigkeit der Feuertheilchen u. s. w. und löset die Begriffe derselben, wo möglich, in ihre ersten Grundideen auf, um vermittelst der Ursachen die Wirkungen abzumessen. Wer siehet aber nicht, wie weit alles dieses von dem leichten und ebenen Wege entfernet sey, auf welchem die Mathematik der ausgedehnten Grösse dahergehet?

Eben dieselbe Schwierigkeit, sich von der unausgedehnten Grösse und ihren Schranken richtige Begriffe zu machen, leget in den Weg zur mathematischen Erkenntnis der Qualitäten noch ein wichtiges Hindernis, das hier betrachtet zu werden verdienet. Dieses bestehet in der Art der Bezeichnung. Der Mathematiker bedarf der wirklichen Zeichen nicht, denn er kann reelle und wesentliche Zeichen an ihrer Stelle setzen, die ihrer Natur und Verbindung nach mit der Natur und Verbindung der Gedanken übereinkommen. Die Geometrie, und die Zahlen sowohl,

 als

als Buchstabenrechnung, haben diesen Vorzug gemein, doch mit einigem Unterschiede. Die Geometrie hat in ihrer Bezeichnung gar nichts willkührliches, denn ihre einfachen sowohl als zusammengesetzten Zeichen kommen mit den Gedanken überein. Die Linien sind wesentliche Zeichen der Begriffe, die wir von ihnen haben, und in den Figuren werden diese Linien auf eben die Art und Weise zusammen gesetzt, wie die Begriffe in unserer Seele zusammengesetzt werden. In der Zahl- und Buchstabenrechnung aber sind die einfachen Zeichen, nemlich die Zahlen, Buchstaben und Verbindungszeichen, blos willkührlich. Allein in den zusammengesetzten Zeichen, als in den Formeln und Gleichungen, ist alles bestimmt, kommt alles genau mit den Gedanken überein.

Man hat also selbst in der Arithmetik nur wenige willkührliche Zeichen, und einige Regeln der Verbindung derselben zu lernen, um die Sprache der Arithmetiker und Algebraisten völlig zu verstehen. Denn ausser diesen wenigen einfachen Zeichen und Verbindungsregeln wird nichts der Willkühr überlassen, ist alles in den Formeln und Gleichungen so bestimmt, wie in unsern Gedanken. In der Geometrie hat man zwar gar keine willkührliche Zeichen zu behalten, und eben deswegen fällt die Geometrie den Anfängern fast leichter, als die Rechenkunst; allein von einer andern Seite betrachtet, gereichet es dieser letzten Wissenschaft zum Vortheile, daß ihre einfachen Zeichen nicht wesentlich sind. Man kann nemlich in

der

der Geometrie nichts in abstracto bezeichnen; sondern die Zeichen stellen die Sachen immer in concreto vor. Denn da in dieser Wissenschaft auch die einfachen Zeichen wesentlich sind; so kann in einer geometrischen Bezeichnung nichts unbestimmt bleiben, und also ist es immer dieser Dreyeck, dieser Zirkel, niemals ein Dreyeck überhaupt, oder eine Figur überhaupt. In der Buchstabenrechnung aber kann dasjenige unbestimmt bleiben in der Bezeichnung, was in dem allgemeinen Begriffe unbestimmt seyn soll, daher ist es in dieser Wissenschaft leichter zu allgemeinen Notionen zu gelangen, als in der Geometrie.

Hingegen ist in der Bezeichnung der unausgedehnten Grösse noch alles willkührlich, indem die einzeln Merkmale derselben schwer zu unterscheiden, und ihre Verbindungsarten noch schwerer zu bestimmen, und auf allgemeine Regeln zurück zu bringen sind. Daher ist vor der Hand zur Ausmessung der unausgedehnten Grösse nichts bequemer, als das Erfindungsmittel, sie durch ausgedehnte Grössen zu bezeichnen, welches in der Dynamik und andern dahin einschlagenden Wissenschaften zu geschehen pflegt. Denn dadurch genießt man die Vortheile, die eine wesentliche und unwillkührliche Bezeichnung zur Erfindung und Begreifung der Wahrheit an die Hand giebt.

Man hat gesehen, daß die Gewisheit der geometrischen Wahrheiten sich nur auf die unveränderliche Identität eines eingewickelten Begriffs mit denen abgelei-

geleiteten Begriffen sich stütze. Dieses ist der höchste Grad der Gewißheit, der aber nur in der reinen theoretischen Mathematik statt findet. So bald wir von einer geometrischen Wahrheit in der Ausübung Gebrauch machen, das heißt, so bald wir von blossen Möglichkeiten zu Würklichkeiten übergehen wollen; so muß ein Erfindungssatz zum Grunde gelegt werden, welcher aussagt, daß diese oder jene Figur, Zahl u. s. w. würklich vorhanden sey. In dem ganzen Umfange der Mathematik findet sich kein Beyspiel, daß man aus blos möglichen Begriffen auf die Würklichkeit ihres Gegenstandes sollte schließen können. Die Natur der Quantität, als des Gegenstandes der Mathematik, widerspricht einem solchen Schlusse. Unsere Begriffe von der Quantität stehen mit andern Begriffen, aber mit keinen Würklichkeiten in einer nothwendigen Verbindung. Da man aber dem Zeugnisse der Sinne trauen, und für unleugbar annehmen kann, daß dieser oder jener Grundbegriff einen würklich vorhandenen Gegenstand habe; so müssen auch die Folgen nothwendig vorhanden seyn, die aus diesem Grundbegriffe gezogen worden sind. Denn widersprechende Begriffe haben keinen würklich vorhandenen Gegenstand. Ich betrachte z. B. eine vorhandene Figur, und bemerke, daß ich jede ihrer Seiten aus einem Augpunkte betrachten kann, aus welchem sie ganz zu verschwinden, oder einem blossen Punkte ähnlich zu seyn scheinen; hieraus schliesse ich, es sey eine geradlinigte Figur, und also kommen dieser vorhandenen Figur nothwendig alle die Eigenschaf-

ten zu, die von dem Begriffe einer geradlinigten Figur unzertrennlich sind. Ich zehle ihre Seiten, und werde gewahr, daß ihrer drey seyn, daher ist diese Figur ein Dreyeck, und ich kann von derselben alles aussagen, was mit dem Begriffe eines Dreyecks verknüpfet ist. Ich komme zu den Winkeln, und bemerke, daß einer derselben seinem angrenzenden Winkel gleich sey u. s. w. In allen diesen Fällen wird, vermöge der nothwendigen Verknüpfung der Begriffe, aus Würklichkeiten auf Würklichkeiten, aus einem vorhandenen Subjecte auf die Würklichkeit der von ihm unzertrennlichen Prädicate geschlossen. Daß aber ein solches Subject vorhanden sey, davon haben wir keine andere Gewißheit, als das Zeugnis der Sinne.

Durch diese Betrachtung entgeht der Mathematik gleichwohl nichts von ihrer Evidenz. Es wäre höchst ungereimt, von ihrer Lehrart zu verlangen, daß sie durch die Zergliederung eines blos möglichen Begriffs, das Daseyn einer Quantität beweisen sollte; indem keine Quantität schlechterdings nothwendig seyn kann, ein jedes Ding aber, dessen Daseyn aus einer blossen Möglichkeit geschlossen werden kann, ist nothwendig vorhanden. Ueberhaupt hat nur die Metaphysik allein, aber auch diese nur ein einziges Beyspiel aufzuweisen, da von einer blossen Möglichkeit auf eine Würklichkeit geschlossen werden kann. In jeder andern Wissenschaft aber, und also auch in der Mathematik, läßt sich schlechterdings kein Vorhandenseyn anders beweisen, als durch die Sinne.

Wie aber? setzt man dadurch nicht wenigstens die praktische Mathematik den Angriffen der Zweifler und Idealisten aus, die den Sinnen nicht trauen, und alles, was wir vermittelst derselben wahrnehmen, für blosse Erscheinungen halten? — Keinesweges! Sie mögen dieses thun, so müssen sie doch gestehen, daß es in der allgemeinen Verblendung beständige und auch veränderliche Erscheinungen gebe; ferner, daß gewisse beständige Erscheinungen allezeit mit einander verknüpft sind, dergestalt, daß man niemals eine derselben wahrnehmen kann, ohne versichert zu seyn, daß man aus dem gehörigen Gesichtspunkte auch die andere mit ihr verknüpfte Erscheinung wahrnehmen müsse. Wenn mir eine Figur alle beständige Erscheinungen eines Dreyecks darbietet, und einer von ihren Winkeln hat die beständige Erscheinung eines rechten Winkels; so bin ich überzeugt, daß mir die beyden übrigen Winkel zusammen gleichfalls einem rechten Winkel zu gleichen beständig scheinen müssen. Um die wahre Existenz der Dinge bekümmert sich der Mathematiker niemals. Er beweiset entweder den Zusammenhang der Ideen, oder den Zusammenhang der Erscheinungen. Uebrigens mag der Metaphysiker ausmachen, ob diese Erscheinungen einen äussern würklichen Gegenstand haben, oder nicht. Dem Mathematiker kann es gleich viel gelten; seine Lehre kann durch die Entscheidung dieser unwichtigen Subtilität weder gewinnen noch verlieren.

Ich habe hier von beständigen und veränderlichen Erscheinungen geredet. Man erlaube mir eine kleine Ausschweifung, um diese Begriffe in ein helleres Licht zu setzen. Sie werden in der Folge dieser Abhandlung von keinem geringen Nutzen seyn.

So oft wir einen Gegenstand anders wahrnehmen, als er wirklich ist, so sagen wir, es scheine uns nur so, und nennen unsere Vorstellung eine Erscheinung. Ich betrachte z. B. einen Zirkel von der Seite, und sehe ihn für eine Ellypsis an; ein Würfel zeigt sich mir in der Ferne, wie eine Kugel; eine Pyramide wie ein Kegel; die Sonne erscheinet wie eine Fläche, der Mond wie ein feuriger Körper; ich lasse alle Farben des Regenbogens auf einem Orte so schnell auf einander folgen, daß ich sie nicht unterscheiden kann, und erkenne nichts als die Vermischung derselben, oder die weisse Farbe; ich lasse zwo, drey oder mehrere derselben so schnell auf einander folgen, und werde eine zusammengesetzte Farbe gewahr, die mit den einfachen, aus welchen sie bestehet, nichts gemein zu haben scheinet; den Gelbsüchtigen scheinen alle Gegenstände gelb, und gewissen Kranken schmecket alles bitter. Alle diese Vorstellungen werden Phänomena oder Erscheinungen genannt, denn man nimmt sie anders wahr, als sie äusserlich würklich vorhanden sind. Die Zweifler sagen; vielleicht sind alle unsere sinnliche Begriffe nur solche Erscheinungen, ein solcher Sinnenbetrug; denn wir können ja nicht versichert seyn, daß die Gegenstände außer uns so beschaffen sind, wie wir sie vermittelst

mittelst der Sinne wahrnehmen? Ich habe gesagt, die Mathematiker können dieses vielleicht gelten lassen, ohne von der Gewisheit ihrer Wissenschaft das mindeste zu vergeben, und ich will es beweisen. Ich glaube, es werde kein Vernünftiger in Abrede seyn, daß es wenigstens zwo verschiedene Arten von Erscheinungen gebe, nemlich beständige und unbeständige. Jene haben ihren Grund in der innern Beschaffenheit der menschlichen Sinne überhaupt; diese aber in gewissen äussern Zufälligkeiten. In den vorhin angeführten Beyspielen liegt der Grund der Erscheinung nicht in der innern wesentlichen Beschaffenheit unserer Sinne, sondern in dem unrechten Standorte, aus welchem wir die Gegenstände betrachten, in der Schnelligkeit, mit welcher die Gegenstände abwechseln, oder in der verderbten Beschaffenheit der Gliedmassen und der Säfte. Dieses sind blosse Zufälligkeiten, und also können die Erscheinungen, die sie verursachen, zufällige oder unbeständige Erscheinungen genennet werden. Wenn aber, wie die Zweifler befürchten, alle Qualitates sensibiles ohne Unterscheid ein Sinnbetrug seyn sollten; so müßte der Grund davon in den innern Bestimmungen der menschlichen Sinne anzutreffen seyn. Wir müßten uns nämlich die sinnlichen Dinge deswegen so und nicht anders vorstellen, weil unsere Sinne so und nicht anders beschaffen sind. Diese Würkungen des Sinnenbetrugs verdienen also beständige Erscheinungen genannt zu werden. Nun könnnen die Mathematiker beweisen, daß diese beständigen Erscheinungen

gen in einer nothwendigen Verknüpfung mit einander stehen, dergestalt, daß ich aus einer derselben auf die Anwesenheit der andern schließen kann. Wenn ich die beständige Erscheinungen von einem Dreyecke vor mir habe; so kann ich auf die beständige Erscheinungen aller Eigenschaften eines Dreyecks ungezweifelt schliessen. Daher bleibt auch in dem System eines Zweiflers, oder eines Idealisten, nicht nur die reine theoretische, sondern auch die praktische und angewandte Mathematik in ihrem Werthe, und behält ihre unleugbare Gewisheit.

Zweyter Abschnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der Metaphysik.

Die Mathematik ist eine Wissenschaft der Grössen, und die Weltweisheit überhaupt eine Wissenschaft der Beschaffenheiten der Dinge. Will man nicht eingestehen, daß die Weltweisheit das leiste, was von einer Wissenschaft gefodert wird; so setze man, die Weltweisheit ist eine auf Vernunft gegründete Erkenntnis der Beschaffenheiten. Ich werde in der Folge beweisen, daß diese auf Vernunft gegründete Erkenntnis eine Wissenschaft genennet zu werden verdiene. Allhier betrachte ich nur zuerst den charakteristischen Unterschied zwischen der Mathematik und Weltweisheit, der mit mehrerem in Licht gesetzet zu werden verdienet.

Unsere

Unsere Seele erkennet an jedem Dinge verschiedene Merkmale und Unterscheidungszeichen, deren Innbegrif das Ding von allen Seiten völlig bestimmt, und eine vollständige und ausführliche Erkenntnis desselben enthält. Daß zu diesem Innbegriffe der Unterscheidungszeichen sowohl innere als äussere Merkmale gehören, ist bekannt, allein ich rede hier nur von den innern. Diese können auf zweyerley Weise betrachtet werden; entweder in so weit sie schlechterdings diesem Dinge zukommen, oder jenem nicht zukommen, und in dieser Betrachtung nennet man sie Qualitäten, oder man erwägt, ob sie einem Dinge **mehr** oder **weniger** zukommen, und nennt sie Quantitäten. In dieser Erklärung ist alles deutlich, nur die Worte **mehr** und **weniger** bedürfen noch einiger Erläuterung. Dieses sind Schranken der Qualitäten, dadurch sie von andern ihrer Art unterschieden werden. So kann ich z. E. Bewegung vor Bewegung durch Geschwindigkeit und Maße unterscheiden, daher machen diese die Quantität der Bewegung aus. Aehnliche Figuren werden durch die Grösse unterschieden, Licht von Licht durch Stärke und Lebhaftigkeit, und die Neigungen und Leidenschaften der Seele werden von andern ihrer Art durch den Grad der Heftigkeit erkannt und unterschieden. Alle diese Unterscheidungszeichen geben zu erkennen, ob die Qualität der Sache mehr oder weniger zukomme, und werden Quantitäten genennet. Man begreift hieraus, daß die Quantität, oder das Mehr und Weniger, zwar der Sache innerlich zukomme, aber nicht ohne Vergleichung

gleichung mit einem andern Dinge begriffen werden könne; angesehen ich niemals das Wieviel? erkennen kann, ohne den Gegenstand desselben entweder wie ein Theil mit seinem Ganzen, oder wie ein Ganzes mit seinem Theile verglichen und gegen einander gehalten zu haben. Ob aber ein Unterscheidungszeichen schlechterdings einem Dinge zukomme, oder nicht zukomme, dazu gehöret weder Vergleichung noch Gegeneinanderhaltung, denn an der Sache selbst läßt sich dieses wahrnehmen und begreifen. So kann ich z. B. die Ausdehnung, das Berühren und Zusammenhängen, Wirken und Leiden, das Vermögen zu erkennen, zu begehren und zu verabscheuen, die Zufälligkeit, Nothwendigkeit, Möglichkeit u. s. w. entweder schlechterdings betrachten, in so weit sie einem Dinge zukommen, oder nicht zukommen, oder ich erwäge dieselben, in so weit sie diesem mehr, und jenem weniger zukommen. Ich sage entweder, der Körper hat eine Ausdehnung, der Punkt keine, oder ich vergleiche Körper mit Körper, und erwäge, wessen Ausdehnung grösser oder kleiner sey. Thue ich jenes; so betrachte ich die Ausdehnung als Beschaffenheit; dieses, als Grösse, und mit den übrigen Merkmalen hat es dieselbe Bewandtnis.

Man hat hiebey folgendes nicht aus der Acht zu lassen. Wenn wir im gemeinen Leben sowohl, als in der Schule Qualitäten von Quantitäten unterscheiden: so geschiehet dieses blos in unsern Gedanken, vermittelst der Absonderung; in der Sache selbst aber kann keine zufällige Beschaffenheit ohne Grösse, und

eben so wenig eine Grösse ohne Beschaffenheit würklich vorhanden seyn. Dieses fließt aus der vorigen Betrachtung ganz natürlich. Ein jedes Merkmal, dessen **Wieviel**? oder Quantität ich erwäge, ist an und für sich selbst eine Qualität; denn so wie es einem Dinge mehr oder weniger zukömmt, und in dieser Betrachtung eine Quantität zu nennen ist; eben also kann es einem Dinge entweder zukommen, oder nicht zukommen, in welcher Betrachtungsart es eine Beschaffenheit des Dinges ausmacht. So kann die Ausdehnung, oder die Vielheit nicht nur grösser oder kleiner seyn (und in dieser Betrachtung als stetige und unstetige Grössen angesehen werden); sondern auch überhaupt dem Körper und der Zahl zukommen, einem einzigen einfachen Wesen aber nicht zukommen, und folglich machen sie zugleich Beschaffenheiten der Dinge aus. Gleichergestalt haben die Figuren, oder die Schranken der Ausdehnung nicht nur ihre Grössen, sondern auch ihre Beschaffenheiten; welche zur deutlichen Erkenntnis der Quantitäten unentbehrlich sind, wie aus den Anfangsgründen der Geometrie erhellet. Es ist also einmal erwiesen, daß keine Quantität ohne Qualität vorhanden seyn könne.

Es giebt aber auch keine zufällige oder endliche Beschaffenheit ohne Grösse. Denn eine endliche Beschaffenheit hat Schranken, und zwar, wie leicht zu erweisen ist, Schranken die anders seyn können, als sie würklich sind. Sie können also der Beschaffenheit bald nähere, bald weitere Gränzen setzen, das heißt in

in der Sprache der Logik, sie können von der Realität der Beschaffenheit mehr oder weniger aufheben, wodurch die Quantität oder der Grad der Beschaffenheit bestimmt wird. Daher hat eine jede endliche Qualität auch ihre Quantität.

Man erkennet durch diese Betrachtung die genaue Verwandschaft und wechselsweise Verbindung der Weltweisheit und Mathematik. Denn da jene eine Wissenschaft der Qualitäten, diese aber der Quantitäten ist; so ist es eine Unmöglichkeit, in einer von diesen Wissenschaften ein Fremdling zu seyn, und in der andern ausführliche Begriffe zu haben, indem die Qualitäten und Quantitäten unzertrennlich verknüpft sind. Jedoch ist dieses vornämlich von der Mathematik der unausgedehnten Grösse zu verstehen, die ohne tiefe Einsichten in die Beschaffenheiten der Dinge nicht erfunden werden kann, und wiederum ihres Orts, wenn sie einst ans Licht kommen wird, die philosophische Erkenntniß unendlich befördern und erweitern muß. Die gemeine Mathematik hingegen hat es blos mit der Ausdehnung und Vielheit zu thun, und die Begriffe von diesen beyden Qualitäten lassen sich, in so weit sie zu der Ausmessung der Qualitäten etwas beytragen, ohne sonderliche Schwierigkeit aus einander setzen, also daß der Fortgang der Weltweisheit mit dem Fortgange der gemeinen Mathematik in keiner so unmittelbaren Verbindung stehet, daß sie sich gegenseitige Vortheile und Beförderungen zu versprechen hätten. Es verstehet sich, daß man deswegen den zufälligen Einfluß nicht leugnet, der der

Mathematik in dem Fortgang der Weltweisheit nicht abgesprochen werden kann, indem sie den Verstand aufheitert und durch anhaltende Uebung gewöhnet, die zusammengesetzten Begriffe nach gewissen Regeln zu zergliedern.

So wie es eine reine theoretische Mathematik giebt, die keinen Erfahrungssatz, kein würkliches Daseyn zum Grunde legt, und blos zeigt, wie die Begriffe von der Quantität zusammenhängen; eben also giebt es einen Theil der Weltweisheit, der, alle Würklichkeit beyseite gesetzt, blos unsere Begriffe von den Qualitäten der Dinge entwickelt, und ihren innern Zusammenhang einsehen lehret. Alle unsere Begriffe sind wie die Saamenkörner der Gewächse, die, so schlecht sie aussehen, dennoch voller innern Tugend sind, und Wälder von Schönheit in ihrem Schooße verbergen (*). Wenn wir einen Begrif unfruchtbar nennen; so ist dieses nur vergleichungsweise zu verstehen, angesehen ein jeder Begrif an und für sich selbst mit unendlichen Wahrheiten in Verbindung stehet, und durch die Zergliederung in andere Begriffe

(*) Nur eine einzige Anmerkung zu diesem in allen Beziehungen ganz vortrefflichen Stücke. Ein Kenner des deutschen Ausdrucks wird die fühlbare Natur der Sprache und die ungesuchte Lieblichkeit derselben in den trockensten Gegenständen mit der großen Deutlichkeit der dargestellten Gedanken auf allen Blättern bemerken und schätzen. Der unzertrennbare Zusammenhang und der mustermäßige Periodenbau sollte für

se und Wahrheiten aufgelöset werden kann. Wer wollte es also leugnen, daß die Begriffe von den Qualitäten der Dinge unter einander und mit andern Erkenntnissen verknüpft seyn, und daß diese aus jenen durch unleugbare Folgerungen entwickelt und hergeleitet werden können? Wer wird z. B. in Abrede seyn, daß folgende beyden Sätze so gewiß als je ein Satz in der Geometrie, demonstriret werden können, nemlich, daß der nothwendigen Substanz die Gerechtigkeit im höchsten Grade, einer zufälligen aber nur in einem eingeschränkten Grade zukomme? Denn da die Gerechtigkeit eine weise Gütigkeit ist; so muß sie dem allerweisesten und dem allergütigsten Wesen im höchsten Grade zukommen. Nun besitzt das nothwendige Wesen diese Eigenschaften u. s. w. Der Obersatz ist eine unmittelbare Folge aus der Definition der Gerechtigkeit; der Untersatz hingegen folget aus der Notion eines nothwendigen Wesens. Auf die nemliche Weise wird erwiesen, daß keiner zufälligen Substanz die Gerechtigkeit im höchsten Grade zukommen könne, und eben also lassen sich noch eine unend-

für junge Leute in Schulen entwickelt, und zur Nachahmung empfohlen werden, um so viel mehr, da dieselben jetzt durch die Lesung fliegender Hefte, und der mancherley Tändeleyen, die ihnen in die Hände gegeben werden, die ernsthafte Schreibart, und den einfachen Ton des soliden Nachdenkens gar nicht kennen lernen. Hier muß man denken; oder man liest nichts.

unendliche Menge von Wahrheiten so unleugbar darthun, als die Anfangsgründe der Geometrie, massen die Begriffe der Qualitäten eben so wohl aufgelöset und entwickelt werden können, als die Begriffe der Quantität. Es giebt also einen reinen speculativen Theil der Weltweisheit, in welchen, wie oben von der reinen Mathematik ist dargethan worden, einzig und allein auf die Verbindung der Begriffe und ihren Zusammenhang gesehen wird, und in diesem herrscht dieselbe Gewißheit, als in der Geometrie.

Aber so faßlich können die Grundsätze dieser Wissenschaft nicht vorgetragen werden. Die Ursache hiervon ist nicht, wie man insgemein zu glauben pflegt, weil man in der Geometrie der Einbildungskraft durch die Vorbildung der Figuren zu Hülfe kömmt; denn diese würde in Ansehung der Arithmethik wegfallen; sondern es sind ihrer verschiedene, zu deren Anzeigung ich mir durch obige Betrachtungen den Weg gebahnet habe. Denn erstlich fehlet der Weltweisheit bis jetzo noch das Hülfsmittel der wesentlichen Zeichen. Alles ist in der Sprache der Weltweisen noch willkührlich. Die Worte und ihre Verbindungen führen nichts bey sich, das mit der Natur und Verbindung der Gedanken wesentlich übereinkäme. Daher häufen sich die Erklärungen bis ins Unendliche, und eine demonstrative ausgeführte Weltweisheit erlangt, dem ersten Anblicke nach, das Ansehen eines eiteln Wörterkrams. Denn da die Seele in der Bezeichnung nichts findet, wodurch sie, ohne willkührliche Association der Begriffe auf die Natur der bezeich-

bezeichneten Sache geführet würde, und daher ihre Aufmerksamkeit ohne Unterlaß auf die einmal festgesetzte willkührliche Verbindung der Zeichen mit den bezeichneten haften muß; so kann die geringste Achtlosigkeit ihr die Sache aus den Gedanken bringen, und blos die leeren Zeichen zurücklassen, in welchem Falle denn freylich der bündigste Weltweise blos mit Worten zu spielen scheinen muß. In der Mathematik aber findet dieser Argwohn nicht statt, denn die wesentlichen Zeichen führen uns ohne sonderliche Anstrengung, so oft wir wollen, auf die dadurch bezeichneten Sachen zurück, und ihre Ordnung und Verbindung kömmt mit der Ordnung und Verbindung der Gedanken überein.

Erwägen wir ferner die Natur der Qualitäten; so zeigen sich noch grössere Schwierigkeiten. Diese innere Merkmale der Dinge sind so genau mit einander verbunden, daß man keine derselben, ohne hinlängliche Einsicht in die übrigen deutlich erklären kann. Wer in der Weltweisheit gänzlich ein Fremdling ist, der kann die allererste Erklärung nicht deutlich begreifen; denn wenn ich ihm etwa ein innerliches Merkmal A deutlich machen will, und er hat seine Begriffe von den übrigen Merkmalen B, C, u. s. w. die mit diesem A in Verbindung stehen, nicht aufgeklärt; so wird allezeit noch einige Dunkelheit in seiner Seele zurückbleiben. Hieraus begreift man die Nothwendigkeit in der Weltweisheit bey jedem Fortschritte, den man thut, immer zu den Anfangsgründen zurückzukehren. Man thut diese Rückreise nie-

mals ohne grossen Nutzen, denn die philosophischen Begriffe werfen sich wechselsweise Stralen der Deutlichkeit zu, die man verfolgen muß. Daher kömmt es auch, daß die Weltweisen selbst, je weiter sie kommen, je mehr sie an den ersten Grunderklärungen zu verbessern finden, und daher sich immer einander widerlegen, wenigstens sich einander zu widerlegen scheinen. Denn öfters war es bey dem ersten Weltweisen nur eine Unvorsichtigkeit im Ausdrucke, die sein Nachfolger durch das unaufhörliche Wiederkäuen der ersten Begriffe endlich hat wahrnehmen müssen. Saget einem Anfänger z. B. die Gerechtigkeit sey eine weislich verwaltete Gütigkeit; so wird er weder diese Erklärung begreifen, noch die Nothwendigkeit einsehen, warum sie so weit hergeholt werden muß. Er wird also Anfangs mit der seichten Erklärung zufrieden seyn; die Gerechtigkeit sey ein beständiger Wille, einem jeden das seinige zukommen zu lassen. Wenn er einige Schritte weiter gethan hat; so merkt er, daß durch die Worte, das Seinige, nicht das Eigenthum verstanden werden kann; sondern überhaupt, wozu jemand ein Recht hat; er setzt also, die Gerechtigkeit sey ein beständiger Wille, einem jeden sein Recht zukommen zu lassen. Allein noch siehet er nicht, auf welche Seelenfähigkeiten sich diese Tugend gründe. Er fähret also fort; ein Recht ist eine Befugnis, oder sittliches Vermögen, sich gewisser Dinge als Mittel zu seiner Glückseligkeit zu bedienen. Wer also die Gerechtigkeit ausübet, der läßt einen jeden sich der erlaubten Mittel zu seiner Glück-

selig-

seligkeit bedienen. Er will also, daß andere neben ihm glückselig seyn sollen, aber nur durch erlaubte Mittel, und in gehöriger Verhältnis, damit die Endabsicht, die Vollkommenheit des Ganzen erhalten werde. Wer andere neben sich gerne glückselig siehet, der ist gütig; wer durch die besten Mittel den besten Endzweck zu erhalten sucht, der ist weise. Nunmehr haben sich die Begriffe aufgeheitert, und man siehet gar deutlich, daß die Gerechtigkeit in ihre Elemente aufgelöset, nichts anders sey, als eine mit Weisheit eingerichtete Gütigkeit. Hieraus aber folget auch, daß die Gerechtigkeit eine Realität sey, und dem allerhöchsten Wesen in dem allerhöchsten Grade zukommen müsse, welches sich aus der vorigen Erklärung nicht beweisen ließ. Aber was für eine Menge von Erklärungen und willkührlichen Verbindungen der Worte mit den Begriffen gehören noch zu diesem Schlusse? Was für eine Arbeit, wenn alle diese Begriffe der Seele beständig gegenwärtig bleiben, und sich niemals in den Schatten der Worte verlieren sollen? Zu diesen Beweisen gehören die Erklärungen von Weisheit, Gütigkeit, Realität, höchsten Grade und höchsten Wesen; zur Erklärung der Weisheit gehören ferner die Begriffe von Vollkommenheit, Mittel und Endzweck; zur Gütigkeit gehören die Begriffe von Glückseligkeit und von dem Begehrungs-Vermögen, ferner zur Realität —— Doch wozu nützt es, diese Zergliederung weiter fortzusetzen? Genug, daß man siehet, wie sehr die Qualitäten der Dinge in einander verwebet sind; was für eine Menge von Er-

klärungen zu dem leichtesten philosophischen Schlusse erfordert werden, und wie oft man diese Erklärungen umsetzen muß, wenn sie mit Nutzen angewandt werden sollen.

Und wenn der Weltweise alle diese Schwierigkeiten überstanden, so hat er gleichwohl nichts, als gewisse Verwandschaften der Begriffe entdeckt. Sodenn aber muß der wichtige Schritt ins Reich der Würklichkeiten geschehen. Er muß zeigen, daß der Gegenstand seiner Grundbegriffe, aus welchen er seine Wahrheiten gefolgert hat, würklich anzutreffen sey, damit er aus denselben auf das würkliche Daseyn der Folgen schliessen könne. Der Mathematiker, haben wir gesehen, kann diesen Schritt gar leicht thun. Er legt das Zeugnis der Sinne zum Grunde seines praktischen Lehrgebäudes, und bekümmert sich nicht darum, ob die Sinne Wahrheiten, oder blosse Erscheinungen aussagen. In beiden Fällen hat er seinen Endzweck erreicht. Dem Weltweisen aber liegt ob, das Zeugnis der innern und äusserlichen Sinne selbst vor seinem Richterstuhle zu fordern, und das Wahre von dem Falschen, das Gewisse von dem Ungewissen zu unterscheiden, und wenn er auf das Zeugnis irgend eines Sinnes bauen will; so muß er vorher dessen Untrüglichkeit ausser Zweifel setzen. Gesetzt, er habe erwiesen, daß die Materie nicht denken könne, nemlich er habe dargethan, daß unser Begrif vom Denken dem Begriffe von der Materie schnurstracks widerspreche. Will er nun hieraus den Schluß ziehen, daß in uns ein einfaches Wesen wohne, das

von

von unserm Leibe unterschieden ist und denkt; so muß er zeigen, daß unserm sichtbaren Körper der Begrif zukomme, den er von der Materie vorausgesetzt, und daß in uns etwas vorhanden sey, dem der Begrif des Denkens in dem Verstande zukomme, in welchem er es genommen. Wenn er unumstößlich gezeigt, daß ein nothwendiges Wesen nicht vorhanden seyn könne, ohne der Schöpfer und Erhalter aller Dinge ausser ihm zu seyn; so liegt ihm noch ob zu beweisen, daß ein solches nothwendiges Wesen vorhanden sey. Kurz, es ist dem Weltweisen nicht genug, wenn er, wie der Mathematiker, die nothwendige Verbindung zwischen einem Subjecte und seinem Prädicate gezeigt; er muß noch überdem entweder das Daseyn des Subjects, oder das Nichtseyn des Prädicats ausser Zweifel setzen, damit er in dem ersten Falle auf das Daseyn des Prädicats, in dem andern auf das Nichtseyn des Subjects schliessen könne; denn für die blosse Möglichkeit wissen wir dem Weltweisen keinen Dank, wenn er sie nicht würklich zu machen weiß. Es wird also von dem Weltweisen weit mehr gefordert, als von dem Mathematiker. Dieser beweiset blos die Möglichkeit einer Figur, und aus dieser Möglichkeit entwickelt er die Eigenschaften und Zufälligkeiten der Figur: der Weltweise hingegen soll das würkliche Daseyn der Subjecte darthun, um auf die Folgen schliessen zu können. Daß dadurch die Ueberzeugung schwerer gemacht, und also die Evidenz verringert werde, ist leicht zu begreifen, indem nichts dem Verstande schwerer ankommen kann; als

der

der Uebergang von den Begriffen zu den Würklichkeiten.

Man hat in der Weltweisheit zwey verschiedene Wege, auf welchen zu den Würklichkeiten zu gelangen ist. Nach einem derselben legt man zwar, wie in der praktischen Mathematik, einen Erfahrungssatz zum Grunde, aber einen solchen, davon wir gewiß sind, daß er keine blosse Erscheinung sey, eine innerliche Ueberzeugung. Ich denke, worinn, wie wir in der Folge sehen werden, kein Zweifel zu setzen ist, und daraus sich mit Gewißheit schliessen läßt; also bin ich. Auf diesen Grundsatz muß sich das ganze philosophische Lehrgebäude aufführen lassen, ohne sich irgend auf ein anderes Zeugnis der äussern Sinne zu stützen. Denn was die Sinne von den äussern Dingen wahrnehmen, ist verdächtig; nur diese einzige innerliche Empfindung, ich denke, hat das Vorrecht, daß man mit völliger Gewißheit von ihr sagen kann, sie sey keine blosse Erscheinung, sondern eine wahre Realität, wie ich solches in der Folge zeigen werde.

Der zweite Weg ist ausserordentlich und ohne Exempel. Man gehet mit sichern Schritten aus dem Gebiethe der Möglichkeit gerades Weges in das Reich der Würklichkeit, und zwar der allerhöchsten und vollkommensten Würklichkeit, die sich gedenken läßt. So wie in der Geometrie diese beyden Sätze, z. E. ein gleichseitiger Triangel hat gleich grosse Seiten; ein gleichseitiger Triangel hat gleich grosse Winkel, unzertrennlich verknüpft sind; eben so fest und unauf-

löslich sind folgende beiden Sätze mit einander verbunden; das nothwendige Wesen ist möglich; das nothwendige Wesen ist würklich. Wenn ich also erweisen kann, daß das nothwendige Wesen möglich ist; so habe ich auch seine Würklichkeit dargethan, und es ist bekannt, daß jenes sich beweisen läßt. Diese beiden Uebergänge von dem Möglichen auf das Würkliche haben wir dem Descartes zu verdanken. Vor seiner Zeit war man gewohnt, auch in der Weltweisheit Erfahrungssätze zum Grunde zu legen, dadurch man den Sceptikern Blösse gab. In der That war der Dogmatiker sogleich aufs Haupt geschlagen, sobald ihm der Sceptiker das Zeugnis der Sinne in Zweifel zog, und dadurch sein noch so bündiges System in das Land der Chymären verschickte. Was das seltsamste war; so wollte man damals in der Naturlehre a priori und in der Weltweisheit a posteriori schliessen. Baco zeigte, daß das Zeugnis der Sinne in der Naturlehre, und des Verstandes in der Weltweisheit, das gültigste sey, und Cartesius wagte es, sein Lehrgebäude von Gott auf dem Grunde der Zweifler selbst zu bauen. Man begreift aber gar leicht, daß alle diese Beweisarten ihre Schwierigkeiten haben, und unmöglich so einleuchtend vorgetragen werden können, als zu wünschen wäre. Dieses sind also meines Erachtens die Ursachen, welche die philosophische Ueberzeugung so schwer machen, und der Evidenz im Wege stehen. Doch sind dieses nur die Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen; es giebt aber in Absicht auf das

Subject, oder den von philosophischen Wahrheiten zu überzeugenden Menschen, einige wichtige Schwierigkeiten, die nicht zu übergehen sind.

Die Mathematik findet allezeit unpartheiliche Gemüther, die den Ausgang einer Untersuchung mit der äusserſten Gelassenheit abwarten. Sie verlieren und gewinnen nichts dabey, die Tangente eines Zirkels mag mit dem Durchmesser einen rechten, oder einen andern Winkel machen; ihre ganze Lebensart kann die vorige bleiben, wenn sich auch alle Zirkelflächen verhalten, wie die Quadrate ihre Durchmesser, daher intereßiren sie sich blos für die Wahrheit, und die Mathematik hat keinen andern Feind als die Unwissenheit zu besiegen. Hingegen hat die Weltweisheit auch mit Vorurtheilen zu kämpfen. Die Lehren derselben haben einen so unmittelbaren Einfluß in unsere Lebensart, Glückseligkeit und Meynungen, daß ein jeder zum voraus Parthey ergreift, und sich aus vorgefaßten Meynungen ein eignes System bauet, das sich mit seinen Schwachheiten sehr gut verträgt. An diesen Vorurtheilen gewöhnet sich endlich das menschliche Gemüth so lange, bis sie einen Theil seiner Glückseligkeit ausmachen. Hernach komme die Weltweisheit, und vertreibe den Wahn aus dieser mächtigen Schanze. Sie findet nicht nur unwissende, sondern wider sich eingenommene Zuhörer, die nicht überzeuget seyn wollen. Ihre Beweisgründe mögen noch so überzeugend, so einleuchtend seyn; die Zauberey hat keine Gewalt, wenn sich die Gemüther nicht dazu anschicken wollen, und vielmehr durch alle mögliche

liche Gegenmittel dawider verwahren. Das thut zur Sache wenig, wenn man öfters einen flüchtigen Willen hat, der Wahrheit Gehör zu geben; es gehöret hartnäckige Geduld, Ergebung und Selbstverleugnung dazu, alle seine Vorurtheile und Lieblingsgedanken durch das Feuer dieser Gottheit zu führen, und mit trocknen männlichen Augen abzuwarten, ob sie in Rauch aufgehen, oder in verklärter Schönheit wieder hervorkommen werden. Der größte Theil der Menschen gehet mit Wahn und Aberglauben zu Schiffe, des festen Vorsatzes mit ihnen die Farth dieses Lebens zu beschliessen. Man bewilliget der Stimme der Vernunft niemals ein Gehör, ohne sich von seinen Vorurtheilen, wie Ulysses von den Reisegefährten anbinden zu lassen, und ihnen zum voraus den Befehl zu geben; je beweglicher ich um meine Loßlassung bitten werde, desto fester ziehet die Stricke zusammen, bis wir die Sirene aus den Augen werden verlohren haben.

Da ein jeder in philosophischen Sachen Parthey ergreift; so glaubt auch ein jeder das Recht zu haben, zu meistern und Urtheile zu fällen. Wer ist der Unwissende, der sich nicht in philosophischen Angelegenheiten für einen befugten Richter hält, und sein richterliches Ansehen durch Machtsprüche zu unterstützen weiß? Die Hauptbegriffe, die in der Weltweisheit vorkommen, sind einem jeden im gemeinen Leben so oft vor Ohren gegangen, daß er mit ihnen vertrauet genug zu seyn glaubet. In der Mathematik hält jeder Unwissende sein Urtheil zurück, und erwartet den

Aus-

Ausspruch der Kenner. Ja was sage ich in der Mathematik? in jeder gemeinen Kunst, in jedem Handwerke wagt ausser den Kunstverwandten niemand, ein Werk zu meistern, und den Erfahrnen zu widersprechen. Aber in der Weltweisheit, in der Sittenlehre, in der Politik ist jedes Menschen Gesicht dreiste genug, das Richteramt zu übernehmen. Jeder Thor mustert Systeme, beurtheilet sittliche Handlungen und tadelt Regierungsformen. Was für eine Verwirrung muß aus dieser allgemeinen Anarchie entspringen.

Indessen ist es nicht zu leugnen, daß dieser Anarchie nicht gesteuret werden könne, ohne von der andern Seite den Despotismus mit allen seinen gefährlichen Folgen einbrechen zu sehen. In jeder Republik ist der Geist des Widerspruchs nicht nur eine nothwendige Folge, sondern öfters auch eine heilsame Stütze der Freyheit und des allgemeinen Wohlstandes. Nicht jeder Republikaner hat die Fähigkeit das Ruder zu führen, oder dem Steuermann zu rathen; aber die Freyheit will, daß jedermann seine Meynung sage, so ungereimt sie auch sey, damit sich niemand einkommen lasse, seinen Eigenwillen für weisen Rathschluß auszugeben, und seinen Mitbürgern aufzudringen. Dieselbe Beschaffenheit hat es mit der philosophischen Freyheit. Da nicht jeder die Fähigkeit hat, die Lehrsätze der Weltweisen zu prüfen; so ist es besser, daß er seinen geringen Einsichten gemäß urtheile, als daß er einen philosophischen Pabst erkenne, und blindlings nachgehe, wohin ihn jener führen will.

Wer

Wer sich über diese Freyheit beklagt, der hegt despotische Absichten, und ist ein gefährlicher Bürger in der Republik der Weltweisheit. Man kann aber dennoch daraus abnehmen, was für Hindernisse der philosophischen Evidenz im Wege stehen, und woher es komme, daß die Gewißheit, die in den Anfangsgründen der Weltweisheit herrschet, noch keine allgemeine Ueberzeugung nach sich gezogen hat.

Dritter Abschnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der natürlichen Gottesgelahrtheit.

Da ich hier die Absicht nicht habe, die Atheisten von dem Ungrunde ihrer Meynung zu überzeugen, sondern vor einer Gesellschaft von wahren Weltweisen die Gewißheit zu schätzen, mit welcher wir das Daseyn Gottes und seine Eigenschaften aus der Vernunft erkennen; so kann ich mit gutem Grunde alle Beweisarten, die wir in dieser Wissenschaft haben, als bekannt voraussetzen, und mich begnügen, allgemeine Betrachtungen über dieselben anzustellen. Man hat im vorhergehenden gesehen, daß alle unsere Begriffe unendlich fruchtbar sind, indem jeder eine Menge von Folgerungen enthält, die vermittelst unleugbarer Grundsätze davon abgeleitet und entwickelt werden können. Die Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften sind noch von einer wunderbarern Kraft. Sie sind so inniglich mit einander

verknüpft, daß man nur eine einzige Eigenschaft Gottes vorauszusetzen hat, um alles, was wir von dem Allerhöchsten zu erkennen im Stande sind, davon herzuleiten. Eine einzige Kette von Schlüssen verbindet alle Vollkommenheiten dieses urbaren Wesens; seine Selbstständigkeit, Unendlichkeit, Unermeßlichkeit, sein vollkommenster Wille, grenzenloser Verstand und uneingeschränkte Macht, seine Weisheit, Vorsehung, Gerechtigkeit, Heiligkeit u. s. w. sind dergestalt wechselsweise in einander gegründet, daß jede von diesen Eigenschaften ohne alle übrigen einen Widerspruch enthalten würde. Es kann seyn, daß sich aus gewissen Eigenschaften Gottes, das übrige, was wir von ihm erkennen, leichter und faßlicher herleiten läßt, und da diese Faßlichkeit von den Einsichten abhängt, die bey dem zu überzeugenden Menschen vorausgesetzt werden; so giebt es auch verschiedene Methoden, diese Wahrheiten zu demonstriren, die auf verschiedene Gemüther verschiedene Würkungen thun. In der Sache selbst aber ist hier kein Unterschied, und man mag voraussetzen, welche Eigenschaft man will; so kann man sich von den übrigen vergewissern. Setzet z. B. diese Worterklärung zum voraus; Gott ist ein Wesen, das den vollkommensten Willen hat: der vollkommenste Wille setzet den vollkommensten Verstand zum voraus, und erfordert die vollkommenste Macht. Sie bestehet ferner in der Zuneigung zu allem möglichen Guten, und Abneigung von allem möglichen Bösen, nach Maaßgebung ihrer Güte oder Bösheit; hieraus folget die Gerechtigkeit, Gütig=

Gütigkeit und Weisheit. Da er alle diese Vollkommenheiten ohne Grenzen besitzt; so ist er unendlich und folglich einig. Da er den Grund seines Daseyns in keinem endlichen Dinge haben kann, ausser ihm aber kein unendliches Ding vorhanden seyn kann, so hat er den Grund seines Daseyns in sich selber, ist also selbstständig und nothwendig. Ferner, wenn endliche Dinge vorhanden seyn sollen; so müssen sie den Grund in ihm haben; denn ausser ihm giebt es kein nothwendiges Wesen, das den Grund derselben enthalten könnte, und in einem zufälligen können sie nicht hinlänglich gegründet seyn. Sollen sie also vorhanden seyn; so muß er ihr freywilliger Schöpfer und Erhalter seyn. Er wird ferner — Doch wozu diese umständliche Ausführung, die man in jedem Compendio antrift? Ich begnüge mich folgende Anmerkung zu machen.

Diese Anfangsgründe der natürlichen Gottesgelahrtheit haben alle Gewißheit, und beynahe die Evidenz der geometrischen Wahrheiten, so lange man auch hier, wie in der Geometrie, bey der Verknüpfung der Begriffe stehen bleibt, und blos ihre gegenseitige Verwandschaft zeiget, ohne von den Begriffen auf Würklichkeiten zu schliessen. Man siehet den Zusammenhang dieser Begriffe ein, und nimmt wahr, daß man keinen derselben ohne alle übrige denken könne, und sobald man nachher durch Offenbarung oder Vernunftschluß von der Würklichkeit einer von diesen Eigenschaften überzeugt wird; so nehmen alle daraus hergeleitete Wahrheiten gleichfalls in dem Gebiete der

Würklichkeit ihren Rang ein; so wie ich in der praktischen Geometrie aus der sinnlichen Empfindung eines Dreyecks auf das Daseyn aller Eigenschaften schliesse, die einem Dreyeck zukommen.

Der Atheist, in so weit er noch von dem Daseyn keiner von diesen Eigenschaften überzeugt ist, verhält sich in Absicht auf diese Theorie, wie ein Idealist in Absicht auf die Geometrie. Dieser leugnet das Object der Geometrie, gestehet aber dennoch die Verbindung der Begriffe ein, die in der Geometrie gezeigt wird, und die er, ohne sich zu widersprechen, nicht leugnen kann. Eben also kann jemand die Bündigkeit dieser Systems von Gott und seinen Eigenschaften einsehen und gestehen, aber das Object derselben leugnen, so lange er nicht auch hiervon vollkommen überzeuget wird.

Bisher gieng die Lehre von Gott mit den Anfangsgründen der Geometrie im gleichen Paare; hier aber ist der Punkt, wo sie von einander abgehen, und jene weit mehr leistet, als je von der Mathematik gefordert werden kann, nemlich die gründliche Ueberzeugung, daß das Object ihrer Wissenschaft würklich vorhanden sey. Die Mathematik begnüget sich, wie wir gesehen, an dem Geständnis der Idealisten, daß es wenigstens beständige Erscheinungen gäbe, die an gewissen Regeln gebunden sind, und sie zeigt diese Regeln a priori. Der Weltweise aber muß den Grund seines Gebäudes tiefer legen, wenn es unerschüttert stehen soll, denn er muß ein wahres Vorhandenseyn der Dinge, nicht blos die Verknü-

pfung

pfung der Begriffe beweisen, und dieses ist in der That der schwierigste Knote, den er aufzulösen hat. Wir haben im vorigen Abschnitte von zweyerley Wegen geredet, auf welchen man in der Weltweisheit überhaupt von den Möglichkeiten zu den Würklichkeiten übergehet, und von der natürlichen Gottesgelahrtheit gilt das nemliche. Man schliesset entweder von der Möglichkeit eines nothwendigen Wesens auf dessen Würklichkeit, oder aus dem unleugbaren Anschauungssatz; ich denke, auf meine Würklichkeit, und von dieser auf die Würklichkeit eines nothwendigen Wesens, vermittelst des Satzes vom zureichenden Grunde. Die letzte Methode ist unstreitig die leichteste. Jener Schluß von der Möglichkeit auf die Würklichkeit hat zwar hier in unserm Falle, wo von der Möglichkeit des allerhöchsten Wesens die Rede ist, seine völlige Richtigkeit; da er aber der einzige in seiner Art ist, und bey keiner andern Gelegenheit statt findet; so ist er vielen unverständlich. Jedoch vielleicht liegt die Schwierigkeit mehr in dem Vortrag, als in der Sache selbst. Ich will suchen dem Beweise eine leichtere Wendung zu geben.

Da das Daseyn einer Sache überhaupt so schwer zu erklären ist; so laßt uns vom Nichtseyn anfangen. Was nicht ist, muß entweder unmöglich, oder blos möglich seyn. Im erstern Falle müssen sich seine innere Bestimmungen widersprechen, das heist, dasselbe Prädicat von demselben Vorwurfe zugleich bejahen und verneinen; im letztern aber werden sie zwar keinen Widerspruch enthalten; es wird sich aber

aus denselben nicht begreifen lassen, warum das Ding vielmehr seyn als nicht seyn soll. Eins wird mit dem wesentlichen Theile desselben sowohl bestehen können, als das andere, aus welchem Grunde das Ding möglich genennet wird. Das Daseyn eines solchen Dinges gehöret nicht zu seiner innern Möglichkeit, nicht zu seinem Wesen, auch nicht zu seinen Eigenschaften, und ist daher eine blosse Zufälligkeit, deren Würklichkeit nicht anders als aus einer andern Würklichkeit begriffen werden kann. Denn eine Zufälligkeit ist eine Bestimmung, die aus der blossen Möglichkeit weder folget, noch begriffen werden kann, deren Würklichkeit sich nicht anders, als aus einer andern Würklichkeit erklären läßt. — Ein solches Daseyn ist also abhängig, nicht selbstständig. Dieses bedarf keines weitern Beweises. — Nun kann dem vollkommensten Wesen ein solches Daseyn nicht zukommen, denn es würde seinem Wesen widersprechen, indem ein jeder einsiehet, daß ein unabhängiges Daseyn eine grössere Vollkommenheit sey, als ein abhängiges; daher der Satz: das allervollkommenste Wesen hat ein zufälliges Daseyn, einen offenbaren Widerspruch enthält. — Das allervollkommenste Wesen ist also entweder würklich, oder enthält einen Widerspruch. Denn blos möglich kann es nicht seyn, wie vorhin erwiesen worden; daher bleibt für dasselbe nichts weiter übrig, als die Würklichkeit, oder die Unmöglichkeit.

Soll der Begrif des allervollkommensten Wesens einen Widerspruch enthalten; so muß in den Bestimmungen,

mungen, die demselben zukommen, etwas zugleich bejahet und verneinet werden. Jede Bestimmung ist entweder eine Realität oder ein Mangel. Jene bejahet, diese verneinet. Es findet also kein Widerspruch statt, ausser wenn einer Sache nicht nur Realitäten, sondern auch Mängel und Einschränkungen zugeschrieben werden, und zwar in so weit ich ihr eine Realität und den ihr entgegen gesetzten Mangel zuschreibe. Nun werden von dem allervollkommensten Wesen alle Realitäten bejahet, alle Mängel verneinet; daher kann in dem Begriffe derselben kein Widerspruch liegen. Wer da sagt, das allervollkommenste Wesen enthält einen Widerspruch, der widerspricht sich selber, indem das Subject alle Mängel verneinet, das Prädicat aber einige bejahet wissen will. Hält aber das allervollkommenste Wesen nichts widersprechendes in seinem Begriffe; so muß es würklich vorhanden seyn, wie aus dem vorigen erhellet.

Man kann sich von derselben Wahrheit auch auf eine andere Weise überzeugen. Man erinnere sich nur aus den Anfangsgründen der Metaphysik, daß eine Sache würklich vorhanden ist, sobald alles bestimmliche an derselben in der That bestimmt; das heist, sobald von jedem Begrif A, der überhaupt genommen, dem Dinge sowohl zukommen, als nicht zukommen kann, ausgemacht ist, ob er dem Dinge zukomme, oder nicht zukomme. Hierinn liegt der charakteristische Unterschied zwischen allgemeinen möglichen, und einzelnen vorhandenen Begriffen. In jenem ist von vielen Bestimmlichkeiten weder das Ja

noch das Nein ausgemacht, sondern unentschieden, und sie können auf die eine sowohl als auf die andere Weise bestimmt werden. Hingegen muß in einzelnen vorhandenen Dingen von allem, was bejahet oder verneinet werden kann, das Ja oder Nein ausgemacht und entschieden seyn, und auch umgekehrt, wovon alles, bis auf die entferntsten Relationen ausgemacht und entschieden ist, das ist würklich vorhanden. Was also nicht würklich ist, muß entweder unbestimmbar, oder unbestimmt seyn. Im ersten Falle enthält es einen Widerspruch, und ist unmöglich. Im letztern Falle fehlet es an einem Grunde, woraus zu begreifen wäre, wie und warum es vielmehr so, als anders bestimmt seyn soll; das heist, es fehlt an würkenden Ursachen, die das mögliche Ding hervorbringen sollen, denn nichts anders heist eine würkende Ursache, als dasjenige, wodurch ein mögliches Ding alle seine Bestimmungen erhält, die zum würklich Daseyn fehlten. — Nun kann das allervollkommenste Wesen von aussen keine Bestimmung erhalten, dadurch es würklich werden sollte, daher ist es entweder kraft seines innern Wesens hinlänglich bestimmt, oder unbestimmbar; das heist, entweder nothwendig vorhanden, oder schlechterdings unmöglich. Man hat aus dem vorigen gesehen, daß es nicht unmöglich seyn kann, daher ist es nothwendig vorhanden.

Da die Erörterung des Bestimmten und Unbestimmten in der Weltweisheit von so ungemeinem Nutzen ist; so werde ich mich etwas länger dabey aufhalten. Ein jeder Satz ist entweder wahr, oder

falsch, oder unbestimmt. Wahr ist er, wenn sich aus dem Subject entweder schlechterdings, oder unter gewissen angenommenen Bedingungen verständlich erklären läßt, daß ihm das Prädicat zukomme. Läßt sich aber aus dem Subject, entweder schlechterdings, oder unter angenommenen Bedingungen darthun, daß ihm das zugeschriebene Prädicat nicht zukomme; so ist er falsch. Läßt sich keines von beyden darthun; so ist es unbestimmt. Ein unbestimmter Satz sagt also nur aus, daß einem gewissen Subject ein Prädicat sowohl zukommen, als nicht zukommen könne; das heist, daß weder die Bejahung, noch die Verneinung des Prädicats dem Subjecte widerspricht. Wenn ein solcher unbestimmter Satz in einen bestimmten verwandelt werden soll; so müssen zu dem Subjecte solche Bedingungen hinzukommen, oder das Subject muß unter solchen Umständen betrachtet werden; die entweder die Bejahung oder die Verneinung aufheben, und dadurch einen von den entgegen gesetzten Sätzen wahr, den andern falsch machen. Folgende Sätze z. B. *Ein Körper ist ausgedehnet; ein Körper auf unserer Erde ist schwer*; sind wahr, denn das erste Prädicat läßt sich schlechterdings aus dem Subject, das andere aus dem Subject unter der hinzugekommenen Bedingung, daß der Körper auf unserer Erde befindlich, unwiderlegbar darthun. Das Gegentheil von diesen Sätzen ist falsch. Hingegen ist folgender Satz: *Ein fester Körper steigt in einer flüßigen Materie in die Höhe*, unbestimmt, und er kann unter

gewissen Bedingungen wahr, unter andern falsch seyn. Diese Bedingungen sind, daß der feste Körper entweder schwerer, oder leichter sey, als die Masse der flüßigen Materie, die seinen Raum einnimmt. Sobald diese Bedingung hinzukommt; so wird der unbestimmte Satz in einen bestimmten verwandelt, und statt er vorhin entweder wahr oder falsch seyn konnte, wird nunmehr ausgemacht, entweder, daß er wahr oder daß er falsch sey.

So oft etwas Bestimmliches bestimmt, und also ein unbestimmter Satz in einen bestimmten verwandelt wird; so muß sich von dieser Bestimmung Grund angeben lassen. Das heist, ich muß die Bedingung des Subjects anführen können, aus welcher zu begreifen ist, wie der Satz nicht unausgemacht, ob wahr, oder falsch; sondern ausgemacht und bestimmt, entweder wahr oder falsch sey. Diese Bedingung, und die daraus folgende Bestimmtheit des Satzes muß an und für sich selbst vorgestellt und begriffen werden können, gesetzt auch, daß menschliche Kräfte nicht hinreichen, sie einzusehen; denn hier ist die Rede nicht von dem, was dieses oder jenes Subject begreifen kann; sondern von dem, was an und für sich selbst begreiflich ist. Ein jeder aber wird gestehen, daß alles, was an und für sich selbst unbegreiflich ist, auch unmöglich seyn müsse. Die ausführliche Erkenntnis dieser Bedingung, und der daraus folgenden Bestimmtheit dieses Satzes nennt man den zureichenden Grund. Es hat also jede Bestimmung ihren zureichenden Grund, das heist, eine jede

Bestim-

Bestimmung setzt eine Bedingung des bestimmlichen Subjects voraus, aus welcher sich begreifen läßt, warum es vielmehr so, als anders bestimmt wird. Da nun an einem würklich vorhandenen Dinge, wie wir oben gesehen, nichts unausgemacht seyn kann, sondern von allem, was ihm zukommen kann, bestimmt und ausgemacht seyn muß, entweder daß es ihm zukomme, oder daß es ihm nicht zukomme; so kann ich von jedem würklichen Dinge eine unendliche Menge von Sätzen formiren, die alle ihre bestimmte Wahrheit haben, die ihnen entgegen stehende Sätze aber sind alle ausgemacht falsch. Von jedem dieser Sätze läßt sich ein zureichender Grund der bestimmten Wahrheit anführen, läßt sich nemlich begreifen, wie durch eine gewisse Bedingung des Subjects ausgemacht werde, ob ihm das Prädicat zukomme, oder nicht zukomme. Die ausführliche Erkenntnis aller dieser Bedingungen, aus deren Inbegrif die omnimoda determinatio individui fließt, heißt der zureichende Grund des Daseyns einer Sache.

Man betrachte folgende Sätze; **das nothwendige Ding existiret; zufällige Dinge existiren.** Die Bedingungen, aus welchen sich alle zum Daseyn eines nothwendigen Wesens nöthige Bestimmungen folgern lassen, liegen in dem Wesen desselben. Das Prädicat des ersten Satzes ist also schlechterdings in dem Subject gegründet; daher hat das nothwendige Wesen den Grund seines Daseyns in sich selbst. Hingegen sind zufällige Dinge vermöge ihres Wesens noch in vielen Stücken unbestimmt, und es müssen

von aussen zu dem Subject noch gewisse Bedingungen hinzukommen, bevor sich die durchgängige Bestimmung, die zu ihrer Würklichkeit erfordert wird, begreifen läßt. Diese Bedingungen sind, die freywillige Schöpfung und Erhaltung eines selbstständigen Wesens, ohne welche die durchgängige Bestimmung eines zufälligen Dinges unmöglich zu begreifen und verständlich zu erklären ist; daher haben die zufälligen Dinge den Grund ihres Daseyns in dem Willen eines nothwendigen Wesens.

Dieser Satz des zureichenden Grundes gründet sich, wie man gesehen, allerdings auf den Satz des Widerspruchs. Es ist schlechterdings unmöglich, daß eine Bestimmung wahr und unbegreiflich seyn sollte. Ein Satz, der wahr ist, muß sich entweder aus dem Wesen, oder aus den Bedingungen des Subjects erörtern lassen. Wenn beydes nicht geschehen kann; so ist der Satz unbestimmt. Es ist also schlechterdings unmöglich und widersprechend, daß etwas ohne zureichenden Grund sollte bestimmt seyn können. Daraus folget aber keinesweges, daß alles, was durch einen zureichenden Grund bestimmt ist, auch schlechterdings nothwendig sey. Das Daseyn zufälliger Dinge ist nicht schlechterdings, sondern nur unter der Bedingung nothwendig, daß sie Gott erschaffen und erhalten wolle. Das wahre Kennzeichen der absoluten und bedingten Nothwendigkeit ist dieses; wenn die Bedingungen des Subjects, aus welchen das Prädicat gefolgert wird, das Daseyn eines andern Subjects voraussetzet, so ist der Satz hypothe-

tisch

tisch nothwendig; bedarf es aber des Daseyns keines andern Subjects, um aus den Bedingungen des vorhandenen Subjects das Prädicat zu folgern; so ist der Satz schlechterdings nothwendig. So ist das Daseyn Gottes schlechterdings nothwendig; denn der Satz: Gott ist vorhanden, setzt in den Bedingungen des Subjects kein Daseyn eines andern Subjects voraus, um das Prädicat dadurch zu bestimmen. Hingegen setzt der Satz: zufällige Dinge existiren, unter den Bedingungen des Subjects, die den Satz wahrmachen, das Daseyn und sogar den Willen Gottes zum voraus; daher ist das Daseyn der zufälligen Dinge nicht schlechterdings nothwendig.

Aber wie? Ist dieser Satz des zureichenden Grundes allgemein, und leidet er in Ansehung der freywilligen Entschliessungen vernünftiger Wesen keine Ausnahme? — Dieser Frage will ich eine andere entgegen setzen: kann in Ansehung der freywilligen Entschliessungen vernünftiger Wesen etwas wahr, und dennoch schlechterdings unbegreiflich seyn? — Ist aber dieses unmöglich; so können auch alle Geisterkräfte nichts wahrmachen, das unbegreiflich ist, nichts bestimmen, davon nicht wenigstens ein unendlicher Verstand Grund anzeigen könne, warum es vielmehr so, als anders bestimmt ist. Wenn sich also ein vernünftiges Wesen wozu entschliessen, und zwar freywillig entschliessen soll; so muß, indem es sich entschließt, ein unendlicher Verstand aus seinem innern Zustande erklären können, warum es sich vielmehr so, als anders entschließt. — Also haben unsere

sere freywillige Entschliessungen selbst ihre zukünftige Gewißheit? — Allerdings: und dieses ist nicht zu leugnen; denn wenn sie nicht objective ihre ausgemachte Gewißheit hätten; so würde auch alle Wahrscheinlichkeit in Ansehung derselben verschwinden. Wenn in der Seele eines Tugendhaften nicht die ausgemachte Gewißheit läge, daß er sein Vaterland nicht muthwillig verrathen wird; so wäre solches auch mit keinem Grunde der Wahrscheinlichkeit aus seinem Charakter zu schliessen. Was subjective wahrscheinlich ist, muß objective seine ausgemachte Gewißheit haben. Da sich also aus dem Charakter eines Menschen verschiedenes mit Grunde vermuthen läßt; so müssen unsere freywillige Entschliessungen allerdings ihre vorher bestimmte Gewißheit haben. Diese drey Sätze, 1) ein Stein, der nicht unterstützt wird, fällt zu Boden; 2) was einen Eindruck in die Gliedmassen meiner Sinne macht, das empfinde ich; 3) ich werde meinen Freund, so lange nur meine Sinne bleiben, nicht verrathen; diese drey Sätze, sage ich, sind alle von unstreitiger Gewißheit, denn aus dem Subject läßt sich unter gewissen Bedingungen das Prädicat folgern, und mit Zuverläßigkeit schliessen. Aber diese Zuverläßigkeit selbst ist von verschiedener Natur; denn entweder gehöret zu den Bedingungen des Subjects, die das Prädicat nothwendig machen, unter andern auch eine lebendige Erkenntnis des Guten und Bösen, oder nicht. Jene wird die moralische, diese aber die physikalische Nothwendigkeit genennt. Daß ein Stein in freyer Luft zu Boden falle, daß

auf

auf einen äussern Eindruck in die Gliedmassen der Sinne eine Empfindung folge, diese Sätze lassen sich beweisen, ohne in dem Subject eine oder die andere Erkenntnis des Guten und Bösen vorauszusetzen, daher sind sie physikalisch gewiß. Daß ich aber meinen Freund nicht verrathen würde, dieses setzt unter den Bedingungen des Subjects vornemlich dieses voraus, daß ich es nach meiner pragmatischen Erkenntnis vom Guten und Bösen nothwendig gut finden muß, meinen Freund nicht zu verrathen, und also enthält dieser Satz eine moralische Gewißheit oder Nothwendigkeit. Eine Selbstbestimmung, die sich aus der Erkenntnis des Guten und Bösen erklären läßt, ist eine willkührliche, und wenn diese Erkenntnis deutlich ist, eine freywillige Entschliessung.

Es stehet in meiner Freyheit, ob ich die Augen aufthun will, oder nicht; wenn ich sie aber aufthue, so stehet es nicht mehr bey mir, ob ich die sichtbaren Gegenstände sehen will, oder nicht. — Diese Sätze erkläre ich folgendergestalt; daß ich meine Augen aufthue, oder verschliesse, läßt sich nicht anders verständlich erklären, als aus der vorausgesetzten Bedingung, daß ich dieses oder jenes gut finde; diese Handlung setzt also gewisse praktische Begriffe des Guten und Bösen voraus, und ist willkührlich, öfters auch freywillig. Daß ich aber mit offenen Augen die sichtbaren Gegenstände sehe; dieser Satz setzt in den Bedingungen des Subjects unmittelbar kein Gutfinden oder nicht Gutfinden, keine Erkenntnis des Guten und Bösen voraus; daher ist das Sehen

hen der Gegenstände, wie jedermann gestehet, nicht unmittelbar willkührlich, und um so viel weniger freywillig. —

Ich sehe hier den Weg zu unendlichen Ausschweifungen vor mir. Eine fernere Untersuchung, was Freyheit und Zurechnung, Lob und Tadel, Belohnung und Strafe, Beleidigung und Genugthuung sey? könnte mir zu mancher nützlichen Anmerkung Gelegenheit geben. Da sie mich aber in ein Labyrinth verwickeln würde, aus welchem kein Ausgang ist, wenn man nicht alle seine Krümmungen durchwandelt; so würde ich allzuweit von meinem Ziele abkommen. Ich breche daher ab, und kehre zu dem Satze des zureichenden Grundes zurück.

Dieser herrliche Grundsatz ist das Band, welches alle ersinnliche Wahrheiten verbindet. In dem Verstande Gottes ist alles Wissenschaft, hängen alle mögliche Wahrheiten so zusammen, wie die Sätze einer geometrischen Demonstration. In unserm Verstande ist zwischen Möglichkeit und Würklichkeit allezeit eine entsetzliche Kluft, indem wir niemals alle mögliche Bestimmungen eines Dinges verständlich erklären können, und daher das Daseyn zufälliger Dinge nicht anders als aus der Erfahrung haben können. Ein unendlicher Verstand aber kann alle mögliche Bestimmungen würklicher Dinge auf das allerdeutlichste erklären, und daher ihr Daseyn, wenn ich vom Unendlichen menschlich reden darf, a priori beweisen. Daher hängen in ihm, vermöge des Satzes vom zureichenden Grunde, die Möglichkeiten und Würk-

Würklichkeiten auf das allergenaueste zusammen, und alle Wahrheiten machen ein einziges Ganze, eine einzige Wissenschaft, eine unendliche Demonstration aus, die der Allerhöchste mit einem Blicke übersiehet. Gesetzt, es könnte etwas ohne allen Grund vorhanden seyn; so wäre das Daseyn desselben eine Wahrheit, die mit keiner andern Wahrheit verknüpft ist, eine isolirte Insel im Reiche der Wahrheiten, zu welcher auf keine Weise zu gelangen ist. Sie kann also auch kein Gegenstand des unendlichen Verstandes werden, denn wie die Eigenschaften Gottes auf das vollkommenste übereinstimmen; so harmoniren auch alle seine Einsichten, und machen ein systematisches Ganze aus, in welchem sich eins aus allem, und alles aus einem vernünftig erklären läßt. Keine abgesonderten Trümmer, keine Lücken finden in diesem unendlichen System Platz, gehören nicht zum Gegenstande der göttlichen Erkenntnis, und sind schlechterdings unmöglich.

Diese erhabene Harmonie der Wahrheiten etwas deutlich zu begreifen, erwege man folgende Betrachtung. Eine jede Naturbegebenheit hat einen dreyfachen Grund: sie läßt sich einmal aus der göttlichen Macht begreifen, die sie aus dem Nichts hervorbringt, und ohne diesen Grund ist sie schlechterdings unmöglich. Sie hat aber auch ihren Grund in dem System der göttlichen Absichten, und auch diese wird zu ihrem Daseyn nothwendig erfordert; denn Gott würde sie nicht hervorbringen wollen, wenn er sie nicht gut fände. Endlich läßt sich auch ihr Daseyn aus den würkenden Ursachen in der Natur begreiflich

machen, und diesen Grund kann sie allenfalls entbehren. Denn Gott kann, was seinen Absichten gemäß ist, durch ein Wunderwerk hervorbringen, dessen Daseyn sich aus keinen causis secundariis verständlich erklären läßt. Die göttlichen Absichten harmoniren mit den Würkungen seiner Macht auf das allervollkommenste, denn er bringt nichts hervor, das nicht seinen Absichten gemäß ist, und es ist nichts seinen schlüßlichen Absichten gemäß, das er nicht hervorbringt. Aber auch das System der würkenden Ursachen, so lange Gott den Lauf der Natur durch kein Wunderwerk unterbricht, harmoniret auf das allervollkommenste mit seinen Absichten. Sie bringen keine Realität hervor, die nicht seinen Absichten gemäß ist, und er hat sie dergestalt eingerichtet, daß sie seine endliche Absichten auf das allergenaueste erfüllen. Dieses streitet keinesweges mit der Zulassung des Bösen, wie solches bereits von andern weitläuftig gezeiget worden ist.

Hieraus läßt sich mit wenigen entscheiden, in welchem Falle der Satz des zureichenden Grundes uns auf nothwendige, und in welchem Falle er uns auf hypothetische Wahrheiten leite. Manche Weltweisen haben sich in dieser Verwirrung nicht zu helfen gewußt, und daher in der Anwendung dieses Grundsatzes unsägliche Schwierigkeiten zu finden geglaubt. Allein nach obigen Betrachtungen ist nichts leichter, als diese Fälle zu unterscheiden. Daß alles seinen Bestimmungsgrund haben müsse, ist eine schlechterdings nothwendige Wahrheit. Sie leidet nicht die gering=

geringste Ausnahme, und erstreckt sich sogar, bis auf den Rathschluß Gottes, in welchem gleichfalls ohne Bewegungsgrund unmöglich etwas beschlossen werden kann. Was einen Bestimmungsgrund hat, kann nothwendig und auch zufällig seyn, nachdem dieser Bestimmungsgrund in einer blossen Möglichkeit, oder in einer Würklichkeit anzutreffen ist. Denn was sich aus einer blossen Möglichkeit erklären läßt; das ist schlechterdings nothwendig. Wessen Daseyn aber nicht anders, als aus einer angenommenen Würklichkeit begriffen werden kann; das ist abhängig, und folglich zufällig. Das nothwendige Wesen erfordert zu seinem Daseyn nur einen einzigen Grund, und dieser liegt in seiner innern Möglichkeit. Die zufälligen und abhängigen Dinge erfordern einen dreyfachen Grund; 1) eine unmittelbare würkende Ursache, und diese ist nicht nur an sich selbst zufällig; sondern auch allenfalls entbehrlich; 2) eine mittelbare würkende Ursache, die aus dem Nichts hervorbringen, und erhalten kann, diese ist unentbehrlich, und wird also nothwendig erfordert; sie macht aber gleichwohl das Daseyn der zufälligen Dinge nicht nothwendig; und endlich 3) eine Endursache, ohne welche das höchste Wesen keinen Bewegungsgrund gehabt haben kann, sie hervorzubringen. Auch diese wird schlechterdings nothwendig erfordert, kann aber gleichwohl nichts schlechterdings nothwendig machen.

Wir haben also zwey verschiedene Grundsätze, auf deren jeden ein Lehrgebäude der natürlichen Gottesgelahrtheit aufgeführet werden kann. Der erste ist:

was nicht vorhanden ist, muß entweder einen Widerspruch enthalten, oder keinen Bestimmungsgrund haben, das heist, nach unsern Erklärungen, entweder unbestimmbar, oder unbestimmt seyn. Das allerhöchste Wesen kann weder unbestimmbar, noch unbestimmt seyn, denn es enthält keinen Widerspruch, und was ihm zukommen kann, ist durch seine innere Möglichkeit nothwendig bestimmt; daher ist das allerhöchste Wesen nothwendig vorhanden.

Der zweyte Grundsatz ist dieser: Zufällige Dinge müssen den Grund ihres Daseyns mittelbar in einem nothwendigen Wesen haben, ich bin ein zufälliges Ding, also u. s. w. Der Untersatz ist aus zween Aussagungen zusammen gesetzt: **ich bin vorhanden; ich bin ein zufälliges Wesen.** Die Wahrheit dieser beyden Aussagungen, sagt Cartes, kann kein Sceptiker in Zweifel ziehen; denn wer zweifelt, ist vorhanden, und wer nicht alles gewiß weiß, der ist ein zufälliges Ding.

Ueberhaupt kann der Sceptiker wohl in Zweifel seyn, ob die Dinge ausser uns so sind, wie wir uns dieselben vorstellen, oder ob sie uns nur so scheinen. Daß wir sie uns aber vorstellen, und daß sie uns so und nicht anders scheinen, darinn findet kein Zweifel statt. Dieses ist also die unleugbarste Erfahrung, auf welche sich die Vernunft stützen kann, und sie muß unstreitig siegen, wenn sie ohne fernern Beystand der Sinne, aus dieser einzigen Grunderfahrung alle ihre Waffen schmiedet.

Sie kann aber aus dieser Grunderfahrung noch eine wichtige Folge ziehen, die in der Lehre von Gott und seinen Eigenschaften von ungemeinem Nutzen ist. Wir wissen von den Eigenschaften der Dinge ausser uns niemals mit überzeugender Gewißheit, ob sie Realitäten, oder blosse Erscheinungen sind, und im Grunde sich auf Negationen stützen, ja von einigen haben wir Grund zu glauben, daß es blosse Erscheinungen sind. Daher können wir keine von diesen Eigenschaften dem allerhöchsten Wesen zuschreiben, und einige müssen wir ihm schlechterdings absprechen. Von der letzten Gattung sind alle Qualitates sensibiles, von welchen wir mit Grunde glauben, daß sie ausser uns nicht so anzutreffen sind, wie sie uns, vermöge unserer sinnlichen eingeschränkten Erkenntnis scheinen, und also keine Realitäten sind. Man kann diesen Schluß auch umkehren; was dem allerhöchsten Wesen nicht zukömmt, das kann keine Realität seyn, denn ihm kommen alle mögliche Realitäten im höchsten Grade zu. Hieraus folget ganz natürlich, daß die Ausdehnung, Bewegung und Farbe blosse Erscheinungen und keine Realitäten sind; denn wären sie Realitäten, so müßten sie dem allerhöchsten Wesen zugeschrieben werden. Die Geschichte der Weltweisheit zeiget auch, daß verschiedene Weltweisen auf den Irrthum verfallen sind, dem allerhöchsten Wesen die vollkommenste Ausdehnung zuzueignen, und einige haben sogar die vollkommenste Figur aufgesucht, die ihm zugeschrieben werden könne. In der That ist diese Ungereimtheit nicht zu vermeiden, so

bald man Figur und Ausdehnung für etwas würkliches, für Realitäten halten will. Die letzte Zuflucht war zu einer unendlichen Ausdehnung, die man dem höchsten Wesen mit Anstand zuschreiben zu können glaubte. Allein die Ungereimtheiten und Widersprüche, die auch aus dieser Hypothese folgen, nöthigen uns, die Ausdehnung überhaupt von den Realitäten auszuschliessen, und sie als ein blosses Phänomenon anzusehen. Es giebt zwar Realitäten in der Natur, auf welchen sich diese Erscheinung gründet; allein diese sind nichts weniger als ausgedehnt; sondern einfach, und was an ihnen würklich ist, das kömmt dem höchsten Wesen in der That in summo gradu zu. Aber die Erscheinungen, die wir an denselben wahrnehmen, müssen dem allerhöchsten Wesen schlechterdings abgesprochen werden, denn sie stützen sich auf das Unvermögen unserer Erkenntnis, und kommen den Dingen nicht so zu, wie wir dieselben wahrnehmen.

Aber welches sind denn die Eigenschaften der Dinge, von welchen wir mit Gewißheit sagen können, daß sie würkliche Realitäten sind? keine andere als die Fähigkeiten der Seele. Unser Erkenntnisvermögen z. B. kann unmöglich eine Erscheinung seyn. Denn eine Erscheinung ist nichts anders, als ein Begriff, dessen Beschaffenheit zum Theil aus dem Unvermögen unserer Erkenntnis erkläret werden muß. Es sind zusammengesetzte Vorstellungen, die wir nicht aus einander setzen können, und daher anders wahrnehmen, als sie würklich sind. Wir haben am Ende

de des ersten Abschnittes gesehen, daß alle Phänomena ihren Grund haben in der angebohrnen oder verderbten Beschaffenheit unserer Sinne, in dem Augpunkte, aus welchem die Gegenstände betrachtet werden, in einem falschen Urtheile des sinnlichen Beurtheilungsvermögens, mit einem Worte, in den Einschränkungen unserer Vorstellungskraft. Aber unsere Vorstellungskraft selber, und alle verschiedene Fähigkeiten, die von derselben hergeleitet werden, können ihren Grund nicht in den Einschränkungen dieser Vorstellungskraft haben, sind also wahre Realitäten. Daher können wir dem allerhöchsten Wesen alle unsere Erkenntnisvermögen, wenn wir von den Mängeln und Unvollkommenheiten abstrahiren, die ihnen ankleben, mit Rechte zuschreiben, und also in ihm die unergründliche Vernunft, Weisheit, Gerechtigkeit, Gütigkeit und Barmherzigkeit verehren.

Von der andern Seite wissen wir, daß die Erscheinungen, die wir von den körperlichen Dingen haben, sich auf gewisse Realitäten gründen müssen, die wir uns unrichtig vorstellen, denn von blossen Negationen läßt sich kein Begriff bilden. Diese Realitäten können keine Ausdehnungen seyn, denn die Ausdehnung selbst ist ein Phänomenon. Sie sind also einfach. Aber was für Eigenschaften haben sie? Leibnitz sagt, sie haben die Eigenschaften, die uns einzig und allein als Realitäten bekannt sind, **Vorstellungsvermögen**; und er glaubt erklären zu können, wie aus der Verwirrung dieser Realitäten die Erscheinungen entspringen, die wir von den Kör-

pern haben. Es ist hier der Ort nicht, mich über diese Meynung zu erklären. Ich habe nur die an meiner Materie angrenzenden Theile mit Aussenlinien bezeichnen wollen. Eine umständlichere Beschreibung gehört nicht zu meinem Vorhaben.

Ich habe bisher blos von zwoen Beweisarten vom Daseyn Gottes geredt, und bewiesen, daß sie eine völlige demonstrative Ueberzeugungskraft haben. Meine Absicht ist aber keinesweges, deswegen auf alle übrige Beweisarten Verzicht zu thun, die von verschiedenen Weltweisen mit glücklichem Erfolge sind ausgeführet worden. Denn da die Lehre von Gott nicht nur überzeugen, sondern auch rühren, das Gemüth bewegen und zu einem dieser Lehre gemässen Wandel antreiben soll; so ist es mit den blos demonstrativen Beweisgründen nicht genug, sondern das Leben der Erkenntnis muß durch eine Menge von überführenden Gründen angefeuert werden. Die praktische Ueberzeugung gehet hierinn von der blos theoretischen ab. Diese begnügt sich mit der trockensten Demonstration, mit der blos deutlichen Erkenntnis, jene aber erfordert nicht ausdrücklich Deutlichkeit und Gewißheit, sondern vornemlich eine lebendige würksame Erkenntnis, einen starken und lebhaften Eindruck in das Gemüth, dadurch wir angetrieben werden, unser Thun und Lassen dieser Erkenntnis gemäß einzurichten. Jede Wahrscheinlichkeit, jeder beredende Beweisgrund trägt zu diesem Leben der Erkenntnis etwas bey, hilft seine Energie vermehren, wie ich in dem letzten Abschnitte weitläufti-

ger

ger aus einander setzen werde. Daher muß kein Verehrer der Gottheit den mindesten Beweisgrund verwerfen, der nur einige Ueberredungskraft mit sich führet. — Man kann die Gründe, auf welchen diese anderweitige Beweisarten sich stützen, in folgende Hauptclassen eintheilen. 1) Die Schönheit und Ordnung in den sichtbaren Theilen der Schöpfung, sowohl in ganzen Weltsystemen und ihrem Zusammenhange, als in einzelnen besondern Theilen auf unserer Erde. 2) Die Schönheit und Ordnung in den Gesetzen der Bewegung, und endlich 3) die unleugbaren Absichten in der Natur, in allgemeinen und besondern, in ordentlichen und ausserordentlichen Naturbegebenheiten, dahin auch die Schicksale gewisser Staaten, und sogar die Begebenheiten einzelner Personen zu rechnen sind. Denn auch aus diesen, wenn sie in Ganzen betrachtet werden, leuchten öfters die weisesten Absichten hervor, die durch wunderbare Mittel erhalten worden sind.

Es ist nicht zu leugnen, daß diesen Beweisarten noch vieles zur demonstrativen Gewißheit fehlet. Was die Schönheit und Ordnung betrifft, nicht zu gedenken, daß erst dargethan werden muß, daß sie nicht nothwendig; sondern zufällig sey: so kann man, wenn auch dieses geleistet wird, dennoch nichts mehr daraus folgern, als daß es eine weise und gütige Ursache dieser Ordnung und Schönheit gebe, aber nicht daß diese allweise und allgütige Ursache, alles ausser ihr aus dem Nichts hervorgebracht, erschaffen habe. Vielleicht hat Gott, wie einige von den Alten

geträumet, ein Chaos vorgefunden, in welches er Ordnung und Schönheit hineingeleget hat. Vielleicht hat er der unordentlichen Bewegung, die in diesem Chaos anzutreffen gewesen, nur ordentliche und übereinstimmende Gesetze vorgeschrieben. Diese Einwürfe lassen sich widerlegen, das gestehe ich, aber nicht mit der siegenden Kraft, mit welcher man eine ächte Demonstration verfechten kann.

Was die Absichten der Dinge betrift; so können aus denselben nichts anders, als höchstwahrscheinliche Schlüsse gezogen werden. Denn so lange wir nicht von dem Daseyn eines vernünftigen Wesens überzeugt sind, das auf diese oder jene Würkung sein Absehen gehabt; so könnten wir nur aus den Umständen **vermuthen**, daß die Würkung wohl eine Absicht eines vernünftigen Wesens gewesen seyn müsse, wenn nemlich viele besondere Ursachen zu wiederholten malen auf eben dieselbe Weise zusammen kommen, eine Würkung hervorzubringen, die der Schicklichkeit gemäß ist, und mit dem Ganzen übereinstimmt. Je mehr Ursachen, je öfter sie zusammen kommen, und je schicklicher und der Vollkommenheit des Ganzen angemessener die Würkung ist; desto wahrscheinlicher ist die Vermuthung, daß diese Würkung die Absicht eines vernünftigen Wesens gewesen sey. In unserm Falle steiget die Wahrscheinlichkeit auf einen sehr hohen Grad, und kommt der Gewißheit nahe, aber völlig erreichen kann sie dieselbe niemals, so lange wir weder alle Ursachen, so oft sie zusammen kommen, noch das richtige Verhältnis der Schick-

Schicklichkeit einer einzigen Begebenheit zum Ganzen vollkommen deutlich einsehen können. Endlich kann auch aus den Absichten nur eine weise Anordnung und Einrichtung, nicht aber eine Schöpfung aus dem Nichts dargethan werden.

Indessen besitzen diese Beweisthümer eine weit grössere Beredungskraft als selbst die Demonstration. Sie machen durch ihre Lebhaftigkeit einen stärkern Eindruck in das Gemüth, erwecken die Seele zu werkthätigen Entschliessungen, und bringen diejenige praktische Ueberzeugung hervor, die bey der Betrachtung der göttlichen Eigenschaften unsere vornehmste Absicht seyn sollte. Die demonstrativen Beweisthümer sind wie die Festungen, die ein Land wider feindliche Anfälle schützen, für friedliche Einwohner aber weder die bequemsten noch die anmuthigsten Wohnplätze sind. Wer keinen Widersacher zu bestreiten, keine spitzfindige Zweifel zu besiegen hat, der findet in der Methode von der Schönheit, Ordnung und aus den Absichten der Natur, ihren Schöpfer zu erkennen, die süsseste Beruhigung, den erquickenden Trost, und dasjenige Feuer und Leben der Erkenntnis, das in das Begehrungsvermögen übergehet, und Entschliessungen veranlasset, die in Handlungen ausbrechen. Man lasse also einer jeden Erkenntnisart ihren Werth, und verwerfe weder die allerstrengste Ueberzeugung, die von Spitzfindigkeiten strotzet, noch die allerfeurigste Ueberredung, und wenn sie auch nicht alle Ränke eines Widersachers vereiteln könnte. Nur hüte man sich in der Betrachtung der gött-

göttlichen Eigenschaften für solche Gründe, die in gewisser Absicht der guten Sache schädlich seyn können. Ich meyne, die Beweise von dem Daseyn eines höhern Wesens, die sich wahrscheinlicher Weise auf unsere Unwissenheit gründen, und bey einer genauern Erforschung und tiefern Einsicht in die Würkungen der Natur, verschwinden dürften. So oft man aus ordentlichen Naturbegebenheiten, deren Unterursachen man nicht ergründen kann, auf die unmittelbare Würkung einer höhern Macht schließt; so bauet man auf schwachen Grund, denn wahrscheinlicher Weise haben, ausser den Wunderwerken, alle Naturbegebenheiten auch ihre Unterursachen.

Die Heiden hatten das Unglück, daß ihre Religion auf so schwachen Stützen ruhete. Jede ausserordentliche Naturbegebenheit wollten ihre Priester der unmittelbaren Würkung einer höhern Macht zuschreiben. Nichts ist leichter und bequemer, ein rauhes und ungebildetes Volk im Zaume zu halten, als ein System von Religion, das uns ganz mit Gottheiten umgiebt, und im Rauschen eines jeden Wasserfalles, in der Stimme des Donners oder des Sturmwindes, in allem, was unsere Sinne rühret, die unmittelbare Würkung einer höhern Macht erkennen lehret. Allein, ein solches System konnte von keiner langen Dauer seyn. Sobald die Naturkunde und Weltweisheit empor kamen, sahe man auch Religionsspötter und Gottesleugner entstehen, welche durch ihre Entdeckungen die schwachen Gründe des Aberglaubens vereitelten, und in der Einbildung stunden, alle Religion,

gion, alle mögliche Beweisgründe für das Daseyn Gottes und seiner Eigenschaften umgestossen zu haben. Jeder Naturforscher mußte damals ein Gottesleugner seyn, oder wenigstens dafür gehalten werden. Wie war es mit dem Epikur? Er bemühete sich, alle Naturbegebenheiten aus mechanischen Gründen zu erklären, und befreyete die Götter von den mühsamen Arbeiten, die ihnen von den Priestern damaliger Zeit sind auferleget worden, wodurch er den herrschenden Aberglauben stürtzte. Vortreflich! wenn er nicht auf der andern Seite zu weit gegangen, und den allerungereimtesten Unglauben einzuführen bemühet gewesen wäre. Allein die bekannten Beweise für das Daseyn der Gottheit und ihre unmitbare Würkungen waren nun einmal vernichtet, und der nächste Weg, der vor ihm offen stand, war, entweder beides oder wenigstens das letzte zu leugnen. In einem aufgeklärten Zeitpunkte würde Epikur wohl eingesehen haben, daß der Schluß nicht bindet: Alle Naturbegebenheiten haben ihre natürliche Ursachen, daher giebt es keine Vorsehung, oder gar, wie einige wollen, keine Gottheit. — So groß ist der Einfluß des Zeitpunkts, in welchem wir leben, auf unsere Meynungen, und so nahe sind Aberglauben und Unglauben einander verwandt.

Vier-

Vierter Abschnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der Sittenlehre.

Bey einer jeden rechtschaffenen Handlung, die der Mensch unternimmt, macht er stillschweigend folgenden Vernunftschluß:

Wo die Eigenschaft A anzutreffen ist, da erfordert die Pflicht B zu thun.

Dieser vorkommende Fall hat die Eigenschaften A; also u. s. w. Der Obersatz dieses Vernunftschlusses ist eine Maxime, eine allgemeine Lebensregel, welche wir zu einer andern Zeit angenommen, und die bey Gelegenheit des gegenwärtigen Falles natürlicher Weise in das Gedächtnis zurückkommen muß. Der Untersatz gründet sich auf eine genaue Beobachtung der gegenwärtigen Umstände und auf die Ueberzeugung, daß sie mit dem Vorwurfe des Obersatzes, oder mit den erforderlichen Eigenschaften A völlig übereinkommen.

Man sondert auch hier, wie in der Mathematik, das theoretische von dem praktischen ab, und theilet dadurch die Sittenlehre in zwey Theile, in die lehrende und ausübende. Jene trägt die allgemeinen Lebensregeln vor, die in besondern vorkommenden Fällen zu Obersätzen dienen, und diese lehrt die Anwendung und Ausübung der allgemeinen Grundsätze in einem vorkommenden Falle. Ich habe

be also zu untersuchen, wie weit sich in diesen Wissenschaften die Evidenz erstrecke, und wie sie sich gegen die Evidenz in den Anfangsgründen der Geometrie verhalte. —

Daß man die allgemeinen Grundsätze der Sittenlehre mit geometrischer Strenge und Bündigkeit beweisen könne, ist nicht schwer zu beweisen. „Haben wir Menschen das Erkenntnisvermögen mit einander gemein, spricht **Marcus Aurelius**; so haben wir auch als vernünftige Geschöpfe, die **Vernunft** gemein. Ist dieses; so haben wir auch die „Vernunftgründe gemein, die uns vorschreiben, was „zu thun oder zu lassen ist, und folglich haben wir „auch ein **gemeines Gesetz**.“ Nichts ist meines Erachtens deutlicher und bündiger, als dieser Schluß. Wenn verschiedene Dinge eine ähnliche Bestimmung haben; so müssen sie auch die Folgen gemein haben, die aus dieser Bestimmung fliessen. Die Menschen besitzen eine gemeinschaftliche Beurtheilungskraft, die in verschiedenen Vorwürfen nur dem Grade nach unterschieden ist; daher beruhen auch alle ihre Begriffe und Urtheile vom Guten und Bösen auf demselben Grund, und weichen nur nach dem Grade ihrer Einsicht von einander ab. Ist aber dieses; so giebt es auch allgemeine Grundregeln, nach welchen sie, was zu thun oder zu lassen sey, entscheiden sollten, und diese allgemeinen Grundregeln sind die **Gesetze der Natur**.

Dieselbe Aussicht zeigt uns auch einen bequemen Weg, auf welchen wir zur Erkenntnis dieses allgemeinen

meinen Naturgesetzes gelangen können. Man betrachte nur das Thun und Lassen der Menschen, ihre verschiedene Neigungen und Leidenschaften, Ergötzung und Beunruhigungen, man sondere dasjenige ab, worinn sie alle endlich übereinkommen, diejenige Bestimmung, welche in dieser grossen Mannigfaltigkeit allenthalben anzutreffen ist. Dieses summum bonum, quo tendimus omnes, auf welches alle Begierden und Wünsche der Menschen zuletzt abzielen, dieses ist die Richtschnur, die wir niemals aus den Augen lassen müssen, der Leitfaden, der uns durch das Labyrinth der menschlichen Handlung sicher hindurch führen wird.

Was haben die tausendfachen Begierden und Wünsche, Leidenschaften und Neigungen der Menschen gemein? dieses, daß sie alle auf die **Erhaltung, oder Verbesserung unsers, oder eines andern Geschöpfes, innern oder äussern Zustandes abzielen.** Selbst die allerlasterhaftesten Neigungen, die allerschändlichsten Begierden haben keinen andern Endzweck, nur daß sie Scheingüter an die Stelle der wahren Vortheile setzen, oder die gehörige Proportion verfehlen, indem sie ihr eigensüchtiges Selbst einer jeden andern Absicht vorziehen, oder ihren äussern Zustand auf Unkosten des Innern zu verbessern suchen. Der Ehrgeizige und Gewinnsüchtige sind in keiner andern Absicht lasterhaft, als weil sie die Verbesserung ihres äussern Zustandes, ihrer Ehre oder ihres Vermögens, allen andern Absichten vorziehen, und dieser schändlichen Begierde

öfters

öfters Leib und Seele, Freunde und Vaterland aufopfern. Mit dem Wollüstigen hat es die nemliche Beschaffenheit. Er ertheilet den sinnlichen Vergnügen einen ungerechten Vorzug vor den Vollkommenheiten seiner Seele, oder vor den Vortheilen seines äussern Zustandes. Es zielen also alle lasterhaften sowohl als tugendhaften Begierden der Menschen zuletzt einzig und allein auf die **wahre oder scheinbare Vollkommenheit** (Erhaltung und Verbesserung) **ihres oder ihrer Nebenmenschen, innern oder äussern Zustandes.** Hieraus fliesset die allgemeine praktische Maxime, das erste Gesetz der Natur: **Mache deinen und deines Nebenmenschen innern und äussern Zustand, in gehöriger Proportion, so vollkommen, als du kannst.** Hat man diese allgemeine Quelle gefunden; so kann man aus derselben die Pflichten gegen sich selbst, gegen seinen Nächsten, und auch gegen Gott herleiten. Denn es ist gar leicht zu beweisen, daß die Beobachtung der Pflichten gegen Gott der nächste, sicherste, ja, was sage ich? der einzige Weg sey, unsere Seele vollkommener zu machen. Man siehet hier die Wege zu den besondern Abtheilungen der praktischen Weltweisheit, die alle mit geometrischer Strenge aus diesem allgemeinen Naturgesetze demonstriret werden können.

Man kann dasselbe Naturgesetz aus der blossen Erklärung eines freywilligen Wesens a priori beweisen. Ein Wesen, das mit Freyheit begabt ist, kann aus verschiedenen Gegenständen, oder Vor-

stellungen der Gegenstände, wählen, was ihm gefällt. Der Grund dieses Wohlgefallens ist die Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung, die es in dem vorzuziehenden Gegenstande wahrnimmt, oder wahrzunehmen glaubt. Unter der Vollkommenheit begreife ich auch den Nutzen und das sinnliche Vergnügen, das uns der Gegenstand verspricht, denn beydes gehöret zu den Vollkommenheiten unsers innern oder äussern Zustandes. — Die Betrachtung der Vollkommenheiten, Schönheit und Ordnung gewähret uns Lust, der Unvollkommenheit, Häßlichkeit und Unordnung aber Unlust; daher können Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit Bewegungsgründe abgeben, dadurch ein freyes Wesen in seiner Wahl bestimmt wird. Diese Bewegungsgründe legen den freyen Wesen keinen physischen Zwang auf, denn es wählet nach Wohlgefallen und aus innerer Würksamkeit; indessen führen sie eine moralische Nothwendigkeit mit sich, vermöge welcher es dem freyen Geiste unmöglich fällt, an den Unvollkommenheiten, dem Häßlichen und Unordentlichen Wohlgefallen zu finden.

Eine Verbindlichkeit ist nichts anders, als eine moralische Nothwendigkeit zu handeln, d. i. etwas zu thun oder zu unterlassen. Denn da kein physischer Zwang bey einem freyen Wesen statt findet; so kann ich auf keine andere Weise verbunden werden, etwas zu wollen oder nicht zu wollen, als in so weit man mich durch Bewegungsgründe dazu veranlasset. Die Bewegungsgründe aber verursachen eine moralische

Noth-

Nothwendigkeit; daher ist eine jede Verbindlichkeit eine moralische Nothwendigkeit, etwas zu thun oder zu unterlassen. — Da nun ein jedes freye Wesen sittlich gezwungen ist, sich in seiner Wahl nach den triftigsten Bewegungsgründen zu bestimmen; so ist es auch verbunden, sich in seiner Wahl nach der Regel der Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung zu richten, oder welches eben so viel ist, das freye Wesen ist verbunden so viel Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung in der Welt hervorzubringen, als ihm möglich ist. Hieraus folget unmittelbar die natürliche Verbindlichkeit, oder das vorhin aus einem andern Grunde hergeleitete Naturgesetz: **Mache deinen und deines Nächsten innern und äussern Zustand, in gehöriger Proportion, so vollkommen, als du kannst.**

Von einer andern Seite läßt sich aus unumstößlichen Gründen darthun, daß dieses allgemeine Naturgesetz mit den Absichten Gottes übereinkomme, und daß ich dem grossen Endzweck der Schöpfung gemäß lebe, ein Nachahmer der Gottheit werde, so oft ich ein Geschöpf, mich oder ein anderes vollkommener mache. So bald man annimmt, daß ein Gott, der nicht ohne die allerweisesten Absichten handeln kann, die Welt hervorgebracht, so läßt sich kein Satz im Euklides strenger beweisen, als dieser, daß das angeführte Naturgesetz der Wille Gottes seyn müsse. Kann das allerweiseste und gütigste Wesen eine andere Absicht haben, als die Vollkommenheit der Geschöpfe? Kann es also etwas anders wollen,

als daß wir unsere freye Handlungen dieser Absicht gemäß einrichten sollen? — So wenig, als die Tangente den Zirkel mehr als in einem Punkt berühren kann.

Bin ich aber verpflichtet, mich nach dem Willen meines Schöpfers zu bequemen? — Ja, antworten unsere Weltweisen. Gott ist der völlige Eigenthumsherr alles dessen, so er aus dem Nichts hervorgebracht. Wir sind sein Eigenthum, seine Knechte. Ihm kommt also das unwidersprechlichste Recht zu, uns Gesetze aufzuerlegen, vorzuschreiben, was ihm gefällt, und die Uebertreter wie Rebellen zu strafen. Wir müssen gehorsamen, uns völlig ergeben, unsern Willen vor dem seinigen ganz zernichten. — Diese Antwort demüthiget, aber paßt auf die Frage nicht. Von der Macht läßt sich so unmittelbar nicht auf das Recht schliessen. Gott kann, im physischen Verstande, mit seinem Geschöpfe machen, was er will. Wie folgt hieraus, daß er es auch moralisch kann, daß es ihm erlaubt sey, daß er ein Recht dazu habe? Noch begreife ich nicht, woran diese Begriffe zusammen hängen. — Die Schöpfung ist sein Eigenthum? — Nun ja doch! Hieraus kann weiter nichts geschlossen werden, als daß ein anderer, wenn er die Macht hätte, dennoch kein Recht haben würde, ihm vorzuschreiben, was für einen Gebrauch er von seiner Schöpfung machen will. Wo ist aber der mathematische Beweis, daß ihm selbst ein Recht, eine moralische Befugnis zukomme, mit seinem Eigenthume zu machen, was er will? Was uns kein anderer

derer verwehren kann, ist deswegen noch nicht erlaubt. Es kann mich niemand mit Recht verhindern, den Vogel zu würgen, der hier im Käfig singt; wäre es aber deswegen erlaubt?

Der kleine Schritt, der hier noch zu thun ist, bestehet aus folgenden Raisonnement. Man beweiset nemlich, daß Gott nichts anders wollen kann, als das Beste, und daß ein Recht nichts anders sey, als ein sittliches Vermögen, das zu thun, was der Regel der Vollkommenheit gemäß ist. Nunmehr hängt der Schluß so bündig zusammen, als immer ein geometrischer Beweis; wir sind Geschöpfe Gottes, also sein Eigenthum. Sind wir sein Eigenthum; so hat er das Recht, von unsern Kräften denjenigen Gebrauch zu machen, den er gut findet, den was er gut findet, ist unstreitig das Beste. Er hat also das Recht, das sittliche Vermögen, uns Gesetze vorzuschreiben; denn die Gesetze, die er uns, seinem Eigenthume, vorschreibt, sind der Regel der Vollkommenheit gemäß. Er hat ferner ein Recht, die Uebertreter dieser Gesetze zu bestrafen, wenn diese Strafe selbst zur Vollkommenheit etwas beyträgt, u. s. w.

Uns, dem Eigenthume Gottes, lieget eine doppelte moralische Nothwendigkeit (Verbindlichkeit) ob, uns dem Willen unsers Eigenthumsherrn zu unterwerfen, und seinen Gesetzen nachzuleben. Einmal, weil sie an und für sich die besten sind, indem sie Gott anders unmöglich vorschreiben kann. Wie aus diesem Begriffe eine Verbindlichkeit entspringe, ist bereits oben gezeigt worden. Zwey..ns geben uns

 die

die Strafen und Belohnungen, die Gott mit der Uebertretung und Beobachtung seiner Gesetze verknüpft, Bewegungsgründe an die Hand, den Gehorsam für besser zu halten, und uns daher seiner Regierung zu unterwerfen. Die Bewegungsgründe sind die einzigen Triebfedern, durch welche ein freywilliges Wesen in Bewegung gesetzet werden kann, und der allerweiseste Gesetzgeber selbst hat keine andere Mittel, seine Gesetze einzuführen und verbindlich zu machen, als indem er Bewegungsgründe mit denselben verknüpft, die das freywillige Wesen geneigt machen, sie anzunehmen. Daher kann uns nichts verbinden, die natürlichen oder göttlichen Gesetze anzunehmen, als ihre innere Vortrefflichkeit, und die willkührliche Strafen und Belohnungen, die das allerhöchste Wesen zu unserm Besten mit denselben zu verknüpfen für gut gefunden hat.

Auf dieser Grundlage läßt sich das System der praktischen Weltweisheit ohne sonderliche Schwierigkeit aufrichten. Unsere Handlungen sind gut oder böse, in so weit sie mit der Regel der Vollkommenheit, oder welches eben so viel ist, mit den Absichten Gottes übereinstimmen, oder nicht. Wir sind also verbunden, jene zu thun, diese zu unterlassen. — Die Tugend ist eine Fertigkeit zu guten, und das Laster eine Fertigkeit zu bösen Handlungen. — Bestrebe dich der Tugend und fliehe das Laster! — Die Verbindlichkeit zu guten Handlungen giebt uns ein Recht auf die Mittel, ohne welche wir dieselben nicht ausführen können. Wenn alle

andere

andere Menschen auf dieselben Mittel ein gleiches Recht hätten; so würde sich das Gesetz der Natur widersprechen, wie **Cumberland** deutlich aus einander gesetzt hat. Es hat also nothwendig ein Vorrecht statt, und dieses Vorrecht läßt sich aus vernünftigen Gründen entscheiden. Diese vernünftigen Gründe, in so weit sie auf eine Menge einzelner Fälle angewendet werden können, machen die Gesetze des natürlichen Rechts aus, und der Innbegriff dieser Gesetze heist das Naturrecht. Aus dem allgemeinen Naturgesetze ist zu erweisen, daß wir verbunden sind, diese Vorrechte zu erkennen, und sie demjenigen zukommen zu lassen, dem sie gebühren. Wir sind daher zur natürlichen Gerechtigkeit verbunden, d. i. wir müssen einem jeden das Recht zukommen lassen, das ihm gebühret. Will man die Gerechtigkeit, wie oben angeführet worden, durch eine weislich eingerichtete Gütigkeit erklären; so läßt sich die Verbindlichkeit zu derselben auch aus andern Gründen darthun. Denn wir sind verbunden, unsern innern Zustand vollkommener zu machen, und also **weise und gütig** zu seyn.

Man siehet hier abermals ein Beyspiel von der erstaunlichen Fruchtbarkeit unserer Begriffe. Aus der einzigen Erklärung eines freywilligen Wesens läßt sich das ganze System unserer Pflichten, Rechte und Obliegenheiten entwickeln, alle unsere Neigungen, Begierden und Leidenschaften fliessen aus dieser allgemeinen Quelle, und unser Thun und Lassen ist rechtschaffen, wenn es mit diesem Urbegriffe, wie

eine geometrische Demonstration mit ihrer Voraussetzung zusammenhängt. Aber man bewundere auch die vortreffliche Uebereinstimmung der Wahrheiten! Wir haben drey verschiedene Maximen zum Grunde gelegt; 1) **Erwäge, worinn die Neigungen aller Menschen übereinstimmen.** 2) **Erkenne dich, als ein freywilliges Wesen.** 2) **Erkenne dich, als das Eigenthum Gottes,** und alle drey Grundmaximen führen auf die gemeinschaftliche Folge; **Mache dich und andere vollkommen.** Und so können noch unendlich viele Grunddefinitionen, oder auch richtige Erfahrungen vorausgeschickt werden, die uns alle auf einem bald kürzern bald längern Weg, auf dasselbe Resultat hinführen. An dieser wundervollen Harmonie erkennet man die Wahrheit! Sie zeigt wie die Natur, unendlich viele Aussichten, unendlich viele Gesichtspunkte, aber alle stimmen in das grosse Gemählde zusammen, unter welchem sich das Ganze darstellet. Dem allsehenden Auge ist die gesammte Natur **Ein** Gemählde, der Innbegriff aller möglichen Erkenntnisse, **Eine** Wahrheit.

Die Begriffe der Moralphilosophie sind also fruchtbar und zusammenhängend genug, zu einem theoretischen System, und wir können in dieser Theorie alle besondere Pflichten, Rechte und Obliegenheiten, aus einem einzigen allgemeinen Naturgesetze entwickeln. Die Gewißheit wird dieselbe seyn, die man sich in den Anfangsgründen der Metaphysik zu versprechen hat. Ist die Weltweisheit überhaupt eine Wissenschaft von den Beschaffenheiten der Dinge über=

überhaupt; so ist die Moralphilosophie insbesondere nichts anders, als die **Wissenschaft der Beschaffenheiten eines freywilligen Wesens**, in so weit es einen **freyen Willen** hat. Die Freyheit aber ist, wie wir gesehen, ein fruchtbarer Begriff, dessen Entwickelung uns auf die Erkenntnis aller unserer Pflichten und Obliegenheiten führen kann; daher lassen sich die Lehren der theoretischen Moralphilosophie aus sichern Gründen unumstößlich darthun, und die Gewißheit, die in derselben herrschet, ist dieselbe, mit welcher sich in der Metaphysik die Beschaffenheiten der Dinge überhaupt entwickeln lassen. — Hingegen werden die Beweise in dieser Wissenschaft noch weit weniger einleuchtend, weniger faßlich seyn können, als in den Anfangsgründen der Metaphysik oder der natürlichen Gottesgelahrtheit. Ausser den Schwierigkeiten, mit welchen, wie in den vorigen Abschnitten ist gezeiget worden, in einer jeden philosophischen Wissenschaft die völlige Ueberzeugung verknüpft seyn muß, kömmt in Ansehung der Sittenlehre noch hinzu, daß diese Wissenschaft auf den Gründen der Metaphysik gebauet ist. Man muß die Lehre von Gott, der Welt und der Seele des Menschen wohl begriffen, man muß sich davon überzeugt haben, ehe man sich in der Moralphilosophie einiges Licht versprechen kann. Wie kann ich begreifen, was ich Gott, mir selbst, und meinem Nächsten schuldig bin, wenn ich nicht von Gott, meinem Nächsten, mir selbst, und von der moralischen Verbindung, in welcher ich als Geschöpf und Nebengeschöpf mit jenen

nen stehe, wahre und richtige Begriffe habe? Da also die praktische Weltweisheit die Wahrheiten der Metaphysik zum Grunde leget; so ist leicht zu begreifen, daß die Evidenz in derselben noch weit schwerer zu erhalten seyn muß.

Mit der ausübenden Sittenlehre verhält es sich, wie mit allen andern praktischen Wissenschaften. Jeder praktische Vernunftschluß legt in dem Untersatze die Beschaffenheit eines gegenwärtigen Falls zum Grunde, die uns nicht anders, als durch die Erfahrung bekannt werden kann; daher hängt die Wahrheit des Schlußsatzes, wenn der Obersatz auch seine mathematische Richtigkeit hat, dennoch von der Gewißheit der Erfahrung ab, durch welche der Untersatz ausser Zweifel gesetzt wird. Und wenn die Erfahrung nicht Wahrheitsgründe genug enthält, uns von der Richtigkeit des Untersatzes vollkommen zu überzeugen; so wird der Schlußsatz dem schwächern Theil folgen, und nicht mehr als wahrscheinlich seyn können.

Mit der praktischen Sittenlehre hat es die nemliche Bewandnis. Es müssen Erfahrungen zum Grunde gelegt werden, die nicht allezeit den erwünschten Grad der Gewißheit haben können. Jedoch sind bey dieser Gelegenheit folgende Betrachtungen nicht aus der Acht zu lassen. Es giebt allgemeine Naturgesetze, die unmittelbar aus der ersten Quelle fliessen. Diese gehen mehr auf die Neigungen unsers Herzens, als auf unsere äusserliche Handlungen. Sie schreiben uns vor, was wir lieben,

und wovon wir abgeneigt seyn sollen, und überlassen es dem unterm Naturgesetz, unser Thun und Lassen einzurichten. Von dieser Beschaffenheit sind die allgemeinen Naturgesetze: Verehre den Schöpfer! Liebe die Tugend, fliehe das Laster! Beherrsche deine Leidenschaften, unterwerfe deine Begierden der Vernunft! alle diese Vorschriften; der Natur können in Ausübungsschlüsse verwandelt werden, die den höchsten Grad der Ueberzeugung mit sich führen. Ich bin ein vernünftiges Geschöpf; daher muß ich meinen Schöpfer verehren, die Tugend lieben, das Laster verabscheuen. Meine Begierden können mich von dem Wege der Glückseligkeit abführen; meine Leidenschaften können das Ziel überschreiten, daher muß ich sie der Herrschaft der Vernunft unterwerfen. Alle diese praktische Vernunftschlüsse können mit geometrischer Strenge bewiesen werden. Die Obersätze derselben sind von einer solchen Allgemeinheit, daß keine Ausnahme von denselben statt findet. Ihre Ausübung kann keiner höhern Pflicht im Wege stehen, denn sie sind eigentlich die Quellen, aus welchen alle unsere Pflichten hergeleitet werden. Ich bin zu allen Zeiten und in allen möglichen Umständen verbunden, meinen Schöpfer zu verehren, die Tugend zu lieben u. s. w. und kein Vorfall in der Welt kann mich von dieser Obliegenheit befreyen. — Die Untersätze dieser Vernunftschlüsse gründen sich auf die Erfahrungen eines innern Sinnes, die ihre Ueberzeugung mit sich führen. Ich bin ein vernünftiges Geschöpf; Ich sehne mich nach der Glückseligkeit;

keit; Meine Begierden und Leidenschaften können, sich selbst überlassen, mich unglücklich machen; alle diese Sätze gründen sich zwar zuletzt auf Erfahrungen; allein auf Erfahrungen, die keinem Zweifel Raum lassen, die so untrüglich sind, als die bündigsten Vernunftschlüsse.

Steigt man aber zu den abgeleiteten Naturgesetzen herunter, die uns in besondern Fällen vorschreiben, was wir thun und lassen sollen; so nimmt diese Untrüglichkeit in der Ausübung allmählig ab, und steigt durch alle Stufen der Wahrscheinlichkeit bis zur Zweifelhaftigkeit nieder. Denn erstlich hängt die Beschaffenheit des gegenwärtigen Falls allhier von Erfahrungen ab, die selten Wahrheitsgründe genug enthalten. Die moralische Güte einer Handlung, der Werth oder Unwerth unseres Thuns und Lassens, hängt nicht nur von unzähligen begleitenden Umständen und Zufälligkeiten, sondern auch von den Folgen und Würkungen dieser Handlungen ab, die unmöglich mit Gewißheit vorhergesehen werden können. Der mindeste unverhofte Zufall kann alle unsere Hofnungen vereiteln, und den besten Vorsatz von den allerschädlichsten Wirkungen seyn lassen. Ein Umstand, den wir nicht bemerkt haben, und wie selten sind wir im Stande alle Umstände genau zu erwägen! kann der Beschaffenheit des gegenwärtigen Falles eine ganz andere Gestalt geben. Nur ein allsehendes Auge kann die Ursachen, Folgen, Verhältnisse und Zufälligkeiten einer würklichen Begebenheit mit der vollkommensten Gewißheit einsehen. Sterbliche

liche müssen sich in diesem Falle der Führung einer blöden Wahrscheinlichkeit überlassen. Ferner können dem Obersatz, oder den allgemeinen Lebensregeln, welche in vorkommenden Fällen zur Ausübung gebracht werden sollen, zuweilen höhere Pflichten im Wege stehen, in welchem Falle ihre Verbindlichkeit aufhört. Wir sind verbunden, nicht das Gute, sondern das Beste zu thun, und ein abgeleitetes Naturgesetz, das einem höhern Naturgesetze im Wege stehet, muß demselbem weichen. Dieser Streit der höhern und niedern Pflichten ist desto mehr zu besorgen, je besonderer die Lebensregel ist, welche den Obersatz unseres praktischen Schlusses ausmacht, und er kann durch Umstände veranlasset werden, die der schärfsten Aufmerksamkeit entwischen. Die löblichste Handlung, das verdienstlichste Werk kann zur Sünde werden, wenn wir zu eben der Zeit eine höhere Pflicht versäumen, deren Verbindlichkeit wichtiger ist. Denn eine jede äussere Handlung schließt, indem sie geschiehet, alle übrige Handlungen aus, die zu gleicher Zeit hätten geschehen können, und jedes Gesetz, das uns etwas zu thun befiehlt, muß unter der Bedingung verstanden werden, wenn zu eben der Zeit unsere Pflicht nichts wichtigers von uns heischt, das dadurch versäumt wird. Welcher Sterbliche kann sich rühmen, mit Gewißheit einzusehen, was Gelegenheit, Zeit und Umständen nach, die beste Handlung sey, die er ausführen kann? In solchen Fällen die Gewißheit abwarten, heist ewig unschlüßig da stehen, niemals zur Ausübung kommen wollen. Ja öfters

ist die Gelegenheit so dringend, der Zeitpunkt so entscheidend, daß uns nicht einmal Zeit gelassen wird, die Gründe der Wahrscheinlichkeit nach deutlichen Begriffen abzuwägen. Das **Gewissen** und ein glücklicher **Wahrheitssinn** (Bon-sens), wenn man mir dieses Wort erlauben will, müssen in den meisten Angelegenheiten die Stelle der Vernunft vertreten, wo uns nicht die Gelegenheit den kahlen Nacken zuwenden soll, bevor wir sie ergreiffen. Das **Gewissen** ist eine **Fertigkeit, das Gute vom Bösen**, und der **Wahrheitssinn**, eine **Fertigkeit, das Wahre vom Falschen durch undeutliche Schlüsse richtig zu unterscheiden.** Sie sind in ihrem Bezirke das, was der Geschmack in dem Gebiethe des Schönen und Häßlichen ist. Ein geübter Geschmack empfindet in einem Nu, was die langsame Kritik nur nach und nach ins Licht setzet. Eben so schnell entscheidet das Gewissen, beurtheilet der Wahrheitssinn, was die Vernunft nicht ohne mühsames Nachdenken, in deutliche Schlüsse auflöset.

Dieses innere Gefühl, diese Empfindung des Guten und Bösen, Wahren und Falschen, würkt nach unveränderlichen Regeln, nach richtigen Grundsätzen, die durch anhaltende Uebung unserm Temperamente einverleibt, bey uns gleichsam in Saft und Blut verwandelt worden sind. Ob sie gleich auf undeutliche Erkenntnis, und öfters auf blosse Wahrscheinlichkeiten gegründet sind; so ist ihre Würkungskraft auf das Begehrungsvermögen dennoch weit feuriger und lebhafter, als die Würkungskraft der deutlichsten

Ver-

Vernunftschlüsse, die ohne Fertigkeit überzeugen, aber nicht rühren, unterrichten, aber das Gemüth nicht bewegen. — Dieses in einiges Licht zu setzen, erlaube man mir den Unterschied zwischen der praktischen und theoretischen Ueberzeugung, dessen ich am Ende des vorigen Abschnittes Erwähnung gethan, genauer zu betrachten.

Wir geben einem Satze **Beyfall**, so bald wir die Wahrheitsgründe desselben einsehen. Je näher diese Wahrheitsgründe einer völligen Demonstration kommen, und je deutlicher wir dieselben erkennen; desto zuverläßiger ist unser **Beyfall**. Endlich, wenn wir den Beweis eines Satzes, so deutlich einsehen, daß wir die Wahrheit desselben nicht mehr in Zweifel ziehen können, so sind wir völlig **überzeugt**. — Dieses ist der theoretische Beyfall, die Ueberzeugug des **Verstandes**.

Das **Gemüth**, oder der Inbegrif unserer Begehrungsvermögen erkennet eine Art von Beyfall, der von jenem weit unterschieden ist, und **praktischer Beyfall** genennt zu werden verdienet. Wer von einer Wahrheit überzeugt ist, der kann sie zu eben der Zeit unmöglich in Zweifel ziehen; allein man kann von einer Verbindlichkeit theoretisch überzeugt seyn, und ihr dennoch zuwider handeln.

Nicht alle demonstrative Wahrheiten würken gleich stark in unser Begehrungsvermögen. Manche überzeugen den Verstand, ohne das Gemüth zu bewegen, gewähren deutliche Erkenntnis, aber ohne Kraft, Leben und Würksamkeit, da hingegen andere Wahrheiten

heiten mit weniger Gewißheit das Gemüth mehr bewegen, und eine würksame und lebendige Erkenntnis hervorbringen, die in das Begehrungsvermögen übergehen, und zu werkthätigen Entschliessungen antreiben. Die Ursache hiervon ist bekannt. Wir Menschen besitzen ausser der Vernunft, auch Sinne und Einbildungskraft, Neigungen und Leidenschaften, die in der Bestimmung unsers Thuns und Lassens von äusserster Wichtigkeit sind. Das Urtheil unsrer Vernunft kömmt nicht allezeit mit dem Urtheile unserer niedern Seelenkräfte überein, und wenn sie mit einander streiten; so müssen sie nothwendig eines des andern Würksamkeit in dem Willen schwächen. Nur alsdenn wird der Beyfall einer Wahrheit praktisch, wenn die Vernunftgründe, die niedern Seelenkräfte entweder besiegen, oder gar mit zu ihrem Vortheile einnehmen. In dem letztern Falle muß das Gemüth, wie leicht zu begreifen ist, weit entschlossener seyn, denn alsdenn stimmen Vernunft und Einbildungskraft, Geist und Herz zusammen, uns zu Handlungen anzutreiben; allein auch in jenem Falle, wenn nemlich die Vernunftgründe alle Gegenvorstellungen der Einbildungskraft unterdrücken, wird die Erkenntnis lebendig, und bricht in Handlungen aus.

Die Ethik giebt uns Mittel an die Hand, wodurch die Uebereinstimmung der niedern Seelenkräfte mit der Vernunft zu erhalten ist. Man kann diese Mittel auf folgende vier Hauptstücke zurückbringen. 1) **Die Häufung der Bewegungsgründe.** Viele überredende Gründe können mehr Gewicht haben,

das Herz leichter bewegen, als ein einziger überzeugender Bewegungsgrund; und wenn sie mit diesem vereinigt werden, so erzeugen sie die glückliche Uebereinstimmung des Herzens mit dem Verstande, die eine Quelle der süssesten Zufriedenheit ist. Der Mathematiker begnügt sich mit einem einzigen Beweise, denn er hat nur den Verstand zu überführen, und einen blos spekulativen Beyfall zu erzwingen. Der Redner hingegen häuft Gründe auf Gründe, bestürmt das Gemüth von allen Seiten, und suchet sich eines jeden wahrscheinlichen Grundes zu seinem Vortheile zu bedienen; denn er will das Herz bewegen, das Begehrungsvermögen einnehmen, und muß nicht nur auf den Verstand; sondern auf Sinne und Einbildungskraft zugleich würken. — 2) Die **Uebung.** Je öfter wir gewisse Gründe überdenken, je mehr wir aus denselben Bewegungsgründe zu unsern Handlungen hernehmen, desto lebhafter ist der Eindruck, den sie in dem Gemüthe hinterlassen, und desto leichter können sie auch die niedern Seelenkräfte einnehmen. Wenn diese Uebung so lange fortgesetzet wird, bis uns die Handlung leicht wird; so sagen wir, wir haben eine Fertigkeit erlangt, etwas zu thun. Gewohnheit und Uebung regieren eigenmächtig in unserm Herzen, und man kann durch Hülfe derselben die widerspänstigsten Neigungen besiegen, die hartnäckigsten Leidenschaften unter das Joch der Vernunft bringen, oder vielmehr, man kann durch Hülfe derselben Neigungen und Leidenschaften erzeugen, die mit den Vorschriften der Vernunft einen

 und

und denselben Endzweck haben. 3) Die angenehme **Empfindung.** Wenn die Vernunftgründe von Schönheit und Anmuth unterstützt werden; so wird die Uebereinstimmung gereizt. Die Vollkommenheit ist die Triebfeder der Vernunft, und die angenehme Empfindung, die Lockspeise der Einbildungskraft. Hierauf gründet sich der Nutzen der schönen Künste und Wissenschaften in der Sittenlehre. Die Vernunftgründe überzeugen den Verstand von der Vortreflichkeit der Tugend, und die schönen Künste erzwingen den Beyfall der Einbildungskraft. Jene machen die Verehrungsart, diese angenehm. Jene zeigen den Weg zur Glückseligkeit, und diese bestreuen ihn mit Blumen. Wie groß ist der Virtuose in den Augen des Weltweisen, wenn er seiner Bestimmung treu bleibt, und der Tugend würklich die Vortheile verschaft, die sie sich von ihm versprechen kann! — 4) Endlich ist das vierte Hauptmittel, die Einbildungskraft mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen, die **anschauende Erkenntnis**, wenn man nemlich die allgemeinen Vernunftgründe durch Beyspiele gleichsam in sinnliche Begriffe verwandelt. In jeder Theorie dienet das Exempel nur zur Erläuterung, und wird überflüßig, sobald wir den allgemeinen Lehrsatz deutlich begreifen; aber in der Ausübung hat das Beyspiel allezeit grössern Nutzen, als die Maxime. Es hat einen stärkern Einfluß in den Beyfall des Gemüths, weil es die Sinne rühret, die Einbildungskraft erschüttert. — Hierauf gründet sich der Nutzen der Geschichte und der Aesopischen Fabel in der Sittenlehre.

Man

Man siehet nunmehr, was dazu gehört, wenn die Grundsätze der praktischen Sittenlehre in unser Thun und Lassen die gehörige Würkung thun, und eine dauerhafte und unveränderliche Bereitwilligkeit zur Tugend zuwege bringen sollen. Sie müssen durch Beyspiele belebt von der Gewalt der angenehmen Empfindung unterstützt, durch die Uebung in beständiger Würksamkeit erhalten, und endlich in Fertigkeit verwandelt werden. Alsdenn entstehet die Ueberzeugung des Herzens, die in der Sittenlehre unser vornehmster Endzweck ist. Der Geist mag immer nur wahrscheinliche Beweise vor sich sehen, ja er mag diese Wahrscheinlichkeit selbst nicht einmal deutlich zergliedert, nur mit dem Wahrheitssinn begriffen haben: dieses hindert nicht allezeit das Leben des Erkenntnisses. Die Sinne können gleichwohl lebhaft gerühret; die Einbildungskraft entzündet, und das Gemüth durch Gewohnheit, Beyspiel, Anmuth u. s. w. zu dem standhaftesten und unveränderlichsten Beyfall gezwungen werden, woraus eine süssere Beruhigung und Zufriedenheit entspringt, als aus der kalten Ueberzeugung des Geistes.

Diese Betrachtungen haben keineswegs die Absicht, den Nutzen der demonstrativen Sittenlehre in Zweifel zu ziehen. Es gilt vielmehr auch hier, was am Ende des vorigen Abschnittes in Ansehung der Lehre von Gott und seinen Eigenschaften erinnert worden ist. Eine jede Erkenntnisart hat ihren Werth. Wo Zweifel zu heben, Widersächer zu bestreiten, theoretische Feinde der Tugend zu beschämen sind, da

bleibt kein ander Mittel, als zu den strengsten Beweisen seine Zuflucht zu nehmen. Ja, manches glückliche Genie besitzet Feuer und Stärke des Geistes genug, das System sittlicher Wahrheiten mit allen ihren feinen Verbindungen deutlich und lebhaft im Zusammenhange zu schauen, um von der göttlichen Harmonie derselben entzückt zu werden. In einer solchen Verfassung erlangt die trockenste Erkenntnis Geist und Leben, werden ohne Hülfe der vorhin erwehnten Mittel, Sinne und Einbildungskraft bis zur Höhe der Vernunft entzückt, und alle Fähigkeiten der Seele zur Tugendliebe beseelt. Wer einer so erhabenen Begeisterung fähig ist, kann unter Anführung der strengesten Vernunft, Herr über seine Neigungen werden, den wilden Sturm der Leidenschaften nach dem Winke der Weisheit regieren, und zwischen Herz und Geist die holdseligste Eintracht stiften, die weder Furcht noch Hofnung, weder Schmerz noch Wollust zu stöhren vermag. — Allein wie gering ist die Anzahl der Sterblichen, die eines so göttlichen Enthusiasmus fähig sind! Wer bey sich merkt, daß die spekulativen Gründe sein Herz ungerühret, seine Einbildungskraft unbegeistert lassen, der vermeide alle dornigte Subtilitäten, und suche sein Herz durch die vorhin beschriebene Ueberredungsmittel zur Einstimmung zu locken. Und überhaupt erhellet aus diesen Betrachtungen, daß zur praktischen Ueberführung die mathematische Gewißheit nicht nothwendig erfordert werde, und die blosse Wahrscheinlichkeit öfters feuriger und lebhafter in das Gemüth würke als speku-

kula-

kulative Vernunftschlüsse. Der Fall trift zu, so oft die wahrscheinliche Erkenntnis von den Mitteln unterstützt wird, die das Herz zur Einstimmung nöthigen.

Dieses sind meine Gedanken von der Evidenz in den verschiedenen Theilen der metaphysischen Wissenschaften (*). Ich war Anfangs Willens von der äusserlichen Lehrart in einem besondern Abschnitte zu handeln. Einige Weltweisen haben den Grund der vorzüglichen Evidenz, die man in den Anfangsgründen der Mathematik antrift, einzig und allein in die mathematische Methode setzen wollen. Sie haben sich daher die Hofnung gemacht, durch Einführung derselben Lehrart, in den philosophischen Wissenschaften auch dieselbe Evidenz zu erhalten. Man weiß, wie wenig der Erfolg dieser Hofnung entsprochen hat. Es erhellet aber auch aus meinen obigen Betrachtungen, wie ungegründet die Voraussetzung an sich selbst sey, daß man den Vorzug der Mathematik einzig und allein in der Lehrart zu suchen habe. Ich habe also in bemeldetem Abschnitte dieses weitläuftiger ausführen, und den Nutzen der mathematischen

(*) Es war mir unmöglich aus dieser Abhandlung ausser einigen lateinischen Erklärungen die zur Erinnerung für Philosophen da stunden, nur ein Punkt wegzulassen; so sehr es auch der Schranke dieser Sammlung erheischte. Ich hielte es für rathsamer, einige andere kleinere Bildsäulen, welche in diesen Raum gepaßt hätten, weg zu thun, als einen Laokoon in einen Torso zu verwandeln.

schen Methode richtiger bestimmen wollen. Da aber die Methode zur innern Ueberzeugung nicht nothwendig erfordert wird, und die Anwendung der mathematischen Lehrart insbesondere sich durch den Mißbrauch beynahe lächerlich gemacht hat; so will ich meine Abhandlung nicht ohne Noth vergrössern.

Ueber

Ueber die deutschen Mundarten und beyden Hauptdialekte.

Von

Johann Christ. Adelung (*).

Die deutsche Sprache theilet sich in zwey Hauptmundarten, welche sehr merklich von einander unterschieden sind, in die oberdeutsche, und in die niederdeutsche. Jede dieser Mundarten begreift wiederum eine Menge anderer Mundarten unter sich, welche mehr oder weniger von einander abgehen, aber doch zusammen genommen ein Ganzes machen, welches sich mit der andern Hauptmundart nicht leicht wird verwechseln lassen. Will man noch weiter gehen, so wird man finden, daß jede Gesellschaft, jedes Dorf, jede Familie, ja fast jeder Mensch seine eigene Mundart hat, die sich von der Mundart der übrigen wenigstens in einigen Stücken unterscheidet; ein Umstand, welcher theils von dem individuellen Baue der Sprachwerkzeuge, theils von der Beschaffenheit der Luft und der Nahrungsmittel, theils aber auch von tausend andern zufälligen Umständen herrühret. In diesem Zustande, welchen die deutsche Sprache mit allen Sprachen des Erdbodens gemein hat, befindet sie sich jetzt, und in eben demselben Zustande

(*) Nach der Vorrede zu seinem großen deutschen Wörterbuche.

stande hat sie sich schon vor zwey tausend und mehr Jahren befunden. Ja man kann so gar behaupten, daß die physischen Grenzen beyder Mundarten in den ältesten Zeiten so ziemlich eben dieselben gewesen sind, welche noch heut zu Tage beyde Mundarten trennen. Wir haben zwar aus Cäsars und Taciti Zeiten keine deutschen Denkmäler, keine deutschen Schriften übrig; allein die wenigen einzelen Wörter, vornehmlich aber die eigenthümlichen Namen, die uns noch aufbehalten sind, machen, ob sie gleich durch die römische Lippen sehr verunstaltet worden, diesen Satz sehr wahrscheinlich. Nimmt man noch den allgemeinen Lauf der Dinge, und einige Bemerkungen dazu, welche im folgenden vorkommen werden, so erhält er eine Art von moralischer Gewißheit. Auf eben die Art kann man behaupten, daß die alten von dem Tacitus und andern angeführten deutschen Völkerschaften, noch jetzt, und beynahe noch in eben denselben Landesgrenzen, obgleich unter einem andern Namen vorhanden sind. Diese Verschiedenheit der Mundarten ist in dem Wesen der menschlichen Natur gegründet, daher es Thorheit, wenigstens Unkunde der menschlichen Natur ist, alle Mundarten eines Volkes vereinigen und dessen Art zu sprechen einschränken zu wollen.

Aber diese verschiedenen Mundarten, die sich schon in den ältesten Zeiten in der deutschen Sprache finden, sind sie erst in Deutschland entstanden, oder sind sie von den Völkern, deren Erbtheil sie sind, aus ältern Wohnsitzen mitgebracht worden? Ich glaube das

letztere,

letztere, und stelle mir die Sache so vor. Es ist bekannt, daß der größte Theil Europens, besonders aber Deutschlandes aus den Ländern zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, oder doch aus dem nördlichen Asien bevölkert worden. Mit dieser Bevölkerung gieng es gemeiniglich, besonders in den ältesten Zeiten sehr langsam zu; sie war ein Werk von mehrern tausend Jahren, und geschahe in großen Familien oder Horden, so wie immer eine die andere vor sich her drängete. Allein diese Horden oder Völkerschaften brachten ihre eigenthümliche Mundart schon mit, und so wie die westlichsten Länder Europens angefüllet waren, und diese Fülle die nachfolgenden wandernden Völkerschaften nöthigte, in den Gegenden, worinn sie sich befanden, stehen zu bleiben und sich daselbst auf immer niederzulassen, so ward auch ihre Mundart, die Mundart der dasigen Gegend, welche sich auch, aller nachfolgenden Veränderungen ungeachtet, bis auf die gegenwärtige Zeit daselbst erhalten hat. Die Völkerwanderungen und andere Zerrüttungen haben solche nur in wenigen Fällen verändert. Der Stamm des einheimischen Volkes blieb dessen ungeachtet; die Sieger wurden dessen Oberherren, drungen ihm aber nur selten ihre Sprache auf. Die Mundarten am Ober- und Niederrheine wurden unter der Herrschaft der Franken so wenig verändert, als die schlesischen Mundarten unter dem preußischen Scepter. Der Einwurf, daß die Mundart eines Volkes gar sehr von der Beschaffenheit des Bodens

 abhän-

abhänget, welchen es bewohnet, verlieret viel von seiner Stärke, wenn man erwäget, daß eine Völkerschaft, welche in ihrem ältesten Wohnsitze gebirgige Gegenden bewohnet hat, solche auch in ihrem neuen Vaterlande wird aufgesuchet haben, und daß die Bewohner der Steppen und flachen Felder sich auch auf ihrer Wanderung an solche Flächen werden gehalten haben; ein Satz, der sich in manchen Fällen so gar aus der Geschichte erweisen lässet.

Wenn man denen Wegen nachspüret, auf welchen die ältesten deutschen Völker aus dem nördlichen Asien gekommen sind: so erhalten die beyden deutschen Hauptmundarten dadurch eine sehr merkwürdige Erläuterung. Die Geschichte und der Augenschein lehren uns, daß die **Asiaten** entweder von dem Ausflusse der **Donau** her, längst den **Ufern** dieses Flusses gegangen sind, oder auch, daß sie einen nördlichern Weg durch das heutige **Rußland** und **Pohlen** genommen haben. Es ist wahrscheinlich, daß die ältern Wohnsitze derjenigen Völker, welche längst der **Donau** nach Deutschland gekommen sind, von den Wohnsitzen derjenigen, welche den mehr nördlichen Weg erwähleten, weit entfernet gewesen sind. Alle Völkerschaften, welche den südlichern Weg an der **Donau** einschlugen, und ehedem vermuthlich An- und Einwohner gebirgiger Gegenden waren, kommen in der hohen Sprache, in dem vollen Munde, in der Neigung zu den Hauchbuchstaben und den rauhen Doppellauten, in dem Zischen und Rasseln, in dem Wortgepränge, in

weit-

weitschweifenden Ausdrücken und manchen Lieblingsfiguren mehr oder weniger mit einander überein, so wie alle nördlichen Völkerschaften, welche ursprünglich ohne Zweifel ein ebenes und flaches Vaterland hatten, in ihrer Sprache und ganzen Mundart den vorigen ganz entgegen gesetzte Eigenschaften lieben. Dieß sind aber gerade diejenigen Stücke, worinn die heutigen ober= und niederdeutschen Mundarten von einander unterschieden sind, die also gewiß nicht erst in Deutschland entstanden sind. Gehet man auf diesem Wege noch weiter fort, so wird man finden, daß die Sprachen des südlichen Europa von den Sprachen des nördlichen Theiles desselben, auf eine ähnliche Art verschieden sind. Die erstern kommen in der Fülle des Mundes und andern Eigenschaften mehr mit den oberdeutschen Mundarten überein, so wie sich jene mehr den niederdeutschen nähern. Diese Anmerkung, die, so viel ich weiß, noch von niemanden gemacht worden, entscheidet auch die Frage, ob die Mundart der ehemaligen pontischen Gothen zur deutschen oder schwedischen Sprache gehöre. Ihr ganzer Bau zeiget es, daß sie eine Schwester der oberdeutschen Mundarten, und von den nordischen Sprachen eben so sehr entfernet ist, als die niederdeutsche von der alemannischen.

Ich habe vorhin gesagt, daß die heutigen deutschen Mundarten wahrscheinlicher Weise noch eben dasjenige sind, was sie schon vor zwey tausend und mehr Jahren waren; oder mit andern Worten, daß die deutschen Mundarten sich seit der Bevölkerung

Deutsch=

Deutschlandes nicht sonderlich verändert haben. Dieser Satz gilt vornehmlich von dem Landvolke, welches seinen Stamm reiner und unvermischter erhält, und der Tyranney der Mode nicht so unterworfen ist, als der Städter. Neue Wendungen in der Sprache und deren Ausdrucke, die in manchen Jahrhunderten Mode werden und in andern wieder verschwinden, sind kein Beweis einer veränderten Mundart, sondern nur der veränderten Herrschaft einer Mundart, der diese Ausdrücke und Töne eigenthümlich sind. Die Sprache der Minnesinger ist von der Sprache Ottfrieds und Keros verschieden; nicht weil sich die Sprache im Ganzen genommen verändert hatte, sondern weil diese Schriftsteller aus verschiedenen Provinzen gebürtig waren. Die Sprache des Kero, eines Mönchens aus St. Gallen, der zu Anfange des achten Jahrhundertes lebte, und der älteste noch übrige deutsche Schriftsteller ist, kömmt uns rauh, barbarisch und äusserst veraltet vor; und doch ist sie genau eben dieselbe, welche noch ietzt in Appenzell und einigen andern schweitzerischen Kantons gesprochen wird. Ottfrieds Uebersetzung wird einem oberschwäbischen Landmanne, wenn man sie ihm mit der gehörigen Aussprache vorlieset, gewiß noch verständlich seyn, wenigstens verständlicher, als einem obersächsischen Gelehrten. Die größte Schwierigkeit bey diesen alten Schriftstellern macht die Schreibart. Sie suchten alle Töne mit allen ihren Schattierungen durch die Schrift auszudrücken, und wurden durch diese gut gemeinte

Sorg=

Sorgfalt ihren ausgearteten Enkeln unverständlich und barbarisch. Ottfried schreibt tuir, ruafan, ruaran, schuichan, ruaman, süasti, guat u. s. f. und noch iezt spricht der oberschwäbische Landmann so, wenn er theuer, rufen, rühren, scheuchen, rühmen, Süßigkeit, gut u. s. f. sagen will. Eeben dieses gilt auch von denjenigen Wörtern, welche gemeiniglich für verlohren oder veraltet gehalten werden. Die meisten derselben sind, im Ganzen genommen, gewiß nicht verlohren, sondern noch in derjenigen Gegend üblich, aus welcher der Schriftsteller, der sie gebraucht hat, gebürtig war. Beyspiele kommen in dem Wörterbuche häufig vor.

Unter diesen Mundarten ist zu allen Zeiten eine die herrschende gewesen, nachdem die Kaiser aus dieser oder jener Provinz gebürtig waren, oder auch, nachdem die Künste und Wissenschaften in einem Theile Deutschlandes mehr blüheten, als in dem andern. Bis zu den Zeiten der Reformation war die oberdeutsche Mundart die herrschende Hof- und Büchersprache. Da die meisten Beherrscher Deutschlandes von Geburt Oberdeutsche waren, so bestand auch ihr ganzer Hof aus Oberdeutschen, und alle Verordnungen und Ausfertigungen geschahen in dieser Mundart. Hierzu kommt noch, daß, als die Künste und Wissenschaften anfiengen, in Deutschland aufzublühen, sie ihren ersten Sitz in Oberdeutschland und besonders in Schwaben aufschlugen; daher diese Mundart auch zugleich die herrschende Büchersprache wurde. Allein

Allein zu den Zeiten der Reformation bekamen die Sachen einen ganz andern Schwung. Luther war der Mundart nach ein Niedersachse. Hätten er und seine Gehülfen sich eine niederdeutsche hohe Schule zu ihrem Aufenthalte gewählet, so würde die niedersächsische Mundart vermuthlich eben das geworden seyn, was ietzt die Hochdeutsche ist. Allein da sie sich nach Obersachsen wandten, sich nach und nach die dortige Mundart eigen machten, ihre Schriften in derselben ausfertigten, und dadurch Gelegenheit gaben, daß auch alle ihre zahlreichen Zuhörer, die aus allen Provinzen Deutschlands nach Obersachsen eileten, sich diese Mundart angewöhneten, so ward solche nach und nach die herrschende Sprache der Gottesgelehrten. Weil nun mit der Reformation die Künste und Wissenschaften sich auszubreiten anfiengen, und Obersachsen zugleich der Sitz der übrigen Gelehrsamkeit wurde, so kam es, daß diese Mundart, welche von den Niedersachsen die Hochdeutsche in engerer Bedeutung genannt wurde, nach und nach die Hofsprache der Gelehrsamkeit wnrde, welches sie auch bisher geblieben ist, ob sie gleich in diesem Zeitraume allerley Veränderungen erfahren hat, welche die gelehrten Mundarten aller Sprachen eben so sehr zu betreffen pflegen, als die Mundart des gemeinen Volkes davon frey ist. Ich kann alle diese und die folgenden Sätze hier nur kürzlich berühren. Vielleicht findet sich künftig Gelegenheit, sie umständlicher auszuführen und mit den nöthigen Beweisen zu begleiten.

Die heutige obersächsische Mundart, welche der Grund der **hochdeutschen** ist, ist allem Ansehen nach eine Tochter der fränkischen und thüringischen; oder deutlicher zu reden, derjenigen Mundart, welche in dem heutigen Franken und Thüringen geredet wird, weil die Beherrscher Deutschlandes nach Bezwingung der **Wenden**, welche ehedem den größten Theil des heutigen Obersachsens bewohneten, deutsche Kolonisten und obrigkeitliche Personen aus diesen Ländern dahin sandten, welche ihre Mundart nach und nach zu der herrschenden in diesen Gegenden machten, und die alte **wendische** Sprache völlig unterdrückten. Da die eingebohrnen **Wenden** sich mit der Zeit gleichfalls an die Sprache ihrer deutschen Oberherren und Vorgesetzten gewöhneten, so mußte die in diesen Gegenden eingeführte deutsche Mundart schon dadurch eine merkliche Veränderung erleiden, welche die nunmehrige obersächsische Mundart in vielen Stücken von der fränkischen unterschied. (*)

Diese

(*) Man bemerke bey dieser Gelegenheit eine Zweydeutigkeit des Wortes fränkisch. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man einige alte oberdeutsche Schriftsteller mit dem Namen der fränkischen beleget; nicht weil sie von Geburt Franken waren, oder in der Mundart der alten Franken schrieben, welche damals vermuthlich nicht mehr vorhanden war, sondern weil sie aus solchen Provinzen gebürtig waren, welche von Nachkommen der alten Franken beherrschet wurden, oder

Diese fränkische Mundart, welche vermuthlich lange vorher vorhanden gewesen, ehe das heutige Franken von der Nation dieses Namens bezwungen worden, lieget nebst der thüringischen auf der Grenze zwischen der eigentlichen oberdeutschen und niederdeutschen. Daher kommt es vermuthlich auch, daß beyde Mundarten in derselben zusammen fließen, oder vielmehr, daß eine durch die andere gemildert worden; doch so, daß die fränkische sich mehr der oberdeutschen, die thüringische aber, besonders in den nördlichen Gegenden, sich mehr der niederdeutschen Mundart nähert. Aus diesem Gesichtspunkte nun muß man auch die Hochdeutsche Mundart betrachten, welche von der fränkischen abstammet.

Sie

oder doch ehedem waren beherrschet worden; mit einem Worte, weil sie Oberdeutsche waren. Bloß in diesem Verstande können Ottfried und Tatian fränkische Schriftsteller genannt werden. Der erste war ein Elsaßer oder doch ein Oberschwabe von Geburt, der letztere aber vermuthlich ein Nieder-Rheiner. Die eigentlichen Franken waren eine niederdeutsche Nation, und ihre Sprache eine niederdeutsche Mundart. Unter andern beweisen solches die wenigen einzelen Wörter, welche noch in dem salischen Gesetze aufbehalten worden, welche sich sehr leicht aus der niederdeutschen Mundart erklären lassen. In den folgenden Zeiten, als sich die Franken nach und nach die oberdeutschen Provinzen unterwürfig machten, nahmen sie unvermerkt deren Mundart an, daher die so genannte fränkische Sprache unter Carln dem Großen schon ganz oberdeutsch ist.

Sie hält das Mittel zwischen der stolzen, rauhen, weitschweifigen, mit lauter eingebildeten Nachdrücken überladenen Sprache des hauchenden und zischenden Oberdeutschen, und der gar zu weichen, schlüpfrigen und kurzen Sprache des Niederdeutschen. Was der ächte Oberdeutsche **trochchen, Zohl, zeuchen, raumen, Arbeissen, Hous, huaten,** u. s. f. bey dem Niedersachsen **dröge, Toll, tehen, rümen, Arften,** oder **Arten, Hus, höden.** Man nehme noch dazu die langen und ohne Noth mehrmals zusammen gesetzten Wörter, die Häufung der Partikeln, kurz die Begierde mit vielen Buchstaben, Sylben und Wörtern im Grunde wenig zu sagen, von welchem allen die niederdeutsche Mundart das Gegentheil ist, so wird man finden, daß auch hier der Hochdeutsche mit seiner Sprache die Mittelstraße gehet. Seine Sprache ist nichts anders, als eine durch das Niederdeutsche gemilderte oberdeutsche Mundart. Beweise kommen in dem Wörterbuche zu tausenden vor.

Diese Beobachtung, welche schon von andern gemacht, aber noch von keinem praktisch angewendet worden, kann dem Sprachlehrer und Kunstrichter sehr wichtig werden. Ich will nur ein Paar Beyspiele anführen, mehrere kommen in dem Wörterbuche selbst vor. Gottsched behauptete, die meisten Zeitwörter, welche in der vorletzten Sylbe im Infinitiv ein **ie** haben, verwandelten solches in der zweyten und dritten Person des Präsens und im Imperativ in **eu.** Er machte also von **fließen, du fleußest,**

er fleußt, fleuß; von betriegen, du betreugst, er betreugt, betreug; von fliehen, du fleuchst, er fleucht, fleuch; von frieren, du freuerst, er freuert; von genießen, du geneußest, er ge-geneußt, geneuß; von gießen, du geußest, er geußt, geuß; von schießen, du scheußest, er scheußt, scheuß u. s. f. Vermuthlich kam er dadurch auf diesen Einfall, weil er diese Zeitwörter bey dem Opitz und andern schlesischen Dichtern so abgewandelt fand. Allein er bedachte nicht, daß dieses rauhe oberdeutsche Formen sind, daß man in einigen oberdeutschen Gegenden noch ietzt im Infinitiv fleußen, betreugen, fleuchen, freuren, geneußen, geußen, und scheußen spricht, und daß die mildere hochdeutsche Mundart statt des breiten eu schon längst das mildere ie angenommen hat. Opitzens Beyspiel kann nichts beweisen. Er war ein Schlesier, und seine Schriften sind voller oberdeutscher Wörter, Laute und Wortfügungen, deren Nachahmung und Einführung noch kein Hochdeutscher angerathen hat. Und wenn der vorgegebene männlichere oder vielmehr rauhere Klang Ursache genug wäre, die hochdeutsche Mundart umzuschaffen, so müßte man lieber gleich die ganze alemannische Mundart mit ihrem ganzen unbiegsamen und polternden Stolze einführen. Eben so verhält es sich mit dem Zahlworte zwey, welches zwar in einigen oberdeutschen Gegenden dem Geschlechte nach in zween, zwo, zwey, verändert wird, im Hochdeutschen aber nach dem Muster der Niederdeutschen jederzeit

unver-

unverändert geblieben ist. Will man mehrere Beyspiele von dem Nutzen dieser Anmerkung in streitgen Fällen haben, so sehe man in dem Wörterbuche die Artikel Ai, Deutsch, Dorn, — Er, die Endung des Plurals, Für, Vor, und andere mehr.

Hat die hochdeutsche Mundart dadurch einen unstreitigen Vorzug vor ihren Schwestern, daß sie die Mittelstraße zwischen dem weitschweifigen Schwulste und rauhem Wortgepränge des Oberdeutschen und zwischen der schlüpfrigen Weichlichkeit und einförmigen unperiodischen Kürze des Niedersachsen hält: so hat sie doch dagegen auch viele Mängel, welche machen, daß sie ihren ältern Schwestern in manchen Stücken weit nachstehen muß. 1. Sie ist irregulärer, weil die beyden Hauptdialekte in ihr zusammen fließen, und sie gewissermaßen aus denselben zusammen gesetzet ist. Die oberdeutsche, besonders aber die niederdeutsche Mundart, lassen sich weit leichter auf Regeln zurückführen als sie. 2. Sie ist jünger, wo nicht dem Ursprunge, doch wenigstens dem Flore und der Ausbreitung nach. Die oberdeutsche Mundart ist viele Jahrhunderte eine blühende und durch Künste und Wissenschaften ausgebildete Sprache gewesen, als sie noch die Mundart eines kleinen unbedeutenden Volkes war, welches wenig Bedürfnisse, foglich auch wenig Begriffe, Wörter und Verbindungen hatte. Aus dieser Jugend fliesset, 3. ihre Armuth. Sie ist arm an Wörtern, arm an Bedeutungen der vorhandenen Wörter, arm an Wortfügungen, Bedeutungen und Verbin-

dungen, einen Begriff nach allen seinen Schattierungen geschickt auszudrücken; alles, weil sie ein bloßes Fragment der oberdeutschen Mundart ist, von welcher sie in diesen Stücken sehr weit übertroffen wird. Ihre Armuth an Wörtern ward vornehmlich zu der Zeit merklich, als man anfieng, die Künste und Wissenschaften in derselben vorzutragen. Der Mangel an Ausdrücken machte, daß man damals die meisten Kunstwörter nicht anders, als durch Hülfe fremder Sprachen ausdrücken konnte, wodurch sie ein barbarisches und scheusliches Ansehen bekam; Kunstwörter, für welche die oberdeutsche Mundart schon viele Jahrhunderte die geschicktesten Benennungen gehabt hatte (*). Aber auch alsdann, wenn die hochdeutsche Mundart keinen Mangel an Wörtern hat, die Sache selbst auszudrücken, so fehlt es ihr doch nur gar zu oft an Ausdrücken, eine und eben dieselbe Sache nach allen Schattierungen, welche das Verhältniß des Redenden, oder die Wichtigkeit der Sache erfordert, zu bezeichnen. Die oberdeutsche Mund-

(*) Hier sind ein Paar zur Probe. Ein Ingenieur heißt im Oberdeutschen ein Schanzenherr, ein Skelett, ein Beingerüst, ein Ravelin, ein Wallschild, ein Kompliment, Hofworte, ein Kauf-Kontrakt, ein Kaufschlag, der Posten eines Soldaten, die Huth, ein Courier, ein Schnellläufer, ein Kamerad, ein Stallbruder, Stallgesell, Spießgesell, eine Obligation, ein Schuldzettel u. s. f. lauter alte Wörter, welche in vielen oberdeutschen Gegenden bekannter sind,

Mundart ist überaus reich an dergleichen Wörtern. Den Ausdruck des Wollens kann der Hochdeutsche allenfalls durch **befehlen, verlangen, wünschen, ersuchen, bitten, flehen** u. s. f. geben. Allein der Oberdeutsche hat weit mehrere Wörter, diesen Begriff nach allen seinen Stufen auszudrücken; z. B. **jemanden bedeuten, etwas an ihn gesinnen, es ihm aufgeben, es an ihm begehren** u. s. f. Eben so fruchtbar ist seine Mundart, harte und unangenehme Begriffe, wenn es die Umstände erfordern, durch gelindere und mildere Wörter auszudrücken, ohne der Sache selbst etwas zu vergeben. Eine **Lügen** wird alsdann eine **Einstreuung**, eine **Gewaltthätigkeit**, eine **Beeinträchtigung**, ein **Verbrechen**, eine **Begünstigung**. Das sind Vortheile, deren sich nur eine Sprache rühmen kann, welche lange Zeit die Muttersprache eines glänzenden und mächtigen Hofes gewesen ist. Wenn dem bloßen Stubengelehrten, der aus Mangel des Geschmackes

sind, als die gleichdeutigen ausländischen. Diese Armuth aber entschuldiget die gezierte Sprachmengerey einiger neuern Witzlinge auf keine Weise, welche ihre Muttersprache noch immer mit einem Pendant, Plaisanterie, frappant, suffisante Mine, Sujet, debutiren, Ideal, populär, Tiraden u. s. f. beflecken, ungeachtet diese Begriffe schon längst eben so gute deutsche Benennungen haben, deren Verleugnung Unkunde entweder der deutschen Sprache, oder wohl gar der Sache selbst verräth.

schmackes und der Lebensart, Grobheit für Freymüthigkeit, und Ungezogenheit für Verdienst hält, dieser Reichthum und diese Vorsicht in der Wahl der Ausdrücke unbedeutend und verächtlich scheinet: so ist er dem Manne von Weltkenntniß und feinern Sitten sehr schätzbar. Die Armuth der hochdeutschen Sprache macht alsdann, daß hochdeutsche Höfe und Kanzelleyen alsdann genöthiget werden, ihre Zuflucht zu der oberdeutschen Mundart zu nehmen, und sich dadurch dem Spotte des kurzsichtigen Pedanten auszusetzen (*). Eine andere Art der Armuth der hochdeutschen Mundart betrifft die Bedeutungen der Wörter. Da sie ein bloßes Fragment der oberdeutschen ist, so sind viele Bedeutungen durch einen bloßen Zufall, durch unterlassenen Gebrauch veraltet, die in der oberdeutschen gänge und gebe sind. Wenn

(*) Hier ist ein Beyspiel, wie viel oft in der großen Welt auf die Wahl eines schicklichen Wortes ankommt. In dem vorigen Kriege hatte ein deutscher Reichsfürst nebst andern Ständen ein Regiment zu der Reichsarmee zu stellen. Dieses Regiment sollte mit einem Feldprediger versehen werden, und der Fürst glaubte berechtiget zu seyn, diesen ohne Zuziehung der übrigen Stände bestellen zu lassen. Er befahl also seinem Superintendenten, den Feldprediger einzusetzen. Die Sache machte bey den übrigen Ständen, deren Kontingente sich mit bey diesem Regimente befanden, Aufsehen, und die Sache kam auf dem Kreistage vor. Der Fürst sahe seinen Fehler ein, und schob denselben, um sich geschickt aus der Sache zu

Wenn nun ein hochdeutscher Sprachlehrer über dergleichen Bedeutungen lachet, die seine Mundart aus Nachläßigkeit und Unwissenheit hat veralten lassen, so weiß ich nicht, was man einem solchen Betragen für einen Namen geben soll. Beyspiele sind hier überflüßig, sie kommen in dem Wörterbuche selbst fast auf allen Seiten vor.

Ein anderer Fehler der hochdeutschen Mundart ist ihre Unbeständigkeit; ein Fehler, welchen sie mit allen Sprachen gemein hat, welche die Hofsprache der Künste, der Wissenschaften und der großen Welt sind. Die Mundart des gemeinen Mannes, besonders auf dem Lande, erhält sich Jahrtausende ohne merkliche Veränderung, weil er ein eben so großer Feind von neuen Tönen, neuen Wörtern und neuen Verbin-

zu ziehen, auf seinen Superintendenten. Es wurde also beschlossen, diesem einen Verweis zu geben. Allein die Art der Einkleidung erweckte neue Streitigkeiten. Besonders konnte man kein Wort finden, welches das Betragen des Supeintendenten bezeichnen sollte, und doch dem fürstlichen Abgeordneten nicht zu hart, und den Deputirten der beleidigten Stände nicht zu gelinde geschienen hätte. Nach einer mühsamen achttägigen Unterhandlung fiel man endlich auf das oberdeutsche Wort Begangenschaft, welches denn auch mit einem allgemeinen Beyfalle von beyden Seiten angenommen wurde. Wer in öffentlichen Unterhandlungen erfahren ist, dem werden mehrere Beyspiele dieser Art einfallen.

Verbindungen derselben ist, als von neuen Moden, neuen Gesetzen, und neuen Auflagen. Aber mit der Sprache der feinen und gelehrten Welt verhält es sich ganz anders. Sie verändert sich mit den Moden. Neue Wahrheiten, selbst neue Vorurtheile haben einen starken Einfluß auf die Denkungsart und auf die Sprache. Die so genannte höhere und poetische Schreibart arbeitet unaufhörlich an dem Untergange der Mundart des täglichen Umgangs. Da sie nicht immer neue Bilder, neue Wahrheiten sagen kann, so will sie die alten Sachen doch wenigstens mit neuen Wörtern und neuen Wendungen vortragen. Sie nimmt alsdann ihre Zuflucht gemeiniglich zu der oberdeutschen Mundart, die an sich schon stolzer und prächtiger ist als die gemeine hochdeutsche, und noch mehr, als die niederdeutsche. Ein Glück wäre es noch, wenn sie auf diesem Wege behutsam fortgienge. Die oberdeutsche Mundart hat noch einen so großen Reichthum an unerkannten erhabenen Ausdrücken und Wortfügungen, daß sie die hochdeutschen Dichter und Redner noch Jahrhunderte damit versehen kann, ohne erschöpfet zu werden. Allein nur selten nimmt sich der leichte und flüchtige Geist unserer schönen Schriftsteller die Mühe, die Schätze seiner Muttersprache in ihr selbst aufzusuchen. Er glaubt selbst Schöpfer genug zu seyn, neue Wörter, neue Verbindungen derselben, und neue Wendungen zu erfinden, so sehr sie oft auch dem Wesen und eigenthümlichen Karakter der Sprachen widersprechen. Man nenne diese Freyheit immer

einen

einen Vortheil unserer Muttersprache, man nenne es eine rühmliche Erweiterung und Bereicherung derselben, so beweiset es doch immer, daß die hochdeutsche Mundart, als eine Büchersprache betrachtet, veränderlich und unbeständig ist. Sie ist eine Sklavin der Mode, und wird nach fünfzig Jahren eben so verändert seyn, als sie von dem Anfange dieses Jahrhundertes bis auf Gottscheds Zeiten verändert worden. Sie figiren und auf alle folgende Zeitalter einschränken wollen, heißt den Lauf aller menschlichen Dinge verkennen. Man müßte zugleich den Künsten und Wissenschaften, den Moden, ja der ganzen Art zu denken und zu handeln auf ewig Grenzen setzen. (*)

(*) Wie sehr eine Sprache durch ausländische Künste und Wissenschaften verändert wird, wissen alle diejenigen, welche die Geschichte mehrerer Sprachen aus diesem Gesichtspunkte untersuchet haben. Die älteste deutsche Sprache vor Einführung des Christenthums, war den Bedürfnissen und Kenntnissen derer, die sie redeten, genau angemessen. Sie war reich an Wörtern, sinnliche Gegenstände und die täglichen Vorfälle des gemeinen Lebens zu bezeichnen, aber arm, sehr arm, an Ausdrücken für abstrakte und unsinnliche Dinge aller Art. Die christliche Religion und die mit derselben nach und nach eingeführten Wissenschaften, mußten daher nothwendig eine sehr große Veränderung auch in der Sprache hervorbringen. Aber anstatt die Ausdrücke für die neuen Begriffe aus dem Innern der Sprache, oder der Sache selbst zu schöpfen, behalf man

man sich größtentheils mit buchstäblichen, oft sehr ungeschickten Uebersetzungen der lateinischen Kunstwörter. Daher ist unsere wissenschaftliche Sprache fast ganz nach der lateinischen gebildet.

Der

Der junge Gelehrte.

Ein Lustspiel in drey Aufzügen.

von

Gotthold Ephraim Leßing.

Personen.

Chrysander, ein alter Kaufmann.
Damis, der junge Gelehrte, Chrysanders Sohn.
Valer.
Juliane.
Anton. Bedienter des Damis.
Lisette.
Der Schauplatz ist die Studierstube des Damis

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Damis. (am Tische unter Büchern.) Anton.

Damis. Die Post ist also noch nicht da?

Anton. Nein.

Damis. Noch nicht? Hast du auch nach der rechten gefragt? Die Post von Berlin? —

Anton. Nun ja doch; die Post von Berlin; sie ist noch nicht da! Wenn sie aber nicht bald kömmt, so habe ich mir die Beine abgelaufen. Thun Sie doch, als ob sie Ihnen, wer weiß was, mitbrin-

gen würde! Und ich wette, wenns hoch kömmt, so ist es eine neue Scharteke, oder eine Zeitung, oder sonst ein Wisch. — —

Damis. Nein, mein guter Anton; dasmal möchte es etwas mehr seyn. Ah! wann du es wüßtest — —

Anton. Will ichs denn wissen? Es würde mir weiter doch nichts helfen, als daß ich einmal wieder über Sie lachen könnte. Das ist mir gewiß etwas seltnes? — — Haben Sie mich sonst noch wohin zu schicken? Ich habe ohnedem auf dem Rathskeller eine kleine Verrichtung; vielleicht ists ein Gang? Nu?

Damis. (erzürnt) Nein, Schurke!

Anton. Da haben wirs! Er hat alles gelesen, nur kein Komplimentirbuch. — — Aber besinnen Sie Sich. Etwa in den Buchladen?

Damis. Nein, Schurke.

Anton. Ich muß das Schurke so oft hören, daß ich endlich selbst glauben werde, es sey mein Taufnahme. — — Aber zum Buchbinder?

Damis. Schweig, oder — —

Anton. Oder zum Buchdrucker? Zu diesen dreyen, Gott sey Dank! weiß ich mich, wie das Färbepferd um die Rolle.

Damis. Sieht denn der Schlingel nicht, daß ich lese? Will er mich noch länger stören?

Anton. (bey Seite) St! er ist im Ernste böse geworden. Lenk ein, Anton. — — Aber, sagen Sie mir nur, was lesen Sie denn da für ein Buch?

Potz

Potz Stern, was das für Zeug ist! Das verstehen Sie? Solche Krakelfüsse, solche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Mensch lesen? Wenn das nicht wenigens Fausts Höllenzwang ist — — Ach, man weiß es ja wohl, wies den Leuten geht, die alles lernen wollen. Endlich verführt sie der böse Geist, daß sie auch hexen lernen. — —

Damis. (nimmt sein munteres Wesen wieder an.) Du guter Anton! das ist ein Buch in hebräischer Sprache. — Des **Ben Maimon Jadchasacka.**

Anton. Ja doch; wers nur glauben wollte! Was Hebräisch ist, weiß ich endlich auch. Ist es nicht mit der Grundsprache, mit der Textsprache, mit der heiligen Sprache einerley? Die warf unser Pfarr, als ich noch in die Schule gieng, mehr als einmal von der Kanzel. Aber so ein Buch, wahrhaftig! hatte er nicht; ich habe alle seine Bücher beguckt; ich mußte sie ihm einmal von einem Boden auf den andern räumen helfen.

Damis. Ha! ha! ha! das kann wohl seyn. Es ist Wunders genug, wenn ein Geistlicher auf dem Lande nur den Namen davon weiß. Zwar, im Vertrauen, mein lieber Anton, die Geistlichen überhaupt sind schlechte Helden in der Gelehrsamkeit.

Anton. Nu, nu, bey allen trift das wohl nicht ein. Der Magister in meinem Dorfe wenigstens gehört unter die Ausnahme. Versichert! der Schulmeister selber hat mir es, mehr als einmal gesagt, daß er ein sehr gelehrter Mann wäre. Und dem Schulmeister muß ich das glauben; denn wie mir

der Herr Pfarr oft gesagt, so ist er keiner von den schlechten Schulmeistern; er versteht ein Wort Latein, und kann davon urtheilen.

Damis. Das ist lustig! Der Schulmeister also lobt den Pfarr, und der Pfarr nicht unerkenntlich zu seyn, lobt den Schulmeister. Wenn mein Vater zugegen wäre, so würde er gewiß sagen: Manus manum lavat. Hast du ihm die alberne Gewohnheit nicht angemerkt, daß er bey aller Gelegenheit ein lateinisches Sprüchelchen mit einflickt? Der alte Idiote denkt, weil er so einen gelehrten Sohn hat, müsse er doch auch zeigen, daß er einmal durch die Schule gelaufen sey.

Anton. Hab ichs doch gedacht, daß es etwas albernes seyn müsse; denn manchmal mitten in der Rede murmelt er etwas her, wovon ich kein Wort verstehe.

Damis. Doch schliesse nur nicht daraus, daß alles albern sey, was du nicht verstehst. Ich würde sonst viel albernes Zeug wissen. — — Aber, o himmlische Gelehrsamkeit, wie viel ist dir ein Sterblicher schuldig, der dich besitzt! Und wie bejammernswürdig ist es, daß dich die wenigsten in deinem Umfange kennen! Der Theolog glaubt dich bey einer Menge heiliger Sprüche, fürchterlicher Erzehlungen und einiger übel angebrachten Figuren zu besitzen. Der Rechtsgelehrte, bey einer unseligen Geschicklichkeit unbrauchbare Gesetze abgestorbner Staaten, zum Nachtheile der Billigkeit und Vernunft, zu verdrehen, und die fürchterlichsten Urthel in einer

ner noch fürchterlichern Sprache vorzutragen. Der Arzt endlich glaubt sich wirklich deiner bemächtiget zu haben, wann er durch eine Legion barbarischer Wörter die Gesunden krank und die Kranken noch kränker machen kann. Aber, o betrogne Thoren! die Wahrheit läßt euch nicht lange in diesem sie schimpfenden Irrthume. Es kommen Gelegenheiten, wo ihr selbst erkennet, wie mangelhaft euer Wissen sey; voll tollen Hochmuths beurtheilet ihr alsdann alle menschliche Erkenntniß nach der eurigen, und ruft wohl gar in einem Tone, welcher alle Sterbliche zu bejammern scheinet, aus: Unser Wissen ist Stückwerk! Nein, glaube mir, mein lieber Anton: der Mensch ist allerdings einer allgemeinen Erkenntniß fähig. Es leugnen, heißt ein Bekenntniß seiner Faulheit, oder seines mäßigen Genies ablegen. Wenn ich erwäge, wie viel ich schon nach meinen wenigen Jahren verstehe, so werde ich von dieser Wahrheit noch mehr überzeugt. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch, Englisch — — das sind sechs Sprachen, die ich alle vollkommen besitze: und bin erst zwanzig Jahr alt!

Anton. Sachte! Sie haben eine vergessen; die deutsche — —

Damis. Es ist wahr, mein lieber Anton; das sind also sieben Sprachen: und ich bin erst zwanzig Jahr alt!

Anton. Pfui doch, Herr! Sie haben mich, oder Sich selbst zum besten. Sie werden doch das, daß Sie Deutsch können, nicht zu Ihrer Gelehrsamkeit

rech-

rechnen? Es war ja mein Ernst nicht. — —

Damis. Und also denkst du wohl selber Deutsch zu können?

Anton. Ich? ich? nicht Deutsch! Es wäre ein verdammter Streich, wenn ich Kalmuckisch redete, und wüßte es nicht.

Damis. Unter können und können, ist ein Unterschied. Du kannst Deutsch, das ist: du kannst deine Gedanken mit Tönen ausdrücken, die einem Deutschen verständlich sind; das ist, die eben die Gedanken in ihm erwecken, die du bey dir hast. Du kannst aber nicht Deutsch, das ist: du weißt nicht, was in dieser Sprache gemein oder niedrig, alt oder gebräuchlich ist; du weißt ihre Regeln nicht; du hast keine gelehrte Kenntniß von ihr.

Anton. Was einen die Gelehrten nicht weiß machen wollen! Wenn es nur auf Ihr das ist ankäme, ich glaube, Sie stritten mir wohl gar noch ab, daß ich essen könnte.

Damis. Essen? Je nun warhaftig, wenn ich es genau nehmen will, so kannst du es auch nicht.

Anton. Ich? ich nicht essen? Und trinken wohl auch nicht?

Damis. Du kannst essen, das ist: du kannst die Speisen zerschneiden, in den Mund stecken, kauen, hinunter schlucken, und so weiter. Du kannst nicht essen, das ist: du weißt die mechanischenGesetze nicht, nach welchen es geschiehet; du weißt nicht, welches das Amt einer jeden dabey thätigen Muskel ist; ob der Digastricus oder der Masseter, ob der Pterygoideus

goideus internus oder externus ob der Zygomaticus oder der Platysmamyodes, ob — —

Anton. Ach ob, ob! Das einzige Ob, worauf ich sehe, ist das, ob mein Magen etwas davon erhält, und mirs bekömmt. — — Aber wieder auf die Sprache zu kommen. Glauben Sie wohl, daß ich eine verstehe, die Sie nicht verstehen?

Damis. Du, eine Sprache, die ich nicht verstünde?

Anton. Ja; rathen Sie einmal.

Damis. Kanst du etwa Koptisch?

Anton. Foptisch? Nein, das kann ich nicht.

Damis. Chinesisch? Malabarisch? Ich wüßte nicht woher.

Anton. Wie Sie herumrathen. Haben Sie meinen Vetter nicht gesehn? Er besuchte mich vor vierzehn Tagen. Der redte nichts, als diese Sprache.

Damis. Der Rabbi, der vor kurzen zu mir kam, war doch wohl nicht dein Vetter?

Anton. Daß ich nicht gar ein Jude wäre! Mein Vetter war ein Wende; ich kann Wendisch; und das können Sie nicht.

Damis. (nachsinnend) Er hat Recht. — Mein Bedienter soll eine Sprache verstehen, die ich nicht verstehe? Und noch dazu eine Hauptsprache? Ich erinnere mich, daß ihre Verwandschaft mit der Hebräischen sehr groß seyn soll. Wer weiß, wie viel Stammwörter, die in dieser verloren sind, ich in

jener entdecken könnte! — — Das Ding fängt mir an, im Kopfe herum zu gehen!

Anton. Sehen Sie! — Doch wissen Sie was? Wenn Sie mir meinen Lohn verdoppeln, so sollen Sie bald so viel davon verstehen, als ich selbst. Wir wollen fleißig mit einander Wendisch parliren, und — — Kurz, überlegen Sie es. Ich vergesse über dem verdammten Plaudern meinen Gang auf den Rathskeller ganz und gar. Ich bin gleich zu ihren Diensten.

Damis. Bleib itzt hier; bleib hier.

Anton. Aber Ihr Herr kömmt. Hören Sie? Wir könnten doch nicht weiter reden. (Geht ab.)

Damis. Wenn mich doch mein Vater ungestört lassen wollte. Glaubt er denn, daß ich so ein Müßiggänger bin, wie er?

Zweyter Auftritt.

Damis. Chrysander.

Chrysander. Immer über den verdammten Büchern! Mein Sohn, zu viel ist zu viel. Das Vergnügen ist so nöthig als die Arbeit.

Damis. O Herr Vater, das Studiren ist mir Vergnügens genug. Wer neben den Wissenschaften noch andere Ergötzungen sucht, muß die wahre Süßigkeit derselben noch nicht geschmeckt haben.

Chrys. Das sage nicht! Ich habe in meiner Jugend auch studirt; ich bin bis auf das Mark der Gelehrsamkeit gekommen. Aber daß ich beständig über

den Büchern gelegen hätte, das ist nicht wahr. Ich gieng spazieren; ich spielte; ich besuchte Gesellschaften; ich machte Bekanntschaft mit Frauenzimmern. Was der Vater in der Jugend gethan hat, kann der Sohn auch thun; soll der Sohn auch thun. A bove majori discat arare minor! wie wir Lateiner reden. Besonders das Frauenzimmer laß dir, wie wir Lateiner reden, de meliori empfohlen seyn! Das sind Narren, die einen jungen Menschen vor das Frauenzimmer ärger als vor Scorpionen warnen; die es ihm, wie wir Lateiner reden, cautius sanguine viperino zu fliehen befehlen. —

Damis. Cautius sanguine viperino? Ja, das ist noch Latein! Aber wie heißt die ganze Stelle?

Cur timet flavum Tiberim tangere? cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat? — —

O ich höre schon, Herr Vater, Sie haben auch nicht aus der Quelle geschöpft! Denn sonst würden Sie wissen, daß Horaz in eben der Ode die Liebe als eine sehr nachtheilige Leidenschaft beschreibt, und das Frauenzimmer — —

Chrys. Horaz! Horaz! Horaz war ein Italiener, und meynet das italienische Frauenzimmer. Ja vor dem italienischen warne ich dich auch! das ist gefährlich! Ich habe einen guten Freund, der in seiner Jugend — — Doch still! man muß kein Aergerniß geben. — Das deutsche Frauenzimmer hingegen, o das deutsche! mit dem ist es ganz anders beschaffen. — — Ich würde der Mann nicht geworden

seyn, der ich doch bin, wenn mich das Frauenzimmer nicht vollends zugestutzt hätte. Ich dächte, man sähe mirs an. Du hast todte Bücher genug gelesen; guck einmal in ein lebendiges!

Damis. Ich erstaune — —

Chrys. O du wirst noch mehr erstaunen, wann du erst tiefer hinein sehen wirst. Das Frauenzimmer, mußt du wissen, ist für einen jungen Menschen eine neue Welt, wo man so viel anzugaffen, so viel zu bewundern findet. — —

Damis. Hören Sie mich doch! Ich erstaune, will ich sagen, Sie eine Sprache führen zu hören, in der wahrhaftig diejenigen Vorschriften nicht ausgedrückt waren, die Sie mir mit auf die hohe Schule gaben.

Chrys. Quæ, qualis, quanta! Jetzt und damals! Tempora mutantur, wie wir Lateiner sagen.

Damis. Tempora mutantur? Ich bitte Sie, legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab. Die Zeiten ändern sich nicht. Denn lassen Sie uns einmal sehen: was ist die Zeit? — —

Chrys. Schweig! die Zeit ist ein Ding, das ich mir mit deinem unnützen Geplauder nicht will verderben lassen. Meine damaligen Vorschriften waren nach dem damaligen Maasse deiner Erfahrung und deines Verstandes eingerichtet. Nun aber traue ich dir von beyden so viel zu, daß du Ergötzlichkeiten nicht zu Beschäftigungen machen wirst. Aus diesem Grunde rathe ich dir also — —

Damis. Ihre Reden haben einigen Schein der Wahrheit. Allein ich dringe tiefer. Sie werden es gleich sehen. Der Status Controversiä ist — —

Chrys. Ey, der Status Controversiä mag meinetwegen in Barbara oder in Celarent seyn. Ich bin nicht hergekommen mit dir zu disputiren, sondern — —

Damis. Die Kunstwörter des Disputirens zu lernen? Wohl! Sie müssen also wissen, daß weder Barbara noch Celarent den Statum — —

Chrys. Ich möchte toll werden! Bleib Er mir, Herr Informator, mit den Possen weg, oder — —

Damis. Possen? diese seltsamen Benennungen sind zwar Ueberbleibsel der scholastischen Philosophie, das ist wahr; aber doch solche Ueberbleibsel — —

Chrys. Ueber die ich die Geduld verlieren werde, wann du mich nicht bald anhörst. Ich komme in der ernsthaftesten Sache von der Welt zu dir, — — denn was ist ernsthafter als heyrathen? — — und du — —

Damis. Heyrathen? Des Heyrathens wegen zu mir? zu mir?

Chrys. Ha! ha! macht dich das aufmerksam? Also ausculta & perpende!

Damis. Ausculta & perpende? ausculta & perpende? Ein glücklicher Einfall —

Chrys. O, ich habe Einfälle —

Damis. Den ich da bekomme!

Chrys. Du?

Damis. Ja, ich. Wissen Sie, wo sich dieses ausculta & perpende herschreibt? Eben mache ich die Entdeckung: aus dem Homer. O was finde ich nicht alles in meinem Homer!

Chrys. Du und dein Homer, ihr seyd ein Paar Narren!

Damis.. Ich und Homer? Homer und ich? wir beyde? Hi! hi! hi! Gewiß, Herr Vater? O ich danke, ich danke. Ich und Homer! Homer und ich! — Aber hören Sie nur: so oft Homer — er war wirklich kein Narr, so wenig wie ich — so oft er, sag ich, seine Helden den Soldaten zur Tapferkeit ermuntern, oder in dem Kriegsrathe eine Berathschlagung anheben läßt; so oft ist auch der Anfang ihrer Rede: höret, was ich vortragen werde, und überlegt es! Zum Exempel in der Odyssee:

Κεκλυτε δη νυν μευ, Ιθακησιοι, ὁ, ττι κεν ἐιπω.

Und darauf folgt denn auch oft:

Ως ἐφαθ'. ὁι δ' ἀρα τȣ μαλα μεν κλυον, ἠδ' ἐπιθοντο.

das ist: so sprach er, und sie gehorchten dem, was sie gehöret hatten.

Chrys. Gehorchten sie ihm? Nu, das ist vernünftig! Homer mag doch wohl kein Narr seyn. Sieh zu, daß ich von dir auch wiederrufen kann. Denn wieder zur Sache: ich kenne, mein Sohn —

Damis. Einen kleinen Augenblick Geduld, Herr Vater! Ich will mich nur hinsetzen, und diese Anmerkung aufschreiben.

Chrys.

Chrys. Aufschreiben? was ist hier aufzuschreiben? Wem liegt daran, ob das Sprüchelchen aus dem Homer, oder aus dem Gesangbuche ist?

Damis. Der gelehrten Welt liegt daran; meiner und Homers Ehre lieget daran! Denn ein halb hundert solche Anmerkungen machen einen Philologen. Und sie ist neu, muß ich Ihnen sagen, sie ist ganz neu.

Chrys. So schreib sie ein andermal auf.

Damis. Wann sie mir aber wieder entfiele? Ich würde untröstlich seyn. Haben Sie wenigstens die Gütigkeit, mich wieder daran zu erinnern.

Chrys. Gut, das will ich thun; höre mir nur jetzt zu. Ich kenne, mein Sohn, ein recht allerliebstes Frauenzimmer; und ich weiß, du kennst es auch. Hättest du wohl Lust — —

Damis. Ich soll ein Frauenzimmer, ein liebenswürdiges Frauenzimmer kennen? O, Herr Vater, wenn das jemand hörte, was würde er von meiner Gelehrsamkeit denken? — — Ich ein liebenswürdiges Frauenzimmer? — —

Chrys. Nun wahrhaftig; ich glaube nicht, daß ein Gastwirth so erschrecken kann, wenn man ihm Schuld giebt, er kenne den oder jenen Spitzbuben, als du erschrickst, weil du ein Frauenzimmer kennen sollst. Ist denn das ein Schimpf?

Damis. Wenigstens ist es keine Ehre, besonders für einen Gelehrten. Mit wem man umgeht, dessen Sitten nimmt man nach und nach an. Jedes Frauenzimmer ist eitel, hoffärtig, geschwätzig, zän-

kisch und Zeitlebens kindisch, es mag so alt werden, als es will. Jedes Frauenzimmer weiß kaum, daß es eine Seele hat, um die es unendlich mehr besorgt seyn sollte, als um den Körper. Sich ankleiden, auskleiden, und wieder anders ankleiden; vor dem Spiegel sitzen, seinen eignen Reiz bewundern; auf ausgekünstelte Minen sinnen; mit neugierigen Augen müßig an dem Fenster liegen: unsinnige Romane lesen, und aufs höchste zum Zeitvertreibe die Nadel zur Hand nehmen: das sind seine Beschäftigungen; das ist sein Leben. Und Sie glauben, daß ein Gelehrter, ohne Nachtheil seines guten Namens, solche närrische Geschöpfe weiter, als ihrer äusserlichen Gestalt nach, kennen dürfe?

Chrys. Mensch, Mensch! deine Mutter kehret sich im Grabe um. Bedenke doch, daß sie auch ein Frauenzimmer war! Bedenke doch, daß die Dinger von Natur nun einmal nicht anders sind! Ob schon, wie wir Lateiner zu reden pflegen, nulla regula sine exceptione. Und so eine Exception ist sicherlich das Mädchen, das ich ietzt im Kopfe habe, und das du kennst. — —

Damis. Nein, nein! ich schwöre es Ihnen zu: unsere Muhmen ausgenommen, und Julianen —

Chrys. Und Julianen? bene! —

Damis. Und ihr Mädchen ausgenommen, kenne ich kein einziges Weibsbild. Ja, der Himmel soll mich strafen, wenn ich mir jemals in den Sinn kommen lasse, mehrere kennen zu lernen!

Chrys.

Chrys. Je nun, auch das! wie du willst! Genug, Julianen die kennst du.

Damis. Leider!

Chrys. Und eben Juliane ist es, über die ich deine Gedanken vernehmen möchte. — —

Damis. Ueber Julianen? meine Gedanken über Julianen? O Herr Vater, wenn Sie noch meine Gedanken über Erinnen, oder Corinnen, über Telesillen oder Praxillen verlangten — —

Chrys. Schock tausend! was sind das für Jllen? Den Augenblick schwur er, er kenne kein Frauenzimmer, und nun nennt er ein halb Dutzend Menscher. —

Damis. Menscher? Herr Vater.

Chrys. Ja, Herr Sohn, Menscher! Die Endung giebts gewiß nicht? Netrix, Lotrix, Meretrix. —

Damis. Himmel, Menscher! griechische berühmte Dichterinnen Menscher zu nennen! — —

Chrys. Ja, ja, Dichterinnen! das sind mir eben die rechten. Lotrix, Meretrix, Poetrix — —

Damis. Poetrix? O wehe, meine Ohren! Poetria müßten Sie sagen; oder Poetris —

Chrys. Is oder ix, Herr Buchstabenkrähmer!

Dritter Auftritt.

Chrysander. Damis. Lisette.

Lisette. Hurtig herunter in die Wohnstube, Herr Chrysander! Man will Sie sprechen.

Chrys. Nun, was für ein Narr muß mich ietzo stören? Wer ist es denn?

Lisette. Soll ich alle Narren kennen?

Chrys. Was sagst du? Du hast ein unglückliches Maul, Lisette. Einen ehrlichen Mann einen Narren zu schimpfen? Denn ein ehrlicher Mann muß es doch seyn; was wollte er sonst bey mir?

Lisette. Nu, nu; verzeihen Sie immer meinem Maule den Fehler des Ihrigen.

Chrys. Den Fehler des meinigen?

Lisette. O gehen Sie doch! der ehrliche Mann wartet.

Chrys. Laß ihn warten. Habe ich doch den Narren nicht kommen heissen. — — Ich werde gleich wieder da seyn, mein Sohn.

Lisette. (bey Seite.) Ich muß doch sehen, ob ich aus dem wunderlichen Einfall meiner Jungfer etwas machen kann.

Vierter Auftritt.

Lisette. Damis.

Damis. Nun? geht Lisette nicht mit?

Lisette. Ich bin Ihre gehorsamste Dienerinn. Wenn Sie befehlen, so werde ich gehorchen. Aber nur eines möchte ich erst wissen. Sagen Sie mir, um des Himmels willen, wie können Sie beständig so allein seyn? Was machen Sie denn den ganzen Tag auf Ihrer Studierstube? Werden Ihnen denn nicht alle Augenblicke zu Stunden?

Damis. Ach, was nützen die Fragen? Fort! fort!

Lisette. Ueber den Büchern können Sie doch unmöglich die ganze Zeit liegen. Die Bücher, die todten Gesellschafter! Nein, ich lobe mir das Lebendige; und das ist auch Mamsell Julianens Geschmack. Zwar dann und wann lesen wir auch; einen irrenden Ritter, eine Banise, und so etwas gutes; aber länger als eine Stunde halten wir es hintereinander nicht aus. Ganze Tage damit zuzubringen, wie Sie, hilf Himmel! in den ersten dreyen wären wir todt. Und vollends nicht ein Wort dabey zu reden, wie Sie; das wäre unsre Hölle. Ein Vorzug des ganzen männlichen Geschlechts kann es nicht seyn, weil ich Mannspersonen kenne, die so flüchtig und noch flüchtiger sind, als wir. Es müssen nur sehr wenig grosse Geister diese besondere Gabe besitzen. — —

Damis. Lisette spricht so albern eben nicht. Es ist Schade, daß ein so guter Mutterwitz nicht durch die Wissenschaften ausgebessert wird.

Lisette. Sie machen mich schamroth. Bald dürfte ich mich dafür rächen, und Ihnen die Lobeserhebungen nach einander erzählen, die Ihnen von der gestrigen Gartengesellschaft gemacht wurden. Doch ich will Ihre Bescheidenheit nicht beleidigen. Ich weiß, die Gelehrten halten auf diese Tugend allzuviel.

Damis. Meine Lobeserhebungen? meine?

Lisette. Ja, ja, die Ihrigen.

Damis. O besorge Sie nichts, meine liebe Lisette. Ich will Sie als die Lobeserhebungen eines andern betrachten, und so kann meine Bescheidenheit zufrieden seyn. Erzähle Sie mir sie nur. Bloß wegen

gen Ihrer lebhaften und ungekünstelten Art sich auszudrücken, wünsche ich sie zu hören.

Lisette. O meine Art ist wohl keine von den besten. Es hat mir ein Lehrmeister, wie Sie, gefehlt. Doch ich will Ihrem Befehle gehorchen. Sie wissen doch wohl, wer die Herren waren, die gestern bey ihrem Herrn Vater im Garten schmauseten?

Damis. Nein, wahrhaftig nicht. Weil ich nicht dabey seyn wollte, so habe ich mich auch nicht darum bekümmert. Hoffentlich aber werden es Leute gewesen seyn, die selbst lobenswürdig sind, daß man sich also auf ihr Lob etwas einbilden kann.

Lisette. Das sind sie so ziemlich. Was würde es Ihnen aber verschlagen, wenn sie es auch nicht wären? Sie wollen ja ihre Lobeserhebungen aus Bescheidenheit als fremde betrachten. Und hängt denn die Wahrheit von dem Munde desjenigen ab, der sie vorträgt? Hören Sie nur —

Damis. Himmel! ich höre meinen Vater wieder kommen. Um Gottes willen, liebe Lisette, daß er nicht merkt, daß Sie Sich so lange bey mir aufgehalten hat. Geh Sie hurtig unterdessen in das Kabinet.

Fünfter Auftritt.

Damis. Chrysander.

Chrys. Der verzweifelte Valer! er hätte mir zu keiner ungelegnern Zeit kommen können. Muß ihn denn der Henker eben heute von Berlin zurück führen?

ren? Und muß er sich denn eben gleich bey Mir anmelden lassen? Huy daß — — Nein. Herr Valer, damit kommen Sie zu spät. — — Nun mein Sohn — (Damis sieht zerstreut, als in tiefen Gedanken) Hörst du mein Sohn?

Damis. Ich höre; ich höre alles.

Chrys. Kurz, du bemerkst doch, wo ich vorhin hinaus wollte? Einem Klugen sind drey Worte genug. Sapienti sat; sagen wir Lateiner. — Antworte doch —

Damis. (noch immer als in Gedanken) Was ist da zu antworten? — —

Chrys. Was da zu antworten ist? — Das will ich dir sagen. — Antworte, daß du mich verstanden; daß dir mein Antrag lieb ist, daß dir Juliane gefällt, daß du mir in allem gehorchen willst. — Nun antwortest du das? —

Damis. Ich will gleich sehn — (indem er in der angenommenen Zerstreuung nach einem Buche greift)

Chrys. Was kann in dem Buche davon stehen? — Antworte aus dem Herzen, und nicht aus dem Buche. — — Ex libro doctus quilibet esse potest; sagen wir Lateiner. — —

Damis. (als ob er in dem Buche läse) Vollkommen recht! Aber nun wie weiter? —

Chrys. Das weitere giebt sich, wies Griechische. Du sagst Ja; Sie sagt Ja; damit wird Verlöbniß; und bald drauf wird Hochzeit; und alsdenn — — Du wirst schon sehen, wies alsdann weiter geht. — —

Damis. Wenn nun aber diese Voraussetzung. — (immer noch als ob er läse)

Chrys. Ey, ich setze nichts voraus, was im geringsten zweifelhaft wäre. Juliane ist eine Wayse; ich bin ihr Vormund; ich bin dein Vater; was muß mir angelegner seyn, als euch beyde glücklich zu machen? Ihr Vater war mein Freund, und war ein ehrlicher Mann, obgleich ein Narr. Er hätte einen honneten Banquerot machen können; seine Gläubiger würden aufs Drittel mit sich haben akkordiren lassen; und er war so einfältig und bezahlte bis auf den letzten Heller. Wie ist mir denn? hast du ihn nicht gekannt?

Damis. Von Person nicht. Aber seine Lebensumstände sind mir ganz wohl bewußt. Ich habe sie, ich weiß nicht in welcher Biographie, gelesen.

Chrys. Gelesen? gedruckt gelesen?

Damis. Ja, ja; gelesen. Er ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebohren, und ist, etwa vor zwanzig Jahren, als Generalsuperintendent in Pommern gestorben. In orientalischen Sprachen war seine vornehmste Stärke. Allein seine Bücher sind nicht alle gleich gut. Dieses ist noch eines von den besten. Eine besondere Gewohnheit soll der Mann an sich gehabt haben — —

Chrys. Von wem sprichst denn du?

Damis. Sie fragen mich ja, ob mir der Verfasser dieses Buchs bekannt wäre?

Chrys. Ich glaube du träumest; oder es geht gar noch etwas ärgers in deinem Gehirne vor. Ich frage

frage dich, ob du Julianens Vater noch gekannt hast?

Damis. Verzeihen Sie mir, wann ich ein wenig zerstreut geantwortet habe! Ich dachte eben nach, — — warum wohl die Rabbinen — — das Schurek M'lo Pum heissen?

Chrys. Mit dem verdammten Schurek! Gieb doch auf das Acht, was der Vater mit dir spricht! — — (er nimmt ihm das Buch aus der Hand) Du hast ihn also nicht gekannt? Ich besinne mich; es ist auch nicht wohl möglich. Als er starb, war Juliane noch sehr jung. Ich nahm sie gleich nach seinem Tode in mein Haus, und Gott sey Dank! sie hat viel Wohlthaten hier genossen. Sie ist schön, sie ist tugendhaft; wem sollte ich sie also lieber gönnen, als dir? Was meynest du? — — Antworte doch! Stehst du nicht da, als wenn du schliefest! — —

Damis. Ja, ja, Herr Vater. Nur eins ist noch dabey zu erwägen. — —

Chrys. Du hast recht; freylich ist noch eins dabey zu erwägen: ob du dich nehmlich geschickt befindest, bald ein öffentliches Amt anzunehmen, weil doch — —

Damis. Wie? geschickt? geschickt? Sie zweifeln also an meiner Geschicklichkeit? — Wie unglücklich bin ich, daß ich Ihnen nicht sogleich die unwidersprechlichsten Beweise geben kann! Doch es soll noch diesen Abend geschehen. Glauben sie mir, noch diesen Abend. — — Die verdammte Post! Ich weiß auch nicht, wo sie bleibt.

Chrys.

Chrys. Beruhige dich nur, mein Sohn. Die Frage geschahe eben aus keinem Mißtrauen, sondern bloß weil ich glaube, es schicke sich nicht, eher zu heyrathen, als bis man ein Amt hat; so wie es sich, sollte ich meynen, auch nicht wohl schickt, eher ein Amt anzunehmen, als bis man weiß, woher man die Frau bekommen will.

Damis. Ach, was heyrathen? was Frau? Erlauben Sie mir, daß ich Sie allein lasse. Ich muß ihn gleich wieder auf die Post schicken. Anton! Anton! Doch es ist mit dem Schlingel nichts anzufangen; ich muß nur selbst gehen.

Sechster Auftritt.

Anton. Chrysander.

Anton. Rufte mich nicht Herr Damis? Wo ist er? was soll ich?

Chrys. Ich weiß nicht, was ihm im Kopfe steckt. Er ruft dich; er will dich auf die Post schicken; er besinnt sich, daß mit dir Schlingel nichts anzufangen ist, und geht selber. Sage mir nur; willst du Zeitlebens ein Esel bleiben?

Anton. Gemach, Herr Chrysander! ich nehme an den Thorheiten Ihres Sohnes keinen Theil. Mehr als zwölfmal habe ich ihm heute schon auf die Post laufen müssen. Er verlangt Briefe von Berlin. Ist es meine Schuld, daß sie nicht kommen?

Chrys. Der wunderliche Heilige! Du bist aber nun schon so lange um ihn; solltest du nicht sein Gemüth, seine Art zu denken ein wenig kennen?

Anton.

Anton. Ha! ha! das kömmt darauf hinaus, was wir Gelehrten die Kenntniß der Gemüther nennen? Darinn bin ich Meister; bey meiner Ehre! Ich darf nur ein Wort mit einem reden; ich darf ihn nur ansehen: husch habe ich den ganzen Menschen weg! Ich weiß sogleich, ob er vernünftig, oder eigensinnig, ob er freygebig, oder ein Knicker — —

Chrys. Ich glaube gar, du zeigst auf mich?

Anton. O kehren Sie sich an meine Hände nicht! — — Ob er — —

Chrys. Du sollst deine Kunst gleich zeigen! Ich habe meinem Sohne eine Heyrath vorgeschlagen: nun sage einmal, wenn du ihn kennst, was wird er thun?

Anton. Ihr Herr Sohn? Herr Damis? Verzeihen Sie mir, bey dem geht meine Kunst, meine sonst so wohl versuchte Kunst, betteln.

Chrys. Nu, Schurke, so geh mit, und prahle nicht!

Anton. Die Gemüthsart eines jungen Gelehrten kennen wollen, und etwas daraus schliessen wollen, ist unmöglich; und was unmöglich ist, Herr Chrysander — — das ist unmöglich.

Chrys. Und wie so?

Anton. Weil er gar keine hat.

Chrys. Gar keine?

Anton. Nein, nicht gar keine; sondern alle Augenblicke eine andre. Die Bücher, und die Exempel, die er liest, sind die Winde, nach welchen sich der Wetterhahn seiner Gedanken richtet. Nur bey dem Kapitel von Heyrathen stehen zu bleiben, weil

das einmal auf dem Tapete ist, so besinne ich mich, daß — — Denn vor allen Dingen müssen Sie wissen, daß Herr Damis nie etwas vor mir verborgen hat. Ich bin von je her sein Vertrauter gewesen, und von je her der, mit dem er sich immer am liebsten abgegeben hat. Ganze Tage, ganze Nächte haben wir manchmal auf der Universität mit einander disputirt. Und ich weiß nicht, er muß doch so etwas an mir finden; etwa eine Eigenschaft, die er an andern nicht findet —

Chrys. Ich will dir sagen, was das für eine Eigenschaft ist: deine Dummheit! Es ergötzt ihn, wenn er sieht, daß er gelehrter ist als du. Bist du nun vollends ein Schalk, und widersprichst ihm nicht, und lobst ihn ins Gesicht, und bewunderst ihn — —

Anton. Je verflucht! da verrathen Sie mir ja meine ganze Politik! Wie schlau ein alter Kaufmann nicht ist!

Chrys. Aber vergiß das Hauptwerk nicht! Vom Heyrathen — —

Anton. Ja darüber hat er schon Teufelsgrillen im Kopfe gehabt. Zum Exempel; ich weiß die Zeit, da er gar nicht heyrathen wollte.

Chrys. Gar nicht? so muß Ich noch heyrathen. Ich werde doch meinen Namen nicht untergehen lassen? Der Bösewicht! Aber warum denn nicht!

Anton. Darum; weil es einmal Gelehrte gegeben hat, die geglaubt haben, der ehelose Stand sey für einen Gelehrten der schicklichste. Gott weiß, ob diese Herren allzu geistlich oder allzu fleischlich sind

gesinnt

gesinnt gewesen! Als ein künftiger Hagestolz, hatte er sich auch schon auf verschiedene sinnreiche Entschuldigungen gefaßt gemacht. —

Chrys. Auf Entschuldigungen? kann sich so ein ruchloser Mensch, der dieses heilige Sakrament — Denn im Vorbeygehen zu sagen, ich bin mit unsern Theologen gar nicht zufrieden, daß sie den Ehestand für kein Sakrament wollen gelten lassen — — der, sage ich, dieses heilige Sakrament verachtet, kann sich der noch unterstehen, seine Gottlosigkeit zu entschuldigen? Aber, Kerl, ich glaube, du machst mir etwas weiß; denn nur vorhin, schien er ja meinen Vorschlag zu billigen.

Anton. Das ist unmöglich richtig zugegangen. Wie stellte er sich dabey an? Lassen Sie sehen: stand er etwa da, als wenn er vor den Kopf geschlagen wäre? sahe er etwa steif auf die Erde? legte er etwa die Hand an die Stirne? griff er etwa nach einem Buche, als wenn er darinn lesen wollte? ließ er Sie etwa ungestört fort reden?

Chrys. Getroffen! du mahlst ihn, als ob du ihn gesehen hättest.

Anton. O da sieht es windig aus! Wann er es so macht, will er haben, daß man ihn für zerstreut halten soll. Ich kenne seine Mucken. Er hört alsdenn alles, was man ihm sagt; allein die Leute sollen glauben, er habe es vor vielem Nachsinnen nicht gehört. Er antwortet zuweilen auch; wenn man ihm aber seine Antwort wieder vorlegt, so wird er

nimmermehr zugestehen, daß sie auf das gegangen sey, was man von ihm hat wissen wollen.

Chrys. Nun, wer noch nicht gestehen will, daß zu viel Gelehrsamkeit den Kopf verwirre, der verdient es selber zu erfahren. Gott sey Dank, daß ich in meiner Jugend gleich das rechte Maaß zu treffen wußte! Omne nimium vertitur in vitulum: sagen wir Lateiner sehr spaßhaft. — — Aber Gott sey dem Bösewichte gnädig, wann er auf dem Vorsatze verharret! Wenn er behauptet, es sey nicht nöthig zu heyrathen und Kinder zu zeugen, will er mir damit nicht zu verstehen geben, es sey auch nicht nöthig gewesen, daß ich ihn gezeugt habe? Der undankbare Sohn!

Anton. Es ist wahr, kein größrer Undank kann unter der Sonne seyn, als wenn ein Sohn die viele Mühe nicht erkennen will, die sein Vater hat über sich nehmen müssen, um ihn in die Welt zu setzen.

Chrys. Nein; gewiß, an mir soll der heilige Ehestand seinen Vertheidiger finden!

Anton. Der Wille ist gut; aber lauter solche Vertheidiger würden die Konsumtionsaccise ziemlich geringe machen.

Chrys. Wie so?

Anton. Bedenken Sie es selbst! drey Weiber, und von der dritten kaum einen Sohn.

Chrys. Kaum? was willst du mit dem kaum sagen, Schlingel?

Anton. Huy, daß Sie etwas schlimmers darunter verstehn, als ich.

Chryſ. Zwar im Vertrauen, Anton; wenn die Weiber vor zwanzig Jahren ſo geweſen wåren, wie die Weiber ietzo ſind, ich wůrde auf wunderbare Gedanken gerathen. Er hat gar zu wenig von mir! Doch die Weiber vor zwanzig Jahren waren ſo frech noch nicht, wie die ietzigen; ſo treulos noch nicht, wie ſie heut zu Tage ſind; ſo lůſtern noch nicht — —

Anton. Iſt das gewiß? Nun wahrhaftig, ſo hat man meiner Mutter Unrecht gethan, die vor 33 Jahren von ihrem Manne, der mein Vater nicht ſeyn wollte, geſchieden wurde! Doch das iſt ein Punkt, woran ich nicht gern denke. Die Grillen Ihres Herrn Sohns ſind luſtiger.

Chryſ. Aergerlicher, ſprich! Aber ſage mir, was waren denn ſeine Entſchuldigungen?

Anton. Seine Entſchuldigungen waren Einfålle, die auf ſeinem Miſte nicht gewachſen waren. Er ſagte zum Exempel, ſo lange er unter 40 Jahren ſey, und ihn jemand um die Urſache fragen wůrde, warum er nicht heyrathe, wolle er antworten, er ſey zum Heyrathen noch zu jung. Wåre er aber ůber 40 Jahr, ſo wolle er ſprechen: nunmehr ſey er zum Heyrathen zu alt. Ich weiß nicht, wie der Gelehrte hieß, der auch ſo ſoll geſagt haben. — — Ein anderer Vorwand war der: er heyrathete deswegen nicht, weil er alle Tage Willens wåre, ein Mönch zu werden; und wůrde deswegen kein Mönch, weil er alle Tage gedåchte zu heyrathen.

Chryſ. Was? nun will er auch gar ein Mönch werden? Da ſieht man, wohin ſo ein böſes Gemůth,

das keine Ehrfurcht für den heiligen Ehestand hat, verfallen kann! Das hätte ich nimmermehr in meinem Sohne gesucht!

Anton. Sorgen Sie nicht! bey Ihrem Sohne ist alles nur ein Uebergang. Er hatte den Einfall in der Lebensbeschreibung eines Gelehrten gelesen; er hatte Geschmack daran gefunden, und sogleich beschlossen, ihn bey Gelegenheit als den seinen anzubringen. Bald aber ward die Grille von einer andern verjagt, so wie etwann, so wie etwann — — Schade, daß ich kein Gleichniß dazu finden kann! Kurz, sie ward verjagt. Er wollte nunmehr heyrathen, und zwar einen rechten Teufel von einer Frau.

Chrys. Wenn doch den Einfall mehr Narren haben wollten, damit andere ehrliche Männer mit bösen Weibern verschont blieben.

Anton. Ja, meyte er; es würde doch hübsch klingen, wenn es einmal von ihm heissen könnte: unter die Zahl der Gelehrten, welche der Himmel mit bösen Weibern gestraft hat, gehöret auch der berühmte Damis; gleichwohl kann sich die gelehrte Welt nicht über ihn beklagen, daß ihn dieses Hauskreuz nur im geringsten abgehalten hätte, ihr mit unzählbaren gelehrten Schriften zu dienen.

Chrys. Mit Schriften! ja, die mir am theuersten zu stehen kommen. Was für Rechnungen habe ich nicht schon an die Buchdrucker bezahlen müssen! Der Bösewicht!

Anton. Geduld! er hat auch erst angefangen zu schreiben! Es wird schon besser kommen.

Chrys.

Chrys. Besser? vielleicht damit man ihn endlich einmal auch unter die zählen kann, die ihren Vater arm geschrieben haben!

Anton. Warum nicht? wenn es ihm Ehre brächte — —

Chrys. Die verdammte Ehre!

Anton. Um die thut ein junger Gelehrter alles! Wann es auch nach seinem Tode heissen sollte: unter diejenigen Gelehrten die zum Teufel gefahren sind, gehört auch der berühmte Damis! was schadet das? Genug, er heißt gelehrt; er heißt berühmt — —

Chrys. Kerl, du erschreckst mich! Aber du, der du weit älter bist als er, kannst du ihn nicht dann und wann zurechte weisen? — —

Anton. O, Herr Chrysander! sie wissen wohl, daß ich keinen Gehalt, als Hofmeister bekomme. Und dazu meine Dummheit — —

Chrys. Ja, die du annimmst, um ihn desto dümmer zu machen.

Anton. (bey Seite) St! der kennt mich. — Aber glauben Sie, daß es ihm mit der bösen Frau ein Ernst war? nichts weniger! Eine Stunde darauf wollte er sich eine gelehrte Frau aussuchen.

Chrys. Nun, das wäre doch noch etwas kluges!

Anton. Etwas kluges? nach meiner unvorgreifflichen Meynung ist es gleich der dümmste Einfall, den er hat haben können. Eine gelehrte Frau! bedenken Sie doch! eine gelehrte Frau; eine Frau wie ihr Herr Sohn! Zittern und Entsetzen möchte einem

ehrlichen Kerl ankommen. Wahrhaftig! ehe ich mir eine Gelehrte aufhängen ließ — —

Chrys. Narre, Narre! sie gehen unter andern Leuten, als du bist, reissend weg. Wann ihrer nur viel wären, wer weiß, ob ich mir nicht selbst eine wählte.

Anton. Kennen Sie Karlinen?

Chrys. Karlinen? Nein.

Anton. Meinen ehemaligen Kameraden? meinen guten Freund? kennen Sie den nicht?

Chrys. Nein doch, nein.

Anton. Er trug ein hechtgraues Kleid, mit rothen Aufschlägen, und auf seiner Sonntagsmontur rothe und blaue Achselbänder. Sie müssen ihn bey mir gesehen haben. Er hatte eine etwas lange Nase. Sie war ein Erbstück; denn er wollte aus der Geschichte wissen, daß schon sein Ururältervater, der ehedem einem gewissen Turnier, als Stallknecht beygewohnt, eine eben so lange gehabt habe. Sein einziger Fehler war, daß er etwas krumme Beine hatte. Besinnen Sie sich nun?

Chrys. Soll ich denn alle das Lumpengesindel kennen, das du kennst? Und was willst du denn mit ihm?

Anton. Sie kennen ihn also im Ernste nicht? O! da kennen Sie einen sehr großen Geist weniger. Ich will Sie zu seiner Bekanntschaft verhelfen; ich gelte etwas bey ihm.

Chrys. Ich glaube, du schwärmst manchmal so gut, als mein Sohn. Wie kömmst du denn auf die Possen?

Anton.

Anton. Eben der Karlin, will ich sagen — — O! es ist ärgerlich, daß Sie ihn nicht kennen — — Eben der Karlin, sage ich, hat einmal bey einem Herrn gedient, der eine gelehrte Frau hatte. Der verzweifelte Vogel! — — er sah gut aus, und wie nun der Appetit sich nach dem Stande nicht richtet — — kurz, er mußte sie näher gekannt haben. Wo hätte er sonst so viel Verstand her? Endlich merkte es auch sein Herr, daß er bey der Frau in die Schule gieng. Er bekam seinen Abschied, ehe er sichs versah. Die arme Frau!

Chrys. Ach schweig! ich mag weder deine noch meines Sohnes Grillen länger mit anhören.

Anton. Noch eine hören Sie; und zwar die, welche zuletzt seine Leibgrille ward: er wollte mehr als eine Frau heyrathen.

Chrys. Aber eine nach der andern.

Anton. Nein, wenigstens ein halb Dutzend auf einmal. Der Bibel, der Obrigkeit und dem Gebrauche zum Trutze! Er las damals gleich ein Buch — —

Chrys. Die verdammten Bücher! Kurz, ich will nicht weiter hören. Es soll ihm schon vergehen, mehr als eine zu nehmen, wenn er nur erst die genommen hat, die ich jetzt für ihn im Kopfe habe. Und was meynest du wohl, Anton? quid putas? wie wir Lateiner reden; wird ers thun?

Anton. Vielleicht; vielleicht nicht. Wenn ich wüßte was er für ein Buch zuletzt gelesen hätte, und wenn ich dieses Buch selbst lesen könnte, und wenn — —

Chryſ. Ich ſehe ſchon, ich werde deine Hülfe nöthig haben. Du biſt zwar ein Gauner, aber ich weiß auch, man kömmt jetzt mit Betriegern weiter, als mit ehrlichen Leuten.

Anton. Ey, Herr Chryſander, für was halten Sie mich?

Chryſ. Ohne Komplimente, Herr Anton! Ich verſpreche dir eine Belohnung, die deinen Verdienſten gemäß ſeyn ſoll, wenn du meinen Sohn quovis modo, wie wir Lateiner reden, durch Wahrheiten oder durch Lügen, durch Ernſt oder Schraubereyen vel ſic vel aliter, wie wir Lateiner reden, Julianen zu heyrathen bereden kannſt.

Anton. Wen? Julianen?

Chryſ. Julianen; illam ipſam.

Anton. Unſere Mamſell Juliane? Ihr Mündel? Ihre Pflegetochter?

Chryſ. Kennſt du eine andre?

Anton. Das iſt unmöglich, oder das, was ich von ihr gehört habe, muß nicht wahr ſeyn.

Chryſ. Gehört? ſo? haſt du etwas von ihr gehört? doch wohl nichts böſes?

Anton. Nichts gutes war es freylich nicht.

Chryſ. Ey! ich habe auf das Mädchen ſo große Stücken gehalten. Sie wird doch nicht etwa mit einem jungen Kerl — — he?

Anton. Wann es nichts mehr wäre! ſo ein klein Fehlerchen entſchuldigt die Mode. Aber, es iſt noch etwas weit ärgers für eine gute Jungfer, die gerne nicht länger Jungfer ſeyn möchte.

Chryſ.

Chryſ. Noch etwas weit ärgers? Ich verſteh dich nicht.

Anton. Und Sie ſind gleichwohl ein Kaufmann?

Chryſ. Noch etwas weit ärgers? Ich habe immer geglaubt, Eingezogenheit und gute Sitten wären das Vornehmſte — —

Anton. Nicht mehr! nicht mehr! vor zwanzig Jahren wohl, wie Sie vorher ſelbſt weißlich erinnerten.

Chryſ. Nun ſo erkläre dich deutlicher. Ich habe nicht Luſt deine närriſchen Gedanken zu errathen.

Anton. Und nichts iſt doch leichter. Mit einem Worte: ſie ſoll kein Geld haben. Man hat mir geſagt, in Anſehung ihres Vaters, der Ihr guter Freund geweſen wäre, hätten Sie Julianen, von ihrem neunten Jahre an, zu ſich genommen, und aus Barmherzigkeit erzogen.

Chryſ. Da hat man dir nun wohl keine Lügen geſagt; gleichwohl aber ſoll ſie doch kein andrer haben, als mein Sohn, wann nur er — — Denn ſieh, Anton, ich muß dir das ganze Räthſel erklären. — Es liegt nur an mir, Julianen in kurzer Zeit reich zu machen.

Anton. Ja, durch Ihr eigen Geld; und auf dieſe Art könnten Sie auch mich wohl reich machen. Wollen Sie ſo gut ſeyn?

Chryſ. Nein, nicht durch mein eigen Geld. — Kannſt du ſchweigen?

Anton. Versuchen Sie es.

Chrys. Höre also; mit Julianens Vermögen steht es so: ihr Vater kam durch einen Proceß, den er endlich doch mußte liegen lassen, kurz vor seinem Tode, um alle das Seine. Jetzt nun ist mir ein gewisses Dokument in die Hände gefallen, das er lange vergebens suchte, und das dem ganzen Handel ein ander Ansehen giebt. Es kömmt nur darauf an, daß ich so viel Geld hergebe, den Proceß wieder anzufangen. Das Dokument selbst habe ich bereits an meinen Advokaten nach Dresden geschickt. — —

Anton. Gott sey Dank! daß Sie wieder zum Kaufmanne werden! Vorhin hätte ich bald nicht gewußt, was ich aus Ihnen machen sollte. — — Aber Julianens Einwilligung haben Sie doch schon?

Chrys. O! das gute Kind will mir, wie es spricht, in allem gehorchen. Unterdessen hat sich doch schon Valer auf sie gespitzt. Er hat mir vor einiger Zeit auch seine Gedanken deshalb eröffnet. Ehe ich das Dokument bekam — —

Anton. Ja, da war uns an Julianen so viel nicht gelegen. Sie machten ihm also Hofnung?

Chrys. Freylich! Er ist heute von Berlin wieder zurück gekommen, und hat sich auch schon bey mir melden lassen. Ich besorge, ich besorge — — Doch wenn mein Sohn nur will — — Und diesen, Anton, du verstehest mich — — Ein Narr ist auf viel Seiten zu fassen; und ein Mann, wie du, kann auf viel Seiten fassen. — Du wirst sehen, daß ich erkenntlich bin.

Anton. Und Sie, daß ich ganz zu Ihren Diensten bin, zumal wenn mich die Erkenntlichkeit zuerst heraus fordert, und —

Siebenter Auftritt.

Anton. Chrysander. Juliane.

Juliane. Kommen Sie doch, Herr Chrysander, kommen Sie doch hurtig herunter. Herr Valer ist schon da, Ihnen seine Aufwartung zu machen.

Chrys. Thut Sie doch ganz fröhlich, mein Jungferchen!

Anton. (sachte zu Chrysandern) Huy! daß Valer schon den Vogel gefangen hat.

Chrys. Das wäre mir gelegen.

(Anton und Chrysander gehen ab.)

Achter Auftritt.

Juliane. Lisette.

Lisette. (guckt aus dem Kabinet) Bst! bst! bst!

Juliane. Nun, wem gilt das? Lisette? bist dus? Was machst du denn hier?

Lisette. Ja, das werden Sie wohl nimmermehr glauben, daß ich und Damis schon so weit mit einander gekommen sind, daß er mich verstecken muß. Schon kann ich ihn um einen Finger wickeln! Noch eine Unterredung, wie vorhin, so habe ich ihn im Sacke.

Juliane. Und also hätte ich wohl, in allem Scherze, einen recht guten Einfall gehabt? Wollte doch

doch der Himmel, daß die Verbindung, die sein Vater zwischen uns — —

Lisette. Ach, sein Vater! der Schalk, der Geizhals! Jetzt habe ich ihn kennen lernen.

Juliane. Was giebst du ihm für Titel? Seine Gütigkeit ist nur gar zu groß. Seine Wohlthaten vollkommen zu machen, trägt er mir die Hand seines Sohnes, und mit ihr sein ganzes Vermögen an. Aber wie unglücklich bin ich dabey! — Dankbarkeit und Liebe, Liebe gegen den Valer, und Dankbarkeit — —

Lisette. Noch vor einer Minute, war ich in eben dem Irrthume. Aber glauben Sie mir nur, ich weiß es nunmehr aus seinem Munde: nicht aus Freundschaft für Sie, sondern aus Freundschaft für Ihr Vermögen, will er diese Verbindung treffen.

Juliane. Für mein Vermögen? du schwärmst. Was habe ich denn, das ich nicht von ihm hätte?

Lisette. Kommen Sie, kommen Sie. Hier ist der Ort nicht, viel zu schwatzen. Ich will Ihnen alles erzählen, was ich gehört habe.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lisette. Valer. Juliane.

Lisette. (noch innerhalb der Scene) Nur hier herein; Damis ist ausgegangen. Sie können hier schon

schon ein Wörtchen miteinander im Vertrauen reden.

Juliane. Ja, Valer: mein Endschluß ist gefaßt. Ich bin ihm zu viel schuldig; er hat durch seine Wohlthaten das größte Recht über mich erhalten. Es koste mir was es wolle; ich muß die Heyrath eingehen, weil es Chrysander verlangt. Oder soll ich etwa die Dankbarkeit der Liebe aufopfern? Sie sind selbst tugendhaft, Valer, und Ihr Umgang hat mich edler denken gelehrt. Mich Ihrer werth zu zeigen, muß ich meine Pflicht, auch mit dem Verluste meines Glückes, erfüllen.

Lisette. Eine wunderbare Moral! wahrhaftig!

Valer. Aber wo bleiben Versprechung, Schwur, Treue? Ist es erlaubt, um eine eingebildete Pflicht zu erfüllen, einer andern, die uns wirklich verbindet, entgegen zu handeln?

Juliane. Ach Valer, Sie wissen es besser, was zu solchen Versprechungen gehört. Mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht. Die Einwilligung meines Vaters war nicht dabey.

Valer. Was für eines Vaters? — —

Juliane. Desjenigen, dem ich für seine Wohlthaten diese Benennung schuldig bin. Oder halten sie es für keine Wohlthaten, der Armuth und allen ihren unseligen Folgen entrissen zu werden? Ach Valer, ich würde Ihr Herz nicht besitzen, hätte nicht Chrysanders Sorgfalt mich zur Tugend und Anständigkeit bilden lassen.

Valer.

Valer. Wohlthaten hören auf Wohlthaten zu seyn, wenn man sucht, sich für sie bezahlt zu machen. Und was thut Chrysander anders, da er Sie, allzugewissenhafte Juliane, nur deswegen mit seinem Sohne verbinden will, weil er ein Mittel sieht, Ihnen wieder zu dem größten Theil Ihres väterlichen Vermögens zu verhelfen?

Juliane. Fussen Sie doch auf eine so wunderbare Nachricht nicht. Wer weiß, was Lisette gehört hat?

Lisette. Nichts, als was sich vollkommen mit seiner übrigen Aufführung reimt. Ein Mann, der seine Wohlthaten schon ausposaunet, der sie einem jeden auf den Fingern vorzurechnen weiß, sucht etwas mehr, als das bloße Gotteslohn. Und wäre es etwa die erste Thräne, die Ihnen aus Verdruß, von einem so eigennützig freygebigen Manne abzuhangen, entfahren ist?

Valer. Lisette hat Recht! — — Aber ich empfinde es leider; Juliane liebt mich nicht mehr.

Juliane. Sie liebt Sie nicht mehr? Dieser Verdacht fehlte noch, ihren Kummer vollkommen zu machen. Wann Sie wüßten, wie viel es ihr, gegen die Rathschläge der Liebe taub zu seyn, koste; wann Sie wüßten, Valer — — ach, die mißtrauischen Mannspersonen!

Valer. Legen Sie die Furcht eines Liebhabers, dessen ganzes Glück auf dem Spiele steht, nicht falsch aus. Sie lieben mich also noch? und wollen sich einem andern überlassen?

Juliane.

Juliane. Ich will? Könnten Sie mich empfindlicher martern? Ich will? — — Sagen Sie: ich muß.

Valer. Sie müssen? — — Noch ist nie ein Herz gezwungen worden, als dasjenige, dem es lieb ist, den Zwang zu seiner Entschuldigung machen zu können — —

Juliane. Ihre Vorwürfe sind so fein, so fein, daß ich Sie vor Verdruß verlassen werde.

Valer. Bleiben Sie, Juliane; und sagen Sie mir wenigstens, was ich dabey thun soll?

Juliane. Was ich thue; dem Schicksale nachgeben.

Valer. Ach, lassen Sie das unschuldige Schicksal aus dem Spiele!

Juliane. Das unschuldige? und ich werde also wohl die Schuldige seyn? Halten Sie mich nicht länger — —

Lisette. Wann ich mich nun nicht bald darzwischen lege, so werden sie sich vor lauter Liebe zanken. — Was sie thun sollen, Herr Valer? eine grosse Frage! Himmel und Hölle rege machen, damit die gute Jungfer nicht muß! Den Vater auf andre Gedanken bringen; den Sohn auf Ihre Seite ziehen. — — Mit dem Sohne zwar, hat es gute Wege; den überlassen Sie nur mir. Der gute Damis! Ich bin ohne Zweifel das erste Mädchen, das ihm schmeichelt, und hoffe dadurch auch das erste zu werden, das von ihm geschmeichelt wird. Wahrhaftig; er ist so eitel, und ich bin so geschickt, daß

ich mich wohl noch zu seiner Frau an ihm loben wollte, wann der verzweifelte Vater nicht wäre! — — Sehen Sie, Herr Valer, der Einfall ist von Mamsell Julianen! Erfinden Sie nun eine Schlinge für den Vater — —

Juliane. Was sagst du, Lisette? von mir? O Valer, glauben Sie solch rasendes Zeug nicht! Habe ich dir etwas anders befohlen, als ihm einen schlechten Begriff von mir beyzubringen?

Lisette. Ja, recht; einen schlechten von Ihnen — und wenn es möglich wäre, einen desto bessern von mir.

Juliane. Nein, es ist mit euch nicht auszuhalten — —

Valer. Erklären Sie wenigstens, liebste Juliane — —

Juliane. Erklären? und was? Vielleicht, daß ich Ihnen in die Arme rennen will, und wann ich auch alle Tugenden beleidigen sollte? daß ich mich mit einer Begierde, mit einem Eifer die Ihrige zu werden bemühen will, die mich in Ihren Augen nothwendig einmal verächtlich machen müssen? Nein, Valer. — —

Lisette. Hören Sie denn nicht, daß sie uns gern freye Hand lassen will? Sie macht es, wie die schöne Aspasia — — oder wie hieß die Prinzeßinn in dem dicken Romane? Zwey Ritter machten auf sie Anspruch. Schlagt euch mit einander, sagte die schöne Aspasia; wer den andern überwindet, soll mich haben. Gleichwohl aber war sie dem Ritter

in der blauen Rüstung günstiger, als dem andern — —

Juliane. Ach, die Närrinn, mit ihrem blauen Ritter — —

(reißt sich loß und geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Lisette. Valer.

Lisette. Ha! ha! ha!

Valer. Mir ist nicht lächerlich, Lisette.

Lisette. Nicht? Ha! ha! ha!

Valer. Ich glaube, du lachst mich aus?

Lisette. O so lachen Sie mit! Oder ich muß noch einmal darüber lachen, daß Sie nicht lachen wollen. Ha! ha! ha!

Valer. Ich möchte verzweifeln! In der Ungewißheit, ob sie mich noch liebt —

Lisette. Ungewißheit? Sind denn alle Mannspersonen so schwer zu überreden? Werden sie denn alle zu solchen ängstlichen Zweiflern, so bald sie die Liebe ein wenig erhitzt? Lassen Sie Ihre Grillen fahren, Herr Valer, oder ich lache aufs neue. Spannen Sie vielmehr Ihren Verstand an, etwas auszusinnen, um den alten Chrysander — —

Valer. Chrysander traut mir nicht, und kann mir nicht trauen. Er kennt meine Neigung zu Julianen. Alle mein Zureden würde umsonst seyn; er würde den Eigennutz, die Quelle davon, gar bald entdecken. Und wenn ich auch eine völlige Anwerbung

thun wollte; was würde es helfen? Er ist deutsch genug, mir gerade ins Gesicht zu sagen, daß ich seinem Sohne hier nachstehen müsse, welcher wegen der Wohlthaten des Vaters das größte Recht auf Julianen habe. — — Was soll ich also anfangen?

Lisette. Mit den wunderlichen Leuten, die nur überall den ebenen Weg gehen wollen! Hören Sie was mir eingefallen ist. Das Dokument, oder wie der Quark heißt, ist das einzige was Chrysandern zu dieser Heyrath Lust macht, so daß er es schon an seinen Advokaten geschickt hat. Wie wenn man von diesem Advokaten einen Brief unterschieben könnte, in welchem — — in welchem — —

Valer. In welchem er ihm die Gültigkeit des Dokuments verdächtig machte; willst du sagen? Der Einfall ist so unrecht nicht! Aber — wenn ihm nun einmal der Advokate ganz das Gegentheil schreibt, so ist ja unser Betrug ganz am Tage.

Lisette. Was für ein Einwurf! Freylich müssen Sie ihn stimmen. Es ist von je her gebräuchlich gewesen, daß es sich ein Liebhaber etwas muß kosten lassen.

Valer. Wenn nun aber der Advokat ehrlich ist?

Lisette. Thun Sie doch, als ob Sie seit vier Wochen erst in der Welt wären. Wie die Geschenke, so ist der Advokat. Kommen gar keine, so ist der niederträchtigste Betrieger der redlichste Mann. Kommen welche, aber nur kleine, so hält das Gewissen noch so ziemlich das Gleichgewicht. Es steigen alsdenn wohl Versuchungen bey ihm auf; allein die kleinste Be-

trachtung schlägt sie wieder nieder. Kommen aber nur recht ansehnliche, so ist gar bald der ehrlichste Advokat nicht mehr der ehrlichste. Er legt die Ehrlichkeit mit den geschenkten Goldstücken in den Schatz, wo jene eher zu rosten anfängt, als diese. Ich kenne die Herren!

Valer. Dein Urtheil ist zu allgemein. Nicht alle Personen von einerley Stande sind auf einerley Art gesinnet. Ich kenne verschiedne alte rechtschaffne Sachwalter — —

Lisette. Was wollen Sie mit Ihren alten? Es ist eben, als wenn Sie sagten, die grossen runden Aufschläge, die kleinen spitzen Knöpfe, die erschrecklichen Halskrausen, aus welchen man Schifssegel machen könnte, die viereckigten breiten Schuhe, die tiefen Taschen, kurz die ganze Tracht, wie sich etwa Ihre Pathen an Ehrentagen mögen ausstaffirt haben, wären noch jetzt Mode, weil man noch manchmal hier und da einige gebückte zitternde Männerchen über die Gassen so schleichen sieht. Lassen Sie nur noch die, und Ihr Paar alte rechtschaffne Advokaten sterben; die Mode und die Redlichkeit werden einen Weg nehmen.

Valer. Man hört doch gleich, wenn das Frauenzimmer am beredtesten ist!

Lisette. Sie meynen etwa, wenn es ans Lästern geht? O wahrhaftig! des blossen Lästerns wegen, habe ich so viel nicht geplaudert. Meine vornehmste Absicht war, Ihnen beyzubringen, wie viel überall das Geld thun könne, und was für ein vortreffliches Spiel ein Liebhaber in den Händen hat, wenn er ge-

gen alle freygebig ist, gegen die Gebieterinn, gegen den Advokaten und — — Dero Dienerinn. (Sie macht eine Verbeugung.)

Valer. Verlaß dich auf meine Erkenntlichkeit. Ich verspreche dir eine recht ansehnliche Ausstattung, wenn wir glücklich sind — —

Lisette. Ey, wie fein! eine Ausstattung? Sie hoffen doch wohl nicht, daß ich übrig bleiben werde?

Valer. Wann du das befürchtest, so verspreche ich dir den Mann darzu. — — Doch komm nur; Juliane wird ohne Zweifel auf uns warten. Wir wollen gemeinschaftlich unsre Sachen weiter überlegen.

Lisette. Gehen Sie nur voran; ich muß noch hier verziehen, um meinem jungen Gelehrten —

Valer. Er wird vielleicht schon unten bey dem Vater seyn.

Lisette. Wir müssen uns alleine sprechen. Gehen Sie nur! Sie haben ihn doch wohl noch nicht gesprochen?

Valer. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich es ganz und gar überhoben seyn könnte! Seinetwegen würde ich dieses Haus fliehen, ärger als ein Tollhaus, wenn nicht ein angenehmerer Gegenstand —

Lisette. So gehen Sie doch, und lassen Sie den angenehmern Gegenstand nicht länger auf sich warten.

(Valer geht ab.)

Dritter

Dritter Auftritt.

Anton. Lisette.

Anton. Nu? was will die, in meines Herrn Studierstube? Jetzt gieng Valer heraus; vor einer Weile Juliane; und du bist noch da? Ich glaube gar, ihr habt eure Zusammenkünfte hier. Warte, Lisette! das will ich meinem Herrn sagen. Ich will mich schon rächen; noch für das Gestrige; besinnst du dich?

Lisette. Ich glaube, du keufst? Was willst du mit deinem Gestrigen?

Anton. Eine Maulschelle vergißt sich wohl bey dem leicht, der sie giebt, aber der, dem die Zähne davon gewackelt haben, der denkt eine Zeit lang daran. Warte nur! warte!

Lisette. Wer heißt dich, mich küssen?

Anton. Potz Stern, wie gemein würden die Maulschellen seyn, wenn alle die welche bekommen sollten, die euch küssen wollen. — — Jetzt soll dich mein Herr dafür wacker —

Lisette. Dein Herr? der wird mir nicht viel thun.

Anton. Nichts? Wie vielmal hat er es nicht gesagt, daß so ein heiliger Ort, als eine Studierstube ist, von euch, unreinen Geschöpfen, nicht müsse entheiligt werden? Der Gott der Gelehrsamkeit — — warte, wie nennt er ihn? — — Apollo — könne kein Weibsbild leiden. Schon der Geruch davon wäre ihm zuwider. Er fliehe davor, wie der Stösser vor den Tauben. — Und du denkst, mein Herr würde

es so mit ansehen, daß du ihm den lieben Gott von der Stube treibest?

Lisette. Ich glaube gar, du Narre denkst, der liebe Gott sey nur bey euch Mannspersonen? Schweig, oder — —

Anton. Ja, so eine, wie gestern vielleicht?

Lisette. Noch eine beßre! der Pinsel hätte gestern mehr, als eine verdient. Er kömmt zu mir; es ist finster; er will mich küssen; ich stosse ihn zurück, er kömmt wieder; ich schlage ihn aufs Maul, es thut ihm weh; er läßt nach; er schimpft; er geht fort — — Ich möchte dir gleich noch eine geben, wenn ich daran gedenke.

Anton. Ich hätte es also wohl abwarten sollen, wie oft du deine Karesse hättest wiederholen wollen?

Lisette. Gesetzt, es wären noch einige gefolgt, so würden sie doch immer schwächer und schwächer geworden seyn. Vielleicht hätten sich die letztern gar — — doch so ein dummer Teufel verdient nichts.

Anton. Was hör ich? ist das dein Ernst, Lisette? Bald hätte ich Lust, die Maulschelle zu vergessen, und mich wieder mit dir zu vertragen.

Lisette. Halte es, wie du willst. Was ist mir jetzt an deiner Gunst gelegen? Ich habe ganz ein ander Wildpret auf der Spur.

Anton. Ein anders? au weh, Lisette! Das war wieder eine Ohrfeige, die ich so bald nicht vergessen werde! Ein anders? Ich dächte, du hättest an einem genug, das dir selbst ins Netz gelaufen ist.

Lisette.

Lisette. Und drum eben ist nichts dran. — Aber sage mir, wo bleibt dein Herr?

Anton. Danke du Gott, daß er so lange bleibt; und mache, daß du hier fort kömmst. Wann er dich trifft, so bist du in Gefahr herausgeprügelt zu werden.

Lisette. Dafür laß mich sorgen! Wo ist er denn? ist er von der Post noch nicht wieder zurück?

Anton. Woher weißt du denn, daß er auf die Post gegangen ist?

Lisette. Genug, ich weiß es. Er wollte dich schicken. Aber wie kam es denn, daß er selbst gieng? Ha! ha! ha! „Es ist mit dem Schlingel nichts an„zufangen.“ Wahrhaftig, das Lob macht mich ganz verliebt in dich.

Anton. Wer Henker muß dir das gesagt haben?

Lisette. O niemand; sage mir nur, ist er wieder da?

Anton. Schon längst; unten ist er bey seinem Vater.

Lisette. Und was machen sie mit einander?

Anton. Was sie machen? sie zanken sich.

Lisette. Der Sohn will gewiß den Vater von seiner Geschicklichkeit überführen?

Anton. Ohne Zweifel muß es so etwas seyn. Damis ist ganz ausser sich: er läßt den Alten kein Wort aufbringen; er rechnet ihm tausend Bücher her, die er gesehen; tausend, die er gelesen hat; andere tausend, die er schreiben will, und hundert kleine Bücherchen, die er schon geschrieben hat. Bald neunt

er ein Dutzend Professores, die ihm sein Lob schriftlich, mit untergedrucktem Siegel, nicht umsonst, gegeben hätten; bald ein Dutzend Zeitungsschreiber, die eine vortrefliche Posaune für einen jungen Gelehrten sind, wenn man ein silbernes Mundstück darauf steckt; bald ein Dutzend Journalisten, die ihn alle zu ihrem Mitarbeiter flehentlich erbeten haben. Der Vater sieht ganz erstaunt; er ist um die Gesundheit seines Sohnes besorgt; er ruft einmal über das andre: Sohn, erhitze dich doch nicht so! schone deine Lunge! ja doch, ich glaub es! gieb dich zufrieden! es war so nicht gemeynt!

Lisette. Und Damis? — —

Anton. Und Damis läßt nicht nach. Endlich greift sich der Vater an; er überschreit ihn mit Gewalt, und besänftiget ihn mit einer Menge solcher Lobsprüche, die in der Welt niemand verdient hat, verdient, noch verdienen wird. Nun wird der Sohn wieder vernünftig, und nun — — ja nun schreiten sie zu einem andern Punkte, zu einer andern Sache, — — zu — —

Lisette. Wozu denn?

Anton. Gott sey Dank, mein Maul kann schweigen!

Lisette. Du willst mir es nicht sagen?

Anton. Nimmermehr! ich bin zwar sonst ein schlechter Kerl; aber wenn es auf die Verschwiegenheit ankömmt — —

Lisette. Lerne ich dich so kennen?

Anton.

Anton. Ich dächte, das sollte dir lieb seyn, daß ich schweigen kann; und besonders von Heyrathssachen, oder was dem anhängig ist — —

Lisette. Weißt du nichts mehr? O das habe ich längst gewußt.

Anton. Wie schön sie mich über den Tölpel stossen will. Also wäre es ja nicht nöthig, daß ich dir es sagte? — —

Lisette. Freylich nicht! aber mich für dein schelmisches Mißtrauen zu rächen, weiß ich schon, was ich thun will. Du sollst es gewiß nicht mehr wagen, gegen ein Mädchen von meiner Profession verschwiegen zu seyn! Besinnst du dich, wie du von deinem Herrn vor kurzem gesprochen hast?

Anton. Besinnen? ein Mann, der in Geschäften sitzt, der einen Tag lang so viel zu reden hat, wie ich, soll sich der auf allen Bettel besinnen?

Lisette. Seinen Herrn verleumden ist etwas mehr, sollte ich meynen.

Anton. Was? verleumden?

Lisette. Ha, ha! Herr Mann, der in Geschäften sitzt, besinnen Sie sich nun? Was haben Sie vorhin gegen seinen Vater von ihm geredt?

Anton. Das Mädel muß den Teufel haben, oder der verzweifelte Alte hat geplaudert. Aber höre, Lisette, weißt du es gewiß, was ich gesagt habe? Was war es denn? Laß einmal hören!

Lisette. Du sollst alles hören, wenn ich es deinem Herrn erzählen werde.

Anton.

Anton. O wahrhaftig, ich glaube du machst Ernst daraus. Du wirst mir doch meinen Kredit bey meinem Herrn nicht verderben wollen? Wenn du wirklich etwas weißt, so sey keine Närrinn! — Daß ihr Weibsvolk doch niemals Spaß versteht! Ich habe dir eine Ohrfeige vergeben, und du willst dich, einer kleinen Neckerey wegen, rächen? Ich will dir ja alles sagen.

Lisette. Nun so sage — —

Anton. Aber du sagst doch nichts? — —

Lisette. Je mehr du sagen wirst; je weniger werde ich sagen.

Anton. Was wird es sonst viel seyn, als daß der Vater dem Sohne nochmals die Heyrath mit Julianen vorschlug? Damis schien ganz aufmerksam zu seyn, und — — und weiter kann ich dir nichts sagen.

Lisette. Weiter nichts? Gut, gut, dein Herr soll alles erfahren.

Anton. Um des Himmels willen, Lisette; ich will dir es nur gestehn.

Lisette. Nun so gesteh.

Anton. Ich will dir es nur gestehen, daß ich wahrhaftig nichts mehr gehört habe. Ich wurde eben weggeschickt. Nun weißt du wohl, wenn man nicht zugegen ist, so kann man nicht viel hören — —

Lisette. Das versteht sich. Aber was meynst du, wird Damis sich dazu entschlossen haben?

Anton. Wenn er sich noch nicht dazu entschlossen hat, so will ich mein Aeusserstes anwenden, daß

er

er es noch thut. Ich soll für meine Mühe bezahlt werden, Lisette; und du weißt wohl, wenn ich bezahlt werde, daß alsdenn auch du — —

Lisette. Ja, ja, auch ich verspreche dirs: du sollst redlich bezahlt werden! — Unterstehe dich! —

Anton. Wie?

Lisette. Habe einmal das Herz! —

Anton. Was?

Lisette. Dummkopf! meine Jungfer will deinen Damis nicht haben —

Anton. Was thut das? —

Lisette. Folglich ist mein Wille, daß er sie auch nicht bekommen soll.

Anton. Folglich, wenn sie mein Herr wird haben wollen, so wird mein Wille seyn müssen, daß er sie bekommen soll.

Lisette. Hört doch! du willst mein Mann werden, und einen Willen für dich haben? Bürschchen, das laß dir nicht einkommen! Dein Wille muß mein Wille seyn, oder —

Anton. St! potz Element! er kömmt; hörst du? er kömmt! Nun sieh ja, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Verstecke dich wenigstens; verstecke dich! Er bringt sonst mich und dich um.

Lisette. (bey Seite) Halt, ich will beyde betriegen! — — Wo denn aber hin? wo hin? in das Kabinet?

Anton.

Anton. Ja, ja, nur unterdessen hinein. Vielleicht geht er bald wieder fort. — — Und ich, ich will mich geschwind hierher setzen — —

(er setzt sich an den Tisch, nimmt ein Buch in die Hand, und thut, als ob er den Damis nicht gewahr würde.)

Vierter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. (vor sich) Ja, die Gelehrten — wie glücklich sind die Leute nicht! — — Ist mein Vater nicht ein Esel gewesen, daß er mich nicht auch auf ihre Profession gethan hat! Zum Henker, was muß es für eine Lust seyn, wenn man alles in der Welt weiß, so wie mein Herr! — — Potz Stern, die Bücher alle zu verstehn! — — Wenn man nur darunter sitzt, man mag darinn lesen, oder nicht, so ist man schon ein ganz andrer Mensch! — — Ich fühls, wahrhaftig ich fühls, der Verstand duftet mir recht daraus entgegen. — — Gewiß, er hat Recht; ohne die Gelehrsamkeit ist man nichts, als eine Bestie. — — Ich dumme Bestie! — — (bey Seite) Nun, wie lange wird er mich noch schimpfen lassen? — — Wir sind doch närrisch gepaaret, ich und mein Herr! — — Er giebt dem Gelehrtesten, und ich dem Ungelehrtesten nichts nach. — — Ich will auch noch heute anfangen zu lesen. — — Wenn ich ein Loch von achtzig Jahren in die Welt lebe, so kann ich schon noch ein ganzer

zer Kerl werden. — — Nur frisch angefangen! Da sind Bücher genug! — — ich will mir das kleinste aussuchen; denn Anfangs muß man sich nicht übernehmen. — — Ha! da finde ich ein allerliebstes Büchelchen. — — In so einem muß es sich mit Lust studiren lassen. — — Nur frisch angefangen, Anton! — — Es wird doch gleichviel seyn, ob hinten oder vorne? — — Wahrhaftig, es wäre eine Schande für meinen so erstaunlich, so erschrecklich, so abscheulich gelehrten Herrn, wenn er länger einen so dummen Bedienten haben sollte —

Damis. (indem er sich ihm vollends nähert) Ja freylich wäre es eine Schande für ihn.

Anton. Hilf Himmel! mein Herr — —

Damis. Erschrick nur nicht! Ich habe alles gehört. — —

Anton. Sie haben alles gehört? — — Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich etwas unrechtes gesprochen habe. — — Ich war so eingenommen, so eingenommen von der Schönheit der Gelehrsamkeit, — — verzeihen Sie mir meinen dummen Streich — — daß ich selbst noch gelehrt werden wollte.

Damis. Schimpfe doch nicht selbst den klügsten Einfall, den du Zeitlebens gehabt hast.

Anton. Vor zwanzig Jahren möchte er klug genug gewesen seyn.

Damis. Glaube mir; noch bist du zu den Wissenschaften nicht zu alt. Wir können in unsrer Republick schon mehrere aufweisen, die sich gleichfalls

falls den Musen nicht eher in die Arme geworfen haben.

Anton. Nicht in die Arme allein, ich will mich ihnen in den Schooß werfen. — Aber in welcher Stadt sind die Leute?

Damis. In welcher Stadt?

Anton. Ja; ich muß hin, sie kennen zu lernen. Sie müssen mir sagen, wie sie es angefangen haben. — —

Damis. Was willst du mit der Stadt?

Anton. Sie denken etwa, ich weiß nicht, was eine Republick ist? — — Sachsen, zum Exempel. — — Und eine Republick hat ja mehr wie eine Stadt? nicht?

Damis. Was für ein Idiote! Ich rede von der Republick der Gelehrten. Was geht uns Gelehrten, Sachsen, was Deutschland, was Europa an? Ein Gelehrter, wie ich bin, ist für die ganze Welt; er ist ein Kosmopolit; er ist eine Sonne, die den ganzen Erdball erleuchten muß — —

Anton. Aber sie muß doch wo liegen, die Republick der Gelehrten.

Damis. Wo liegen? dummer Teufel! die gelehrte Republick ist überall.

Anton. Ueberall? und also ist sie mit der Republick der Narren an einem Orte? Die, hat man mir gesagt, ist auch überall.

Damis. Ja freylich sind die Narren und die Klugen, die Gelehrten und die Ungelehrten überall untermengt, und zwar so, daß die letztern immer

den

den größten Theil ausmachen. Du kannst es an unserm Hause sehen. Mit wie viel Thoren und Unwissenden findest du mich nicht hier umgeben? Einige davon wissen nichts, und wissen es, daß sie nichts wissen. Unter diese gehörst du. Sie wollten aber doch gern etwas lernen, und deßwegen sind sie noch die erträglichsten. Andre wissen nichts, und wollen auch nichts wissen; sie halten sich bey ihrer Unwissenheit für glücklich; sie scheuen das Licht der Gelehrsamkeit — —

Anton. Das Eulengeschlecht!

Damis. Noch andre aber wissen nichts, und glauben doch etwas zu wissen; sie haben nichts, gar nichts gelernt, und wollen doch den Schein haben, als hätten sie etwas gelernt. Und diese sind die allerunerträglichsten Narren, worunter, die Wahrheit zu bekennen, auch mein Vater gehört.

Anton. Sie werden doch Ihren Vater, bedenken Sie doch, Ihren Vater, nicht zu einem Erznarren machen?

Damis. Lerne distinguiren! Ich schimpfe meinen Vater nicht, in so fern er mein Vater ist, sondern in so fern ich ihn, als einen betrachten kann, der den Schein der Gelehrsamkeit unverdienter Weise an sich reissen will. In so fern verdient er meinen Unwillen. Ich habe es ihm schon oft zu verstehen gegeben, wie ärgerlich er mir ist, wenn er, als ein Kaufmann, als ein Mann, der nichts mehr, als gute und schlechte Waaren, gutes und falsches Geld kennen darf, und höchstens das letzte für das erste wegzugeben

 wissen

wissen soll, wenn der, sage ich, mit seinen Schulbrocken, bey welchen ich doch immer etwas erinnern muß, so pralen will. In dieser Absicht ist er ein Narr, er mag mein Vater seyn, oder nicht.

Anton. Schade! ewig Schade! daß ich das in so fern und in Absicht nicht als ein Junge gewußt habe. Mein Vater hätte mir gewiß nicht so viel Prügel umsonst geben sollen. Er hätte sie alle richtig wieder bekommen; nicht in so fern als mein Vater, sondern in so fern als einer, der mich zuerst geschlagen hätte. Es lebe die Gelehrsamkeit! — —

Damis. Halt! ich besinne mich auf einen Grundsatz des natürlichen Rechts, der diesem Gedanken vortrefflich zu statten kommt. Ich muß doch den Hobbes nachsehen! — — Geduld! daraus will ich gewiß eine schöne Schrift machen!

Anton. Um zu beweisen, daß man seinen Vater wieder prügeln dürfe? — —

Damis. Certo respectu allerdings. Nur muß man sich wohl in Acht nehmen, daß man, wenn man ihn schlägt, nicht den Vater, sondern den Aggressor zu schlagen sich einbildet; denn sonst — —

Anton. Aggressor? Was ist das für ein Ding?

Damis. So heißt der, welcher ausschlägt — —

Anton. Ha, ha! nun versteh ichs. Zum Exempel; Ihnen mein Herr stüße wieder einmal eine kleine gelehrte Raserey zu, die sich meinem Buckel durch eine Tracht Schläge empfindlich machte; so wären Sie — — wie heißt es? — — der Aggressor; und

und ich, ich würde berechtiget seyn, mich über den Aggressor zu erbarmen, und ihm — —

Damis. Kerl, du bist toll! — —

Anton. Sorgen Sie nicht; ich wollte meine Gedanken schon so zu richten wissen, daß der Herr unterdessen bey Seite geschafft würde — —

Damis. Nun wahrhaftig; das wäre ein merkwürdiges Exempel, in was für verderbliche Irrthümer man verfallen kann, wenn man nicht weiß, aus welcher Disciplin diese oder jene Wahrheit zu entscheiden ist. Die Prügel, die ein Bedienter von seinem Herrn bekömmt, gehören nicht in das Recht der Natur, sondern in das bürgerliche Recht. Wenn sich ein Bedienter vermiethet, so vermiethet er auch seinen Buckel mit. Diesen Grundsatz merke dir.

Anton. Aus dem bürgerlichen Rechte ist er? O das muß ein garstiges Recht seyn. Aber ich sehe es nun schon! die verzweifelte Gelehrsamkeit, sie kann eben so leicht zu Prügeln verhelfen, als dafür schützen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich mich auf alle ihre wächserne Nasen, so gut verstünde, als Sie. — — O Herr Damis, erbarmen Sie sich meiner Dummheit!

Damis. Nun wohl, wenn es dein Ernst ist, so greife das Werk an. Es erfreut mich, der Gelehrsamkeit durch mein Exempel einen Proselyten gemacht zu haben. Ich will dich redlich mit meinem Rathe und meinen Lehren unterstützen. Bringst du es zu etwas, so verspeche ich dir, dich in die gelehrte Welt selbst einzuführen, und mit einem besondern

Werke dich ihr anzukündigen. Vielleicht ergreife ich die Gelegenheit, etwas de Eruditis sero ad literas admissis, oder de Opsimathia, oder auch de studio senili zu schreiben, und so wirst du auf einmal berühmt. — — Doch laß einmal sehen, ob ich mir von deiner Lehrbegierde viel zu versprechen habe? Welch Buch hattest du vorhin in Händen?

Anton. Es war ein ganz kleines — —

Damis. Welches denn? — —

Anton. Es war so allerliebst eingebunden, mit Golde auf dem Rücken und auf dem Schnitte. Wo legte ichs doch hin? Da! da!

Damis. Das hattest du? das?

Anton. Ja, das!

Damis. Das?

Anton. Bin ich an das unrechte gekommen? Weil es so hübsch klein war —

Damis. Ich hätte dir selbst kein beßres vorschlagen können.

Anton. Das dacht ich wohl, daß es ein schön Buch seyn müsse. Würde es wohl sonst einen so schönen Rock haben?

Damis. Es ist ein Buch, das seines gleichen nicht hat. Ich habe es selbst geschrieben. Siehst du? — — Auctore Damide!

Anton. Sie selbst? Nu, nu, habe ichs doch immer gehört, daß man die leiblichen Kinder besser in Kleidung hält, als die Stiefkinder. Das zeigt von der väterlichen Liebe.

Damis.

Damis. Ich habe mich in diesem Buche, so zu reden, übertroffen. So oft ich es wieder lese, so oft lerne ich auch etwas Neues daraus.

Anton. Aus Ihrem eignen Buche?

Damis. Wundert dich das? — — Ach verdammt! nun erinnere ich mich erst: mein Gott, das arme Mädchen! Sie wird doch nicht noch in dem Kabinete stecken? (er geht darauf los.)

Anton. Um Gottes Willen, wo wollen Sie hin?

Damis. Was fehlt dir? ins Kabinet. Hast du Lisetten gesehen?

Anton. Nun bin ich verlohren! — Nein, Herr Damis, nein; so wahr ich lebe, sie ist nicht drinne.

Damis. Du hast sie also sehen heraus gehen? Ist sie schon lange fort?

Anton. Ich habe sie, so wahr ich ehrlich bin, nicht sehen herein gehen. Sie ist nicht drinne, glauben Sie mir nur, sie ist nicht drinne. — —

Fünfter Auftritt.

Lisette. Damis. Anton.

Lisette. Allerdings ist sie noch drinne —

Anton. O das Rabenaas!

Damis. So lange hat Sie sich hier versteckt gehalten? Arme Lisette! das war mein Wille gar nicht. So bald mein Vater aus der Stube gewesen wäre, hätte Sie immer wieder heraus gehen können.

Lisette. Ich wußte doch nicht, ob ich recht thäte. Ich wollte also lieber warten, bis mich der,

der mich versteckt hatte, selbst wieder hervor kommen hieß — —

Anton. Zum Henker, von was für einem Verstecken reden die? (sachte zu Lisetten) So, du feines Thierchen? hat dich mein Herr selbst schon einmal versteckt? Nun weiß ich doch, wie ich die gestrige Ohrfeige auslegen soll. Du Falsche!

Lisette. Schweig; sage nicht ein Wort, daß ich zuvor bey dir gewesen bin, oder — du weißt schon — —

Damis. Was schwatzt ihr denn beide da zusammen? Darf ich es nicht hören?

Lisette. Es war nichts; ich sagte ihm bloß, er solle herunter gehen, daß wenn meine Jungfer nach mir fragte, er unterdessen sagen könnte, ich sey ausgegangen. Juliane ist mißtrauisch; sie suchte mich doch wohl hier, wenn sie mich brauchte.

Damis. Das ist vernünftig. Gleich, Anton, geh!

Anton. Das verlangst du im Ernste, Lisette?

Lisette. Freylich; fort, laß uns allein.

Damis. Wirst du bald gehen?

Anton. Bedenken Sie doch selbst, Herr Damis; wann Sie nun ihr Geplauder werden überdrüßig seyn, und das wird gar bald geschehen, wer soll sie Ihnen denn aus der Stube jagen helfen, wenn ich nicht dabey bin?

Lisette. Warte, ich will dein Lästermaul — —

Damis. Laß dich unbekümmert! Wann sie mir beschwerlich fällt, wird sie schon selbst so vernünftig seyn, und gehen.

Anton.

Anton. Aber betrachten Sie nur: ein Weibsbild in Ihrer Studierstube! Was wird Ihr Gott sagen? Er kann ja das Ungeziefer nicht leiden.

Lisette. Endlich werde ich dich wohl zur Stube hinaus schmeissen müssen?

Anton. Das wäre mir gelegen. — — Die verdammten Mädel! auch bey dem Teufel können sie sich einschmeicheln.

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Lisette. Damis.

Damis. Und wo blieben wir denn vorhin?

Lisette. Wo blieben wir? bey dem, was ich allezeit am liebsten höre, und wovon ich allezeit am liebsten rede, bey Ihrem Lobe. Wenn es nur nicht eine so gar kützliche Sache wäre, einen ins Gesicht zu loben! — — Ich kann Ihnen unmöglich die Marter anthun.

Damis. Aber ich betheure Ihr nochmals, Lisette; es ist mir nicht um mein Lob zu thun! Ich möchte nur gern hören, auf was für verschiedene Art verschiedene Personen einerley Gegenstand betrachtet haben.

Lisette. Jeder lobte dasjenige an Ihnen, was er an sich lobenswürdiges zu finden glaubte. Zum Exempel, der kleine dicke Mann, mit der ernsthaften Miene, der so selten lacht, der aber, wenn er einmal zu lachen anfängt, mit dem erschütterten Bauche den ganzen Tisch über den Haufen wirft — —

Damis. Und wer ist das? Aus Ihrer Beschreibung, Lisette, kann ich es nicht errathen — O es ist mit den Beschreibungen eine kützliche Sache! Es gehört nicht wenig dazu, sie so einzurichten, daß man, gleich bey dem ersten Anblicke, das Beschriebene erkennen kann. Ueber nichts aber muß ich mehr lachen, als wenn ich bey diesem und jenem großen Philosophen, wahrhaftig bey Männern, die schon einer ganzen Sekte ihren Namen gegeben haben, öfters Beschreibungen anstatt Erklärungen antreffe. Das macht, die guten Herren haben mehr Einbildungskraft, als Beurtheilung. Bey der Erklärung muß der Verstand in das Innere der Dinge eindringen; bey der Beschreibung aber darf man bloß auf die äusserlichen Merkmale, auf das — —

Lisette. Wir kommen von unsrer Sache, Herr Damis. Ihr Lob — —

Damis. Ja wohl; fahr Sie nur fort, Lisette. Von wem wollte Sie vorhin reden?

Lisette. Je, sollten Sie denn den kleinen Mann nicht kennen? Er bläset immer die Backen auf —

Damis. Sie meynt vielleicht den alten Rathsherrn?

Lisette. Ganz recht, aber seinen Namen —

Damis. Was liegt an dem?

Lisette. Ja, Herr Chrysander, sagte also der Rathsherr, an dessen Namen nichts gelegen ist, ihr Herr Sohn kann einmal der beste Rathsherr von der Welt werden, wenn er sich nur darauf appliciren will. Es gehört ein aufgeweckter Geist dazu; den hat

er:

er: eine fixe Zunge; die hat er: eine tiefe Einsicht in die Staatskunst; die hat er: eine Geschicklichkeit, seine Gedanken zierlich auf das Papier zu bringen; die hat er: eine verschlagne Aufmerksamkeit auf die geringsten Bewegungen unruhiger Bürger; die hat er: und wenn er sie nicht hat — o die Uebung — die Uebung! Ich weiß ja, wie mir es Anfangs gieng. Freylich kann man die Geschicklichkeit zu einem so schweren Amte, nicht gleich mit auf die Welt bringen —

Damis. Der Narr! es ist zwar wahr, daß ich alle diese Geschicklichkeiten besitze; allein mit der Hälfte derselben könnte ich Geheimter Rath werden, und nicht bloß — —

Siebenter Auftritt.

Anton. Lisette. Damis.

Damis. Nun, was willst du schon wieder?

Anton. Mamsell Juliane weiß es nun, daß Lisette ausgegangen ist. Fürchten Sie sich nur nicht; sie wird uns nicht überraschen. — —

Damis. Wer hieß dich denn wieder kommen?

Anton. Sollte ich wohl meinen Herrn allein lassen? Und dazu, es überfiel mich auf einmal so eine Angst, so eine Bangigkeit; die Ohren fiengen mir an zu klingen, und besonders das linke — Lisette! Lisette!

Lisette. Was willst du denn?

Anton. (sachte zu Lisette) Was habt ihr denn beyde allein gemacht? Was gilts, es gieng auf meine Unkosten!

Lisette. O pack dich — Ich weiß nicht was der Narre will.

Damis. Fort, Anton! es ist die höchste Zeit; du mußt wieder auf die Post sehen. Ich weiß auch gar nicht, wo sie so lange bleibt. — — Wirds bald?

Anton. Lisette, komm mit!

Damis. Was soll denn Lisette mit?

Anton. Und was soll sie denn bey Ihnen?

Damis. Unwissender!

Anton. Ja freylich ist es mein Unglück, daß ich es nicht weiß. (sachte zu Lisetten) Rede nur wenigstens ein wenig laut, damit ich höre, was unter euch vorgeht — Ich werde horchen —

(Gehet ab.)

Achter Auftritt.

Lisette. Damis.

Lisette. Lassen Sie uns ein wenig sachte reden. Sie wissen wohl, man ist vor dem Horcher nicht sicher.

Damis. Ja wohl; fahr Sie also nur sachte fort.

Lisette. Sie kennen doch wohl des Herrn Chrysanders Beichtvater?

Damis. Beichtvater? soll ich denn alle solche Handwerksgelehrte kennen?

Lisette. Wenigstens schien er Sie sehr wohl zu kennen. Ein guter Prediger, fiel er der dicken Rechtsgelehrsamkeit ins Wort, sollte Herr Damis gewiß auch werden. Eine schöne Statur; ein starke deutliche Stimme; ein gutes Gedächtniß; ein feiner Vortrag; eine anständige Dreustigkeit; ein reifer Verstand, der über seine Meynungen Türkenmäßig zu halten weiß: alle diese Eigenschaften glaube ich, in einem ziemlich hohen Grade, bey ihm bemerkt zu haben. Nur um einen Punkt ist mir bange. Ich fürchte, ich fürchte; er ist auch ein wenig von der Freygeisterey angesteckt. — — Ey was Freygeisterey? schrie der schon halb trunkene Medikus. Die Freygeister sind brave Leute! Wird er deswegen keinen Kranken kuriren können? Wenn es nach mir geht, so muß er ein Medikus werden. Griechisch kann er, und Griechisch ist die halbe Medicin. (indem sie allmählich wieder lauter spricht) Freylich das Herz, das dazu gehört, kann sich niemand geben. Doch das kömmt von sich selbst, wenn man erst eine Weile prakticirt hat. — — Nu, fiel ihm ein alter Kaufmann in die Rede, so muß es mit den Herren Medicinern wohl seyn, wie mit den Scharfrichtern. Wenn die zum erstenmale köpfen, so zittern und beben sie; je öfter sie aber den Versuch wiederholen, desto frischer geht es. — — Und auf diesen Einfall ward eine ganze Viertelstunde gelacht: in einem fort, in einem fort; so gar das Trinken ward darüber vergessen.

Neunter Auftritt.

Lisette. Damis. Anton.

Anton. Herr, die Post wird heute vor neun Uhr nicht kommen. Ich habe gefragt; Sie können sich darauf verlassen.

Damis. Mußt du uns aber denn schon wieder stören, Idiote?

Anton. Es soll mir recht lieb seyn, wann ich Sie nur noch zur rechten Zeiten gestört habe.

Damis. Was willst du mit deiner rechten Zeit?

Anton. Ich will mich gegen Lisetten schon deutlicher erklären. Darf ich ihr etwas ins Ohr sagen?

Lisette. Was wirst du mir ins Ohr zu sagen haben?

Anton. Nur ein Wort. (sachte) Du denkst ich habe nicht gehorcht? Sagtest du nicht: du hättest nicht Herz genug dazu? doch wenn du nur erst das Ding eine Weile würdest prakticiret haben — — O ich habe alles gehört. — — Kurz, wir sind geschiedne Leute! Du Unverschämte, Garstige — —

Lisette. Sage nur, was du willst?

Damis. Gleich, geh mir wieder aus den Augen! Und komme mir nicht wieder vors Gesicht, bis ich dich rufen werde, oder bis du mir Briefe von Berlin bringst! — Ich kann sie kaum erwarten. So macht es die übermäßige Freude! Zwar sollte ich Hofnung sagen, weil jene nur auf das Gegenwärtige, und diese auf das Zukünftige geht. Doch hier ist das Zukünftige schon so gewiß, als das Gegenwärtige.

wärtige. Ich brauche die Sprache der Propheten, die ihrer Sachen doch unmöglich so gewiß seyn konnten. — — Die ganze Akademie müßte blind seyn. — Nun, was stehst du noch da? Wirst du gehen?

Zehnter Auftritt.

Lisette. Damis.

Lisette. Da sehen Sie! so lobten Sie die Leute.

Damis. Ah, wann die Leute nicht besser loben können, so möchten sie es nur gar bleiben lassen. Ich will mich nicht rühmen, aber doch so viel kann ich mir ohne Hochmuth zutrauen: ich will meiner Braut die Wahl lassen, ob sie lieber einen Doktor der Gottesgelahrtheit, oder der Rechte, oder der Arzneykunst, zu ihrem Manne haben will. In allen drey Fakultäten habe ich disputirt; in allen dreyen habe ich — —

Lisette. Sie sprechen von einer Braut? heyrathen Sie denn wirklich?

Damis. Hat sie auch schon davon gehört, Lisette?

Lisette. Kömmt denn wohl ohn unser einer irgend in einem Hause eine Heyrath zu Stande? Aber eingebildet hätte ich mir es nimmermehr, daß Sie sich für Julianen entschliessen würden! für Julianen!

Damis. Größten Theils thue ich es dem Vater zu gefallen, der auf die ausserordentlichste Weise deswegen in mich dringt. Ich weiß wohl, daß Juliane meiner nicht werth ist. Allein soll ich einer solchen

Kleinig-

Kleinigkeit wegen, als eine Heyrath ist, den Vater vor den Kopf stossen? Und dazu habe ich sonst einen Einfall, der mir ganz wohl lassen wird.

Lisette. Freylich ist Juliane Ihrer nicht werth, und wenn nur alle Leute die gute Mamsell so kennten, als ich — —

Eilfter Auftritt.

Anton. Damis. Lisette.

Anton. (vor sich) Ich kann die Leute unmöglich so alleine lassen. — — Herr Valer fragt, ob Sie in Ihrer Stube sind? Sind Sie noch da, Herr Damis?

Damis. Sage mir nur, Unwissender, hast du dir es denn heute recht vorgesetzt, mir beschwerlich zu fallen?

Lisette. So lassen Sie ihn nur da, Herr Damis. Er bleibt doch nicht weg —

Anton. Ja, jetzt soll ich da bleiben; jetzt, da es schon vielleicht vorbey ist, was ich nicht hören und sehen sollte.

Damis. Was soll denn vorbey seyn?

Anton. Das werden Sie wohl wissen.

Lisette. (sachte) Jetzt, Anton, hilf mir, Julianen bey deinem Herrn recht schwarz machen. Willst du?

Anton. Ey ja doch! zum Danke vielleicht —

Lisette. So schweig wenigstens. — — Nothwendig, Herr Damis, müssen Sie mit Julianen übel

fahren.

fahren. Ich bedaure Sie im voraus. Der ganze Erdboden trägt kein ärgeres Frauenzimmer. — —

Anton. Glauben Sie es nicht, Herr Damis; Juliane ist ein recht gut Kind. Sie können mit keiner in der Welt besser fahren. Ich wünsche Ihnen im voraus Glück.

Lisette. Wahrhaftig! Du mußt gegen deinen Herrn sehr redlich gesinnt seyn, daß du ihm eine so unerträgliche Plage an den Hals schwatzen willst.

Anton. Noch weit redlicher mußt du gegen deine Mamsell seyn, daß du ihr einen so guten Ehemann, als Herr Damis werden wird, mißgönnest.

Lisette. Einen guten Ehemann? Nun wahrhaftig, ein guter Ehemann, das ist auch alles, was sie sich wünscht. Ein Mann, der alles gut seyn läßt — —

Anton. Ho! ho! alles? Hören Sie, Herr Damis, für was Sie Lisette ansieht? Aus der Ursache möchtest du wohl selbst gern seine Frau seyn? Alles? ey! unter das alles, gehört wohl auch? — — du verstehst mich doch? —

Damis. Aber im Ernste, Lisette; glaubt Sie wirklich, daß Ihre Jungfer eine rechte böse Frau werden wird? Hat sie in der That viel schlimme Eigenschaften?

Lisette. Viel? Sie hat sie alle, die man haben kann; auch nicht die ausgenommen, die einander widersprechen.

Damis. Will Sie mir nicht ein Verzeichniß davon geben?

Lisette. Wo soll ich anfangen? — Sie ist albern —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich sage: Lügen!

Lisette. Sie ist zänkisch! — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich sage: Lügen!

Lisette. Sie ist eitel — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen! sag ich.

Lisette. Sie ist keine Wirthinn — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Lisette. Sie wird Sie durch übertriebenen Staat, durch beständige Ergötzlichkeiten und Schmausereyen, um alle das Ihrige bringen —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Lisette. Sie wird Ihnen die Sorge um eine Heerde Kinder auf den Hals laden —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Das thun die besten Weiber am ersten.

Lisette. Aber um Kinder, die aus der rechten Quelle nicht geholt sind.

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und zwar Kleinigkeit nach der Mode!

Lisette. Kleinigkeit? aber was denken Sie denn Herr Damis?

Damis. Ich denke, daß Juliane nicht arg genug seyn kann. Ist sie albern? ich bin desto klüger; ist

ist sie zänkisch? ich bin desto gelassener; ist sie eitel? ich bin desto philosophischer gesinnt! verthut sie? sie wird aufhören wenn sie nichts mehr hat; ist sie fruchtbar? so mag sie sehen, was sie vermag, wenn sie es mit mir um die Wette seyn will. Ein jedes mache sich ewig, womit es kann; das Weib durch Kinder, der Mann durch Bücher.

Anton. Aber merken Sie denn nicht, daß Lisette ihre Ursachen haben muß, Julianen so zu verläumden?

Damis. Ach freylich merk ich es. Sie gönnt mich ihr, und beschreibt sie mir also vollkommen nach meinem Geschmacke. Sie hat es ohne Zweifel geschlossen, daß ich ihre Mamsell nur eben deswegen, weil sie das unerträglichste Frauenzimmer ist, heyrathen will.

Lisette. Nur deswegen? nur deswegen? und das hätte ich geschlossen? Ich müßte Sie für irre im Kopfe gehalten haben. Ueberlegen Sie doch nur —

Damis. Das geht zu weit, Lisette! Traut Sie mir keine Ueberlegung zu? Was ich gesagt habe, ist die Frucht einer nur allzu scharfen Ueberlegung. Ja, es ist beschlossen: ich will die Zahl der unglücklich scheinenden Gelehrten, die sich mit bösen Weibern vermählt haben, vermehren. Dieser Vorsatz ist nicht von heute.

Anton. Nein, wahrhaftig! — Was aber der Teufel nicht thun kann! Wer hätte es sich jetzt sollen träumen lassen, jetzt da es Ernst werden soll? Ich muß lachen; Lisette wollte ihn von der Heyrath abziehen, und hat ihn nur mehr dazu beredt; und

ich, ich wollte ihn dazu bereden, und hätte ihn bald davon abgezogen.

Damis. Einmal soll geheyrathet seyn. Auf eine recht gute Frau darf ich mir nicht Rechnung machen; also wähle ich mir eine recht schlimme. Eine Frau von der gemeinen Art, die weder kalt, noch warm, weder recht gut, noch recht schlimm ist, taugt für einen Gelehrten nichts, ganz und gar nichts! Wer wird sich nach seinem Tode um sie bekümmern? Gleichwohl verdient er es doch, daß sein ganzes Haus mit ihm unsterblich bleibe. Kann ich keine Frau haben, die einmal ihren Platz in einer Abhandlung de bonis Eruditorum uxoribus findet, so will ich wenigstens eine haben, mit welcher ein fleißiger Mann seine Sammlung de malis Eruditorum uxoribus vermehren kann. Ja, ja; ich bin es ohnehin meinem Vater, als der einzige Sohn, schuldig, auf die Erhaltung seines Namens mit der äussersten Sorgfalt bedacht zu seyn.

Lisette. Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen. — — Ich habe Sie, Herr Damis, für einen so grossen Geist gehalten — —

Damis. Und das nicht mit Unrecht. Doch eben hierdurch, glaube ich, den stärksten Beweiß davon zu geben.

Lisette. Ich möchte platzen! — — Ja, ja, den stärksten Beweiß, daß niemand schwerer zu fangen ist, als ein junger Gelehrter; nicht sowohl wegen seiner Einsicht und Verschlagenheit, als wegen seiner Narrheit.

Damis.

Damis. Wie so naseweis, Lisette? Ein junger Gelehrter? — — ein junger Gelehrter? — —

Lisette. Ich will Ihnen die Verweise ersparen. Valer soll gleich von allem Nachricht bekommen. Ich bin Ihre Dienerinn.

Zwölfter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. Da sehen Sie! nun läuft sie fort! da Sie nach ihrer Pfeife nicht tanzen wollen. —

Damis. Mulier non Homo! bald werde ich auch dieses Paradoxon für wahr halten. Wodurch zeigt man, daß man ein Mensch ist? Durch den Verstand. Wodurch zeigt man, daß man Verstand hat? Wenn man die Gelehrten und die Gelehrsamkeit gehörig zu schätzen weiß. Dieses kann kein Weibsbild, und also hat es keinen Verstand, und also ist es kein Mensch. Ja, wahrhaftig ja; in diesem Paradoxo liegt mehr Wahrheit, als in zwanzig Lehrbüchern.

Anton. Wie ist mir denn? ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie Herr Valer gesucht hat? Wollen Sie nicht gehen und ihn sprechen?

Damis. Valer? ich will ihn erwarten. Die Zeiten sind vorbey, da ich ihn hochschätzte. Er hat seit einigen Jahren die Bücher bey Seite gelegt; er hat sich das Vorurtheil in den Kopf setzen lassen, daß man sich vollends durch den Umgang, und durch die Kenntniß der Welt, geschickt machen müsse, dem Staate nützliche Dienste zu leisten. Was kann ich mehr

thun, als ihn bedauern? Doch ja, endlich werde ich mich auch seiner schämen müssen. Ich werde mich schämen müssen, daß ich ihn ehemals meiner Freundschaft werth geschätzt habe. O wie eckel muß man in der Freundschaft seyn! Doch was hat es geholfen, daß ich es bis auf den höchsten Grad gewesen bin? Umsonst habe ich mich vor der Bekanntschaft aller mittelmäßigen Köpfe gehütet; umsonst habe ich mich bestrebt, nur mit Genies, nur mit originellen Geistern umzugehen: dennoch mußte mich Valer, unter der Larve eines solchen, hintergehen. O Valer! Valer!

Anton. Laut genug, wenn er es hören soll.

Damis. Ich hätte über sein kaltsinniges Kompliment bersten mögen! Von was unterhielt er mich? von nichtswürdigen Kleinigkeiten. Und gleichwohl kam er von Berlin, und gleichwohl hätte er mir die allerangenehmste Neuigkeit zuerst berichten können. O Valer! Valer!

Anton. St! wahrhaftig er kömmt. Sehen Sie, daß er sich nicht dreymal rufen läßt?

Dreyzehnter Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Verzeihen Sie, liebster Freund, daß ich Sie in Ihrer gelehrten Ruhe störe — —

Anton. Wenn er doch gleich sagte, Faulheit.

Damis. Stören? ich sollte glauben, daß Sie mich zu stören kämen? Nein, Valer, ich kenne Sie zu wohl; Sie kommen, mir die angenehmsten Neuigkeiten

keiten zu hinterbringen, die der Aufmerksamkeit eines Gelehrten, der seine Belohnung erwartet, würdig sind. — — Einen Stuhl, Anton! — — Setzen Sie Sich.

Valer. Sie irren Sich, liebster Freund. Ich komme Ihnen die Unbeständigkeit Ihres Vaters zu klagen; ich komme, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen, von welcher mein ganzes Glück abhängen wird. — —

Damis. O! ich konnte es Ihnen gleich ansehen, daß Sie vorhin die Gegenwart meines Vaters abhielt, sich mit mir vertraulicher zu besprechen, und mir Ihre Freude über die Ehre zu bezeigen, die mir der billige Ausspruch der Akademie — —

Valer. Nein, allzu gelehrter Freund; lassen Sie uns einen Augenblick von etwas minder gleichgültigem reden.

Damis. Von etwas minder gleichgültigem? Also ist Ihnen meine Ehre gleichgültig? Falscher Freund!

Valer. Ihnen wird diese Benennung zukommen, wenn Sie mich länger von dem, was für ein zärtliches Herz das wichtigste ist, abbringen werden. Ist es wahr, daß Sie Julianen heyrathen wollen? daß Ihr Vater dieses allzu zärtliche Frauenzimmer durch Bande der Dankbarkeit binden will, in seiner Wahl minder frey zu handeln? Habe ich Ihnen jemals aus meiner Neigung gegen Julianen ein Geheimniß gemacht? Haben Sie mir nicht von jeher versprochen, meiner Liebe behülflich zu seyn?

Damis. Sie ereifern sich, Valer! und vergessen, daß ein Weibsbild die Ursache ist. Schlagen Sie Sich diese Kleinigkeit aus dem Sinne. — Sie müssen in Berlin gewesen seyn, da die Akademie den Preis auf dieses Jahr ausgetheilet hat. Die Monaden sind die Aufgabe gewesen. Sollten Sie nicht etwa gehört haben, daß die Devise —

Valer. Wie grausam sind Sie, Damis! So antworten Sie mir doch!

Damis. Und Sie wollen mir nicht antworten? Besinnen Sie Sich: sollte nicht die Devise Unum est necessarium seyn gekrönt worden? Ich schmeichle mir wenigstens — —

Valer. Bald schmeichle ich mir nun mit nichts mehr, da ich Sie so ausschweifend sehe. Bald werde ich nun auch glauben müssen, daß die Nachricht, die ich für eine Spötterey von Lisetten gehalten habe, gegründet sey. Sie halten Julianen für Ihrer unwerth, Sie halten Sie für die Schande ihres Geschlechts, und eben deswegen wollen Sie sie heyrathen? Was für ein ungeheurer Einfall!

Damis. Ha! ha! ha!

Valer. Ja lachen Sie nur, Damis, lachen Sie nur! Ich bin ein Thor, daß ich einen Augenblick solchen Unsinn von Ihnen habe glauben können. Sie haben Lisetten zum Besten gehabt, oder Lisette mich. Nein, nur in ein zerrüttetes Gehirn kann ein solcher Entschluß kommen! Ihn zu verabscheuen, braucht man nur vernünftig zu denken, und lange nicht edel, wie Sie doch zu denken gewohnt sind Aber

lösen Sie mir, ich bitte Sie, dieses marternde Räthsel!

Damis. Bald werden Sie mich, Valer, auf Ihr Geschwätze aufmerksam gemacht haben. So verlangen Sie doch in der That, daß ich meinen Ruhm Ihrer thörichten Neigung nachsetzen soll? Meinen Ruhm! — — Doch wahrhaftig, ich will vielmehr glauben, daß Sie scherzen. Sie wollen versuchen, ob ich in meinen Entschliessungen auch wankelhaft bin.

Valer. Ich scherzen? der Scherz sey verflucht, der mir hier in den Sinn kömmt! —

Damis. Desto lieber ist mir es, wenn Sie endlich ernsthaft reden wollen. Was ich Ihnen sage: die Schrift mit der Devise: Unum est necessarium — —

Vierzehnter Auftritt.

Chrysander. Damis. Valer. Anton.

Chrys. (mit einem Zeitungsblatte in der Hand) Nun, nicht wahr, Herr Valer? mein Sohn ist nicht von der Heyrath abzubringen? Sehen Sie, daß nicht sowohl ich, als er auf diese Heyrath dringt?

Damis. Ich? ich auf die Heyrath dringen?

Chrys. St! st! st!

Damis. Ey was st, st? Meine Ehre leidet hierunter. Könnte man nicht auf die Gedanken kommen, wer weiß was mir an einer Frau gelegen sey?

Chrys. St! st! st!

Valer. O! brauchen Sie doch keine Umstände. Ich sehe es ja wohl; Sie sind mir beyde entgegen. Was für ein Unglück hat mich in dieses Haus führen müssen! Ich muß eine liebenswürdige Person antreffen; ich muß ihr gefallen, und muß doch endlich, nach vieler Hoffnung, alle Hofnung verlieren. Damis, wenn ich jemals einiges Recht auf ihre Freundschaft gehabt habe — —

Damis. Aber, nicht wahr, Valer? einer Sache wegen, muß man auf die Berlinische Akademie recht böse seyn? Bedenken Sie doch, sie will künftig die Aufgaben zu dem Preise, zwey Jahre vorher, bekannt machen. Warum denn zwey Jahre? war es nicht an einem genug? Hält sie denn die Deutschen für so langsame Köpfe? Seit ihrer Erneuerung habe ich jedes Jahr meine Abhandlung mit eingeschickt; aber, ohne mich zu rühmen, länger als acht Tage habe ich über keine zugebracht.

Chrys. Wißt ihr denn aber auch, ihr lieben Leute, was in den Niederlanden vorgegangen ist? Ich habe hier eben die neueste Zeitung. Sie haben sich die Köpfe wacker gewaschen. Doch die Aliirten, ich bin in der That recht böse auf sie. Haben sie nicht wieder einen wunderbaren Streich gemacht! —

Anton. Nun, da reden alle drey etwas anders! Der spricht von der Liebe; der von seinen Abhandlungen; der vom Kriege. Wenn ich auch etwas besonders reden soll, so werde ich vom Abendessen reden. Vom Mittage an, bis auf den Abend um sechs Uhr, zu fasten, sind keine Narrenspossen.

Valer. Unglückliche Liebe!

Damis. Die unbesonnene Akademie!

Chrys. Die dummen Aliirten!

Anton. Die vierte Stimme fehlt noch: die langsamen Bratenwender!

Fünfzehnter Auftritt.

Lisette. Damis. Valer. Chrysander. Anton.

Lisette. Nun Herr Chrysander! ich glaubte, Sie hätten die Herren zu Tische rufen wollen? Ich sehe aber, Sie wollen selbst gerufen seyn. Es ist schon aufgetragen.

Anton. Das war die höchste Zeit! dem Himmel sey Dank!

Chrys. Es ist wahr; es ist wahr; ich hätte es bald vergessen. Der Zeitungsmann hielt mich auf der Treppe auf. Kommen Sie, Herr Valer; wir wollen die jetzigen Staatsgeschäffte ein wenig mit einander bey einem Gläschen überlegen. Schlagen Sie sich Julianen aus dem Kopfe. Und du, mein Sohn, du magst mit deiner Braut schwatzen. Du wirst gewiß eine wackre Frau an ihr haben; nicht so eine Xantippe, wie — —

Damis. Xantippe? wie verstehen Sie das? Sind Sie etwa auch noch in dem pöbelhaften Vorurtheile, daß Xantippe eine böse Frau gewesen sey?

Chrys. Willst du sie etwa für eine gute halten? Du wirst doch nicht die Xantippe vertheidigen? Pfuy! das heißt einen ABCschnitzer machen. Ich

glaube, ihr Gelehrten, je mehr ihr lernt, je mehr vergeßt ihr.

Damis. Ich behaupte aber, daß man kein einzig tüchtiges Zeugniß für Ihre Meynung anführen kann. Das ist das erste, was die ganze Sache verdächtig macht; und zum andern — —

Lisette. Das ewige Geplauder!

Chrys. Lisette hat Recht! Mein Sohn! contra principia negantem, non est disputandum. Kommt! kommt!

(Chrysander, Damis und Anton gehen ab.)

Valer. Nun ist alles für mich verlohren, Lisette. Was soll ich anfangen?

Lisette. Ich weiß keinen Rath; wenn nicht der Brief — —

Valer. Dieser Betrug wäre zu arg, und Juliane will ihn nicht zugeben.

Lisette. Ey, was Betrug? Wenn der Betrug nützlich ist, so ist er auch erlaubt. Ich sehe es wohl, ich werde es selbst thun müssen. Kommen Sie nur fort, und fassen Sie wieder Muth.

Ende des zweyten Aufzugs.

Was

Was ist Wahrheit? (*)

Diese Frage ist dadurch, daß sie schon so manchmal durch den Mund eines Pilatus gieng, nicht desto schlechter worden. Wessen Augen blinzen nicht wenn er mit dieser Frage überrascht wird? Schon tausend und zehntausendmal entschieden, wird sie immer wieder als ein Räthsel aufgeworfen werden, und in zehentausendmal tausend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber, so gewiß dies ist, wehe denen, die eine boshafte Freude darinn finden, der Schwäche unsers Gesichts dadurch zu helfen, daß sie uns vollends blind machen! Das wahreste von allem was jemals wahr genennt worden, ist dies: daß, mitten unter allem Trug von Erscheinungen, Gespenstern

(*) Siehe Wielands kleiner prosaischer Schriften. Erst. B. neue verb. Aufl. Leipzig 1785. — — Der enge Raum meiner Sammlung hat mich verhindert aus den gedankenreichen Schriften meines mir verehrungsvollen Landsmannes grössere Stücke auszuheben. Nichts aus denselben hier eingerücket zu haben, würde einen Mangel in meinem Blumenstrauße verrathen haben, oder wäre Versündigung gegen die Rechte eines classischen Schriftstellers gewesen, auf welche Wieland so gegründete Ansprüche hat.

stern und Traumbildern, wovon wir umgeben sind, jeder Sterbliche gerade so viel Wahrheit auffassen kann, als er zu seiner eignen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit ist wie alles Gute etwas verhältnismäßiges. Es kann vieles für die menschliche Gattung wahr seyn, was es für höhere Wesen nicht ist; und eben so kann etwas von dem einen Menschen mit innigster Ueberzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein anderer mit gleich starker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinstimmung eines Gefühls oder einer Vorstellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der Vernunft ist eben so wenig als der Zusammenhang einer Vorstellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfassung eines Menschen ausmachen, ein sicheres Merkmal der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen: und dieser kann eben sowohl bey der wahresten Vorstellung fehlen, als bey der täuschendsten zugegen seyn. Begegnet nicht öfters was jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchste Wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unserer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unserer Erfahrung? Daher, zum Theil, die Leichtgläubigkeit, die eine charakteristische Eigenschaft des hohen Alters ist, und, was seltsam scheinen mag, neben dem Unglauben besteht, der es nicht weniger ist.

Kinder

Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen was möglich oder unmöglich ist; Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge begegnen gesehen haben, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben alles, weil sie das Mistrauen noch nicht kennen; bey diesen ist Mistrauen eine der bittern Früchte des Lebens, und macht sie eben so geneigt an allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, alles für möglich zu halten.

Die subtilste und kaltblütigste Vernunft hat von jeher die subtilsten Zweifler hervor gebracht. **Karneades**, **Pyrrho**, **Sextus**, **le Vayer**, **Bayle**, **Hume**, waren Männer von grosser Vernunft — und ich frage einen jeden, der sich nicht erst seit ehegestern in der Welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer voraussehende, immer räsonirende Vernunft, was von jeher am geschäftigsten gewesen ist, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unseres armen Erdelebens umzustürzen? — Ich erkenne sehr dankbar alles Gute, was der Mensch diesem inwohnenden Strale der Gottheit, dem wir, den so sehr gemisbrauchten Namen Vernunft geben, schuldig ist: sie kann nichts dafür, daß Sophisten und Witzlinge von jeher ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben; aber da der Mensch nun einmal diesen unglücklichen Hang hat; wehe ihm, wenn seine Vernunft die einzige Führerinn seines Lebens ist!

Man

Man hat sich schon so lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitstern ihres Glaubens und Lebens machen. Man hat sie im Schimpfe und im Ernste bestritten, zu Boden gespottet, und zu Boden räsonirt. Indessen haben doch unläugbar alle Menschen etwas, das die Stelle eines solchen innern Lichts vertritt, und das ist — **das innige Bewußtseyn dessen was wir fühlen.** Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist dies unläugbar das sicherste; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund, und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist. Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sey eine Zauberinn, die ihn alle Augenblicke täusche und irre führe, — das wird ihn doch nicht verwirren: beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühl nicht trauen dürfe, — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß euer Beweiß seine volle Wirkung auf diesen Menschen thäte: so bliebe nichts übrig, als ihn stehendes Fusses ins Tollhaus zu führen. Zum Glücke ist der Glaube an sein eignes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen läßt — und was sich schwerlich irgend ein Mensch, so schwach er auch sey, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er sich innigst bewußt ist, daß er gefühlt hat. Das einzige wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit seines eignen Gefühls, das ist, an sich selbst und seinem Daseyn zu zweifeln, wäre der Fall, worein (in einer der arabischen Erzählungen, die

Herr

Herr Galland le Dormeur eveillé betitelt) der Calife Harun Alraschid den armen Kaufmann Abou-Haßan, durch einen Betrug, den dieser unmöglich entdecken konnte, versetzte: der aber auch, unvermeidlicher Weise die Folge hatte, daß Abou Haßan darüber in Raserey verfiel, und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergestellt werden konnte.

Aber sagt man: Wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch seine Sinne, durch sein inneres Gefühl betrogen wird? Wo er, ohne darum ganz wahnsinnig zu seyn, für Empfindung hält, was bloße Einbildung ist? Wo er den Gegenstand durch das falsche Medium der Leidenschaft und des Vorurtheils sieht? u. s. w.

Unstreitig sind diese Fälle häufig. Und eben so häufig begegnet es, daß von zweyen, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, beyde betrogen werden; daß während der eine Jupiter ist, und die sündige Welt mit Feuer zu zerstören droht — der andere uns dagegen seines gnädigen Schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine Gewässer den Brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese Fälle vermögen gleichwohl nichts, gegen die Grundfeste des allgemeinen Menschensinnes. Und der Glaube, den ein jeder an sein eigen Gefühl hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unsichtbaren Mächten, kurz von Ursachen, die ich nicht kenne, getäuschet werden: aber so lange ich mir bewußt

wußt bin, daß ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so **glaube ich meinem Gefühl** mehr als der ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Philosophen, die mir a priori beweisen wollten, daß ich träume oder rase.

Freylich ist es ein verdächtiges Zeichen, wenn ein Mensch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt, oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigsten Leute in der Welt wider sich hat: Oder wenn er in sehr zusammengesetzten und verwickelten Dingen, in solchen, die von scharfer Zergliederung, und von Kombinirung einer Menge von Begriffen abhangen, welche selbst wieder Resultate von einer Menge anderer sind, — es ist, sage ich, verdächtig, wenn jemand in Sachen dieser Art, dem Weg der scharfen Untersuchung ausweicht, und nur immer auf **sein** Gefühl, oder **unser** Gefühl provocirt. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Untersuchung stehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten, wer sollte zwischen seiner Empfindung und der unsrigen, oder zwischen unsrer Vernunft und seinem Gefühl oder Glauben Richter seyn? Wo ist der Areopagus, wo sind die Amphiktyonen, deren Ausspruch man in solchen Fällen, sich unterwerfen **könnte, wollte, müßte?**

In metaphysischen und ästhetischen Dingen; d. i. in Sachen wo das meiste auf Imagination und Sinnesart ankömmt, wäre das billigste, einen jeden im Besitz und Genuß dessen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, so lange er andere in

Ruhe

Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in seines Nachbars Verzäunung einzudringen, und den Frieden seiner Hausgötter zu stören? Mag doch seine Melusine einen Fischschwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das andre an? Aber freylich, so bald der Mann ins Kreuz und die Quere auf allen Landstrassen herumreitet, und alle die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten, und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß seine Prinzessin schöner ist, als die ihrige, oder wohl gar daß sie allein schön, und jedes andere Gesicht ein Meerkatzengesicht ist — das ist etwas sehr unangenehmes für Leute, die keine Lust haben, sich zu balgen; und wiewohl die irrenden Ritter, die solche Thaten thun, in den Augen kluger Leute, ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen: so mögen sie sichs doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter Mauleseltreiber und Preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen fahren.

Die Wahrheit, (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß spielen dürfen) flieht vor der keuchenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete, noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten, und genießt ihrer, wie der Luft die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann, daß sie ihm so nahe sey. Und so bald ihrer zwey sich über ihren ausschliessenden Besitz in die Haare gerathen, so darf

man sicher rechnen, daß sie es ihnen macht, wie Angelika den beyden Rittern im Ariosto*: während daß die tapfern Männer sich bey den Köpfen haben, geht die Dame davon, und lacht über beyde.

Ist dies Bild zu komisch? Nun so ist hier ein anders, daß eben so gut zur Sache paßt, die **Wahrheit** ist weder hier noch da — Sie ist, wie die Gottheit und das Licht, worinnen sie wohnt, **allenthalben**; ihr **Tempel** ist die **Natur**, und wer nur fühlen, und seine Gefühle zu **Gedanken** erhöhen, und seine Gedanken in ein ganzes zusammen fassen, und ertönen lassen kann, ist ihr **Priester**, ihr **Zeuge**, ihr **Organ**. Keinem offenbart sie sich ganz; jeder sieht sie nur Stückweise, nur von hinten, oder nur den Saum ihres Gewandes; aus einem andern Punkte; in einem andern Lichte; jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, keiner die nehmlichen.

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sey? wer sie besitze? wer sie in ihrem schönsten Licht gesehen? die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe? — lasset uns im Frieden zusammengehen, oder wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum hinsitzen, und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat, oder glaubt gesehen zu haben: und ja nicht böse darüber werden, wenn sichs von ungefähr entdeckt, daß wir falsch gesehen oder gehört, oder gar (wie es brünstigen Liebhabern,

habern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttinn umarmt haben.

Vor allem aber, lieben Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unsere Meynungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen, und andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher harter Ton, um den **Ton der Unfehlbarkeit**; aber es giebt einen, der noch unausstehlicher ist, der Ton eines **Energumenen**, der, auf dem heiligen Dreyfuße sitzend, alle seine Reden als Göttersprüche von sich giebt. — Bescheidenheit kann uns vor dem einen und vor dem andern sicher stellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre wie Nestor, und so weise wie siebenmal Sieben Weise zusammen genommen, so müßt' er doch — eben darum weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben, daß man immer weniger von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß, daß gegen **Eine lichte Stelle**, die wir in **der unermeßlichen Nacht der Natur** erblicken, zehen tausend in **Dämmerung**, und zehnmal zehn tausend im **Dunkeln** vor uns liegen; und daß wenn wir auch von diesem Erdklümpchen, das wie ein ungeheures Weltall vor uns liegt, uns bis zur Sonne aufschwingen, und in ihrem Lichte das ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie ein Mann von der Spitze einer Terrasse seinen Garten übersieht — dies nehmliche **Planetensystem** nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte **Stelle in der unermeßlichen Nacht der Na**-

tur. Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdbewohner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur, Stralen aus allen übrigen zusammenlaufen, — und wie unbegreiflich alle diese Stralen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle, einander durchscheiden und durchkreuzen — und wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung, eine einzige Bewegung, oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen, wie der in dem sie lebt und webt, und ist: — Beym Himmel! ich denke das müßte den weisen Mann bescheiden gemacht haben; und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urtheile und Meynungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie **Elihu** (*), **der Sohn Barachiel von Bus,** des

(*) Das ist der junge Mann im Buche Hiob, der, nachdem er dessen ältern Freunden lange stillschweigend zugehört hatte, und es nicht mehr ausstehen konnte, sie so mächtig deraisonniren, und zuletzt doch vor Hiob verstummen zu sehen, endlich im Unmuth seiner Seelen ausbricht, sich der guten Sache Gottes anzunehmen, und im Eingang seiner Rede sagte: denn ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstet: siehe mein Bauch ist wie der Most der zugestopft ist, der die neuen Fässer zerreißt — u. s. w.

des Geschlechs Ram mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für baaren Skeptizismus halten müßte.

Ein anders ist, wenn ein **Esel**, dem der Herr den Mund aufthut, mit Zuversichtlichkeit spricht; dafür ist aller Respekt zu tragen! denn es ist nicht der Esel, sondern ein Gott (dem es gleichviel gelten kann, durch welches Organ er sich hörbar macht) der durch den Esel spricht. Einem Menschen aber — es sey dann, er führe den Beweiß, daß er sich im Falle des besagten Esels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angesichts und des Blicks gen Himmel, der ihm gegeben ist, von Zeit zu Zeit auf seine Füsse zu sehen, und bescheiden zu seyn!

Von Kaufleuten. (*)

Wo Kaufmannsgilden oder Innungen vorhanden sind, haben nur diejenigen das Recht der Kaufleute, welche darinn aufgenommen worden.

Wo gar keine Gilden vorhanden, oder wo solche nur für gewisse Arten der Kaufleute errichtet sind, haben alle diejenigen, welche einen beständigen Waaren- oder Wechselhandel treiben, die Rechte der Kaufleute.

Landbewohner, die nur mit selbst erzeugten Produkten; ingleichen Handwerker und Fabrikanten, welche mit den von ihnen verfertigten Arbeiten Verkehr treiben, sind für Kaufleute nicht zu achten.

Die Unternehmer der Fabriken, haben, in Rücksicht auf den Betrieb derselben, und den Absatz der darinn verfertigten Waaren, kaufmännische Rechte.

Sie

(*) Siehe Sr. Excellenz Herrn von Carmer Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten. I. Th. II. Abth. Stände des Staats. Tit. III. Fünfter Abschnitt — Aus diesem Meisterstücke deutscher Rechtskenntnisse mußte ich etwas in diese Sammlung einrücken, um nicht gerade das Fach wegzulassen, das in der deutschen Sprache noch so wenig bearbeitet ist. In meinen Augen ist die Schreibart so mustermäßig, als der Stoff. —

Sie bedürfen, zu deren Ausübung, keiner Aufnahme in die Kaufmannsgilde; auch da, wo dergleichen Gilde sonst vorhanden ist.

Viktualienhändler und Trödler, ingleichen Hausirer, so wie die Krämer in Dörfern und Flecken, haben nicht die Rechte der Kaufleute.

Wer Lieferungen übernimmt, wird dadurch noch kein Kaufmann.

Wer kaufmännische Geschäfte treiben will, muß dazu die Erlaubniß der Obrigkeit nachsuchen.

Wo Kaufmannsinnungen errichtet sind, müssen die aufzunehmenden Mitglieder den Erfordernissen der Innungsartikel, sowohl in Ansehung der Lehrjahre, als sonst überall, Gnüge leisten.

Einem Minderjährigen soll nicht verstattet werden, Kaufmannschaft zu treiben, wenn er nicht zuvor, auf gesetzmäßige Art, für großjährig erkläret worden.

Eine Frauensperson, welche Kaufmannschaft treibet, hat in allen dahin einschlagenden Geschäften, die Rechte und Verbindlichkeiten eines Mannes.

Dagegen behält sie die weiblichen Rechte, in allen andern, ihre Person, Grundstücke und sonstiges Vermögen betreffenden Angelegenheiten.

In zweifelhaften Fällen wird vermuthet, daß sie die eingegangenen Verbindlichkeiten, als Handlung treibende Frau übernommen habe.

Die Ehefrau eines Kaufmanns, welche ihm blos in seinen Geschäften hülfreiche Hand leistet, ist nicht

für eine Kaufmannschaft treibende Frauensperson zu achten.

Die von ihr unternommenen Geschäfte sind also nur in so weit verbindlich, als ihr der Mann einen gewissen Theil seines Gewerbes übertragen hat.

Wenn eine Frau zwar Eigenthümerin einer Handlung ist, solcher aber nicht selbst vorsteht, so hat sie, für ihre Person, weder die Rechte noch die Verbindlichkeiten eines Kaufmanns.

Sie muß aber die Unternehmungen des von ihr bestellten Handlungsvorstehers vertreten.

Sie selbst kann sich keiner unmittelbaren Verfügungen in Handlungssachen anmassen.

Doch bleibt die Eigenthümerin einer Handlung, so lange sie den von ihr bestellten Disponenten nicht gehörig bekannt gemacht hat, in allen Stücken, gleich einer andern wirklich Handlung treibenden Frau verhaftet.

Was vorstehend, §. 292, 295 verordnet ist, gilt auch auf den Fall, wenn die Frau eines Kaufmanns, mit ihrem Ehemann, in eine öffentliche bekannt gemachte Handlungsgesellschaft getreten ist.

Wenn der Eigenthümer einer Handlung solcher nicht selbst vorstehen kann oder will, so muß er einem andern den Auftrag thun, seine Stelle zu vertreten.

Wer mit dergleichen Prokura versehen worden, wird Faktor, Disponent, oder Handlungsvorsteher genannt.

Steht der Eigenthümer einer Handlung unter väterlicher Gewalt, oder Vormundschaft, so muß die Proku-

Prokura von denjenigen ausgestellt werden, dem die Verwaltung seines Vermögens gebührt.

Ist solches ein Vormund oder Kurator, oder gehört die Handlung zum freyen Vermögen des noch unter väterlicher Gewalt stehenden Eigenthümers, so muß die obervormundschaftliche Genehmigung hinzukommen.

Gegen die solchergestalt geschehene Ausstellung der Prokura, so wie gegen alle von dem Disponenten, auf deren Grund, vorgenommene Handlungen, findet die Rechtswohlthat der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand nicht statt.

Die Ertheilung der Prokura muß schriftlich geschehen, und gehörig bekannt gemacht werden.

Ist der Disponent einer Handlung überhaupt vorgesetzt, so erstreckt sich der Auftrag über alle Arten der Geschäfte, welche bey einer solchen Handlung vorfallen.

Soll die Macht des Disponenten in besondern Fällen eingeschränkt seyn, so muß solches in der Prokura bestimmt, und mit derselben gehörig bekannt gemacht werden.

Für eine gehörige Bekanntmachung ist anzusehn, wenn die Kaufmannschaft des Orts, wo die Handlung etablirt ist, auf der Börse, oder durch ihre Vorsteher, ingleichen die auswärtigen Handlungskorrespondenten, durch Briefe, davon benachrichtiget worden.

Ist der Innhalt der Prokura nicht vollständig genug bekannt gemacht worden, so muß der Eigenthümer

mer auch solche Handlungen des Faktors vertreten, bey welchem derselbe die ihm in der Prokura vorgeschriebenen Schranken überschritten hat.

Hat ein Eigenthümer einer Handlung jemand, dem er keine Prokura ertheilt, gleichwohl für seinen Faktor angegeben, so wird er denjenigen verhaftet, welche dadurch, sich mit demselben einzulassen, verleitet worden.

Ist die Bekanntmachung gehörig erfolgt, so steht es in dem freyen Willen des Eigenthümers: ob er die von dem Faktor, außer den Schranken der Prokura, unternommenen Geschäfte genehmigen wolle.

Hat er solche ausdrücklich oder stillschweigend, durch Ausübung der dadurch erlangten Befugnisse, genehmigt, so muß er sich auch allen daraus fließenden Verbindlichkeiten unterwerfen.

Auch wenn er die Handlungen des Faktors nicht genehmigen will, wird er doch so weit verhaftet, als er dadurch Vortheil erhalten hat.

Wenn ein Faktor auch nur zu einer besondern Art von Geschäften bestellt worden, muß dennoch die Bekanntmachung nach obigen Vorschriften geschehen.

Einschränkungen, die sich aus der Natur des Auftrags von selbst ergeben, bedürfen keiner ausdrücklichen Bekanntmachung.

Ein Faktor, der nur zum Waareneinkauf oder Verkauf, auf auswärtigen Märkten und Messen bestellt ist, verbindet den Prinzipal nur durch solche Handlungen, ohne die er seinen Auftrag nicht vollziehen könnte.

Hat

Hat ein Faktor, in Vollziehung seines Auftrages, ein Verbrechen begangen, so ist der Prinzipal dem Beschädigten zum Schadensersatz verhaftet.

Die von dem Faktor bey Handlungsangelegenheiten verwirkte Konfiskation trift den Eigenthümer.

Jedoch bleibt dem Principal der Regreß, wegen dergleichen unerlaubter Handlungen, gegen den Faktor vorbehalten.

Hat aber der Prinzipal schon ehehin ähnliche Handlungen des Faktors gebilligt, so ist er dieses Rechts verlustig.

Die auf das Verbrechen des Faktors erkannte Geld- oder Leibesstrafe trift desselben Person.

Kann die Strafe an dem Faktor nicht vollzogen werden, so haftet der Prinzipal in dem Fall des obigen §. auch für die Geldstrafe.

Ohne ausdrückliche Einwilligung des Prinzipals, ist der Faktor nicht berechtiget, die erhaltene Prokura einem andern zu übertragen.

Doch kann er sich fremder Beyhülfe zu solchen Geschäften bedienen, die ein Kaufmann durch Handlungsdiener und Lehrlinge zu betreiben pflegt.

Die Rechte und Pflichten, zwischen dem Prinzipal und Faktor, sind hauptsächlich nach dem Innhalt des unter ihnen geschlossenen Abkommens, und wo dieses nichts bestimmet, nach den allgemeinen gesetzlichen Vorschriften von Vollmachtsaufträgen, zu beurtheilen.

Ohne ausdrückliche Erlaubniß des Prinzipals, darf kein Faktor Handlungsgeschäfte auf eigne Rechnung treiben.

Hat er solches dennoch gethan, so gehört aller dadurch erhaltene Gewinn dem Prinzipal.

Ist aber aus dem Geschäfte Schaden entstanden, so muß der Faktor solchen allein tragen.

Der Faktor hat das Recht, die in seiner Gewahrsam befindliche Waaren und Sachen des Prinzipals so lange zurück zu behalten, bis er, wegen seiner bey Gelegenheit des gehabten Auftrags entstandenen Forderungen, befriedigt worden.

Doch kann dies Retentionsrecht nicht weiter ausgedehnt werden, als es die Sicherheit des Faktors wirklich erfordert.

Auch ohne ausdrückliches Versprechen, kann ein Faktor für seine Bemühungen billige Vergütung fordern.

Diese muß nach dem Umfang der Geschäfte, und des dadurch bewirkten Vortheils, allenfalls nach dem Gutachten vereideter Sachverständiger, bestimmt werden.

Will der Handlungseigenthümer seinen Auftrag widerrufen, so muß er die Prokura zurücknehmen, und solches gehörig bekannt machen.

Diese Bekanntmachung muß auf die oben vorgeschriebene Art, und noch außerdem an alle diejenigen geschehen, welche mit dem Komtoir bis dahin in Handlungskorrespondenz getreten sind.

Kaufleute, die, nach bekannt gemachter Zurücknahme der Prokura, sich mit dem gewesenen Faktor ferner einlassen, machen den Handlungseigenthümer auf keine Weise verbindlich.

Gegen

Gegen andre, die nicht Kaufleute sind, und bisher mit dem gewesenen Faktor, auf den Grund der Prokura, Geschäfte betrieben haben, kann der Eigenthümer sich nur durch Einrückung des Widerrufs, in die Zeitungen der Provinz, wo der Sitz der Handlung ist, und durch Anschlag an einem öffentlichen Orte, ingleichen an der Thüre des Hauses, wo das Komtoir etablirt gewesen, sicher stellen.

Sind diese Maaßregeln nicht beobachtet, so wird der Prinzipal solchen Personen, auch aus den nachherigen Handlungen des gewesenen Faktors verhaftet; in so fern nicht ausgemittelt werden kann, daß dieselben von dem Widerruf, auf andere Art, Wissenschaft erhalten haben.

Ist ein Faktor nur auf eine gewisse bestimmte Zeit bestellt, und solches gehörig bekannt gemacht worden, so bedarf es, nach Ablauf dieser Zeit, keines ausdrücklichen Widerrufs.

Will der Handlungseigenthümer sich, wegen der von dem Faktor während seiner Verwaltung vorgenommenen Geschäfte, gegen unbekannte Ansprüche sicher stellen, so muß er ein gerichtliches Aufgebot nachsuchen.

Werden nach dem Aufgebot annoch dergleichen unbekannte Forderungen angebracht, so muß der Liquidant nachweisen, daß und wie viel aus dem Geschäfte wirklich in die Handlung verwendet worden; und daß er das erfolgte Aufgebot zu erfahren keine Gelegenheit gehabt.

Stirbt der Handlungseigenthümer, so bleibt die von demselben ertheilte Prokura so lange bey Kräften, bis solche von den Erben, oder von den Gerichten widerrufen worden.

So lange die Prokura des Faktors dauert, haben diejenigen, welche Geschäfte mit ihm getrieben haben, die Wahl; ob sie ihn, oder den Prinzipal belangen wollen.

Doch darf der Faktor solchen Handlungsgläubigern nicht weiter, als auf den Betrag des in seinen Händen befindlichen Handlungsfonds, gerecht werden.

Nach erfolgten Widerruf kann nur der Prinzipal belangt werden.

Vor und nach dem Widerruf, ist der Faktor aus eigenen Mitteln verhaftet, wenn er sich ausdrücklich zugleich für seine Person verbindlich gemacht, oder die Schranken seines Auftrags überschritten hat.

Was bisher von einzelen Kaufleuten verordnet ist, gilt auch von Handlungsgesellschaften, wenn dieselben einen unter sich, oder auch einen Fremden, zum gemeinschaftlichen Disponenten bestellt haben.

Handlungsdiener oder Lehrlinge, die in offenen Gewölben oder Laden angestellt worden, sind zu den daselbst gewöhnlich vorfallenden Handlungsgeschäften, für bevollmächtigt zu achten.

Sie können also die im Laden oder Gewölbe befindlichen Waaren verkaufen, das Geld dafür in Empfang nehmen, und darüber quittiren.

Auch Rechnungen über ausgenommene Waaren können, im Laden oder Gewölbe, gegen die von ihnen,

nen, unter der Firma der Handlung, ausgestellte Quittungen, sicher bezahlt werden.

Zum Wechselausstellen und Acceptiren; zum Einkauf; ingleichen zum Verkauf auf Kredit oder in grossen Partien, sind bloße Handlungsdiener oder Lehrlinge nicht für bevollmächtigt anzusehen.

Außer dem Laden oder Gewölbe kann an sie nur in so fern sicher bezahlt werden, als sie die Waaren, wofür die Zahlung erfolgt, überbracht haben.

Kassirer der Bankiers und andrer Kaufleute, ingleichen Handlungsbediente, die auf Messen oder Märkte verschickt werden, sind in Ansehung dieser Geschäfte als Faktors anzusehen.

Hat ein Kaufmannsdiener oder Lehrling gewisse Geschäfte, die sonst vor ihn nicht gehören, mit Vorwissen seines Prinzipals, eine Zeit lang betrieben, so wird ein stillschweigender Auftrag vorausgesetzt.

Will der Kaufmann diesen Auftrag widerrufen, so muß solches durch Entlassung des Handlungsbedienten, oder sonst auf eine dergestalt in die Augen fallende Art geschehen, daß andre nicht verleitet werden, sich mit demselben in dergleichen Geschäfte ferner einzulassen.

Die Handlungsbücher der Kaufleute haben, wenn sie gehörig geführt sind, Beweißkraft.

Diese Beweißkraft erstreckt sich jedoch nur auf das zur Handlung gehörende Waaren- und Wechselverkehr.

Wegen Anlehen, Bürgschaften, eingebrachten Vermögens der Ehefrauen, und andrer die Handlung

lung nicht unmittelbar angehenden Geschäfte, haben Vermerke in den Handlungsbüchern keine mehrere Glaubwürdigkeit, als andre Privatverzeichnisse.

Sollen Handlungsbücher Beweißkraft haben, so müssen sie von dem Eigenthümer selbst, oder von dessen Faktor oder Buchhalter, nach kaufmännischer Art geführt seyn.

Mit dem Hauptbuche zugleich, müssen auf Verlangen des Gegentheils, auch die übrige Bücher, worauf dasselbe sich bezieht, vorgelegt werden.

Diese Bücher müssen sowohl unter sich, als mit dem Hauptbuche, bey den durch Sachverständige zu machenden Proben übereinstimmen.

Unter Kaufleuten haben dergleichen Handlungsbücher volle Beweißkraft.

Weichen die Vermerke in den Büchern beyder in Streit befangnen Kaufleute von einander ab, und sind beyderley Bücher ordentlich geführt, so kann der Streit weder aus dem einen, noch aus dem andern entschieden werden.

Finden sich aber gegen eins von beyden Büchern erhebliche Ausstellungen, so entscheidet das andere, welches untadelhaft geführt worden.

Gegen andre als Kaufleute, kann nur bey streitigen Waarenlieferungen ein Beweiß aus den Handlungsbüchern genommen werden.

Dieser Beweiß setzt voraus, daß die Existenz eines Waarenverkehrs zwischen den Parteyen, durch ihr Einverständniß, oder auf andre Art, bereits ausgemittelt sey.

Als-

Alsdann kann die Zeit der geschehenen Lieferung; der Betrag und die Beschaffenheit der gelieferten Waaren; der Preis, wofür solche behandelt, oder verabfolgt worden; und die Zeit, binnen welcher die Zahlung erfolgen sollen, aus den Handlungsbüchern bewiesen werden.

Aber auch über diese Umstände wirken die Bücher des Kaufmanns, gegen einen andern, der kein Kaufmann ist, nur einen halben Beweiß.

Dem angeblichen Schuldner steht also frey, über das Gegentheil des in dem Handlungsbuch befindlichen Vermerks, andre Beweißmittel beyzubringen.

Geschieht solches nicht, so muß der Kaufmann zur eydlichen Bestärkung seiner Bücher zugelassen werden.

Wird eine Handlung von mehrern gemeinschaftlich geführt, so sind die sämmtlichen Theilnehmer zur eydlichen Bestärkung verbunden.

Haben die Theilnehmer einen unter ihnen der ganzen Handlung, oder doch der Art von Geschäften, woraus die Schuld entstanden ist, vorgesetzt, so kann die eydliche Bestärkung nur von diesem gefordert werden.

Sind die Bücher von einem Buchhalter geführt, so muß, außer dem Handlungseigenthümer, auch der Buchhalter den Eyd ableisten.

Ist dieser gestorben, oder sein Aufenthalt unbekannt, so ist der Eyd des Kaufmanns allein hinreichend.

Weigert der Buchhalter die Ableistung des Eydes, wegen vorgeschützter Religionsskrupel, so findet die Vorschrift des Ersten Buchs Anwendung.

Ist der Kaufmann gestorben, so muß der Eyd von den Erben abgeleistet werden.

Hat einer von den Erben die Direktion der Handlung übernommen, und solche bereits über ein Jahr fortgesetzt, so ist desselben eydliche Bestärkung hinlänglich.

Der eydlichen Bestärkung bedarf es nicht, bey den Büchern der Königlichen Bank, und andrer öffentlichen Anstalten, die mit diesem Privilegio ausdrücklich versehen sind.

Den Handlungsbüchern der Juden, welchen die Rechte christlicher Kaufleute verliehen worden, kommt eben die Beweißkraft zu, wie den Büchern christlicher Kaufleute.

Diese Beweißkraft schränkt sich jedoch nur auf Geschäfte ein, die nach dem Zeitpunkt vorgefallen sind, wo der Jude die Rechte christlicher Kaufleute erhalten hat.

Hat ein mit diesen Rechten nicht versehener Jude die christliche Religion angenommen, so nimmt die Beweißkraft seiner Bücher nur von dieser Zeit ihren Anfang.

Die Handlungsbücher der Juden, welche die Rechte christlicher Kaufleute nicht haben, beweisen nur gegen deren Glaubensgenossen.

Ist jedoch ein solcher Jude Unternehmer einer Fabrike, oder treibt er auswärtige Wechselgeschäfte, so bewei-

beweisen seine Bücher auch gegen christliche Kaufleute, die sich in Wechsel- oder ein auf die Fabrike Bezug nehmendes Verkehr mit ihm eingelassen haben.

Handlungsbücher, welche bey Gerichten Beweißkraft haben sollen, dürfen nicht in jüdischer Sprache geführt seyn.

Bücher der Bräuer, Bäcker, oder andrer Handwerker, ingleichen der Krämer in Dörfern und Flecken, beweisen nichts, wenn sie auch an sich auf kaufmännische Art geführt wären.

Hat aber ein solcher Krämer oder Handwerker mit seinem Abnehmer ein Gegenbuch geführt, in welches die ausgenommene Waaren, oder geleistete Zahlungen eingeschrieben worden, so bewirkt dies in den Händen des Abnehmers befindliche Gegenbuch, wider ihn vollen Beweiß.

Die Beweißkraft der Handlungsbücher ist auf keine bestimmte Frist eingeschränkt, wenn von Geschäften die Rede ist, welche Kaufleute unter einander betrieben haben.

Ein gleiches gilt, wenn das Geschäfte Waarenlieferungen an einen Ausländer betrift.

Sind hingegen einem Innländer, der kein Kaufmann ist, Waaren verabfolgt worden, so kann sich der Verkäufer nur binnen Jahresfrist, von Zeit jeder Lieferung angerechnet, auf sein Handlungsbuch berufen.

Will er über ein Jahr Kredit geben, so muß er sich von dem Schuldner, mit einem schriftlichen Aner-

kenntniße der in den Büchern eingetragenen Waarenschuld versehen.

Ist der Abnehmer während dieses Jahrs aus dem Lande gegangen, so muß er als ein Ausländer betrachtet werden.

Hat er nur seinen Wohnort in königlichen Landen verändert, und sein gegenwärtiger Aufenthalt ist dem Kaufmann unbekannt, so muß sich derselbe, gegen den Ablauf der Frist, durch Einlegung eines Protests verwahren.

Dergleichen Protest muß vor Gerichten, oder von einem Justitzkommissario und Notario aufgenommen werden.

Der Kaufmann muß dabey sein Hauptbuch vorlegen, und die Stelle desselben, worinn seine Forderung enthalten ist, dem Protest einrücken lassen.

Ein Handlungsbuch hat keine Beweißkraft, wenn darinn Blätter eingeklebt, eingeheftet, oder ausgerissen, oder wenn Stellen darinn befindlich sind, die durch Aenderungen unleserlich gemacht worden.

Ein gleiches gilt alsdenn, wenn der Kaufmann, bey Führung der Bücher, Unrichtigkeiten begangen hat, die zu seinem Vortheil abzielen.

Finden sich Unrichtigkeiten anderer Art, und sind deren mehrere, so muß das Gutachten vereydeter Sachverständiger entscheiden: ob solche so beschaffen sind, daß dadurch die Glaubwürdigkeit der Bücher überhaupt entkräftet werde.

Handlungsbücher eines Kaufmanns, der eines Meyneydes oder falschen Zeugnisses überführt, einen

Eyd

Eyd zu schwören für unfähig, oder wegen begangener Verbrechen für ehrlos erklärt worden, verdienen gar keinen Glauben.

Ein gleiches findet statt, wenn der Kaufmann in Konkurs gerathen ist, und sich zur Rechtswohlthat der Cession gesetzmäßig nicht qualificirt.

Ferner, wenn ein Kaufmann schon einmal, auf den Grund seiner Bücher, eine Forderung eingeklagt hat, deren bereits erfolgte Zahlung ausgemittelt worden.

Hat jedoch der Kaufmann, blos wegen Untreue oder Unordnung eines seiner Handlungsbedienten, von der geschehenen Zahlung keine Wissenschaft erhalten; so schwächt solches die Beweißkraft seiner Bücher nur in Ansehung des Zeitraums, in dem ein solcher Handlungsbedienter, zur Führung der Bücher, oder Einkassirung der Gelder gebraucht worden.

Welcher Kaufmann, auf den Namen und Kredit eines andern, an dessen Hausgenossen, Dienstbothen, oder Handwerker, Waaren verabfolgt, der thut solches auf seine Gefahr.

Will er sich an den, auf dessen Namen die Waaren abgeholt worden, wegen der Bezahlung halten, so muß er sich einer schriftlichen Einwilligung desselben versichern.

Ist diese Einwilligung nur auf eine Lieferung gerichtet, so berechtigt solches den Kaufmann nicht, zu mehrern folgenden Lieferungen.

Hat aber jemand einem andern die Vollmacht, auf seinen Namen Waaren abzuholen, ohne Ein-

schränkung ertheilt, so kann der Kaufmann mit der Verabfolgung so lange fortfahren, bis ihm die Zurücknahme der Vollmacht ausdrücklich bekannt gemacht wird.

Hält der Abnehmer mit dem Kaufmann ein Buch, in welches die gelieferten Waaren, und deren bedungener Preiß, jedesmal eingeschrieben worden, so ist jeder Abholer der Waaren, welcher dies Buch dem Kaufmann vorzeigt, zum Empfang derselben für bevollmächtigt zu achten.

Hat jemand einen Hausgenossen, Dienstbothen, oder Handwerker, zur Ausnehmung von Waaren auf seinen Kredit, in einer oder mehrern bestimmten Handlungen bevollmächtiget, so giebt solches andern Kaufleuten keine Befugniß, demselben in gleicher Art Waaren zu verabfolgen.

Selbst der Empfang der Waaren, die auf jemands Namen, einem andern, ohne schriftliche Legitimation verabfolgt worden, verpflichtet den Empfänger noch nicht zu deren Bezahlung.

Nur so weit ist der Empfänger der Waare verpflichtet, als er sich sonst mit dem Schaden des Verkäufers bereichern würde.

Hat ein Kaufmann Waaren auf Borg gegeben, so kann er, wenn keine Zahlungsfrist bestimmt worden, nach Verlauf von vierzehn Tagen, vom Tage der geschehenen Einmahnung gerechnet, landübliche Zinsen fordern.

Der ausdrücklichen Einmahnung soll gleich geachtet werden, wenn der Kaufmann dem Abnehmer Rechnung zuschickt.

Zum

Zum Beweise, daß, und wenn die Einmahnung geschehen, soll der Vermerk in den Büchern des Kaufmanns hinreichend seyn.

Ist der Kredit bis zu einem gewissen bestimmten Tage gegeben worden, so laufen, von solchem an, die Verzögerungszinsen.

Vorstehende Befugniß, Zinsen zu fordern, wird nicht aufgeschoben, wenn gleich der Kaufmann demselben Käufer, in der Folge noch mehrere Waaren auf Kredit giebt.

Kaufleute können unter einander, auch ohne ausdrückliche Verabredung, die am Orte zwischen Kaufleuten gewöhnlichen Zinsen fordern.

Wenn Kaufleute sich unter einander, wegen wechselseitiger Forderungen an Kapital und Zinsen berechnen, so ist der, welchem ein Ueberschuß gebührt, dergleichen Zinsen vom Tage des Abschlusses anzusetzen berechtigt.

Den zur Bestimmung des Zinssatzes ergangenen Landes- oder Provinzialgesetzen, sind auch die Kaufleute, der Regel nach, unterworfen.

Wenn jedoch einem Kaufmann, der mit Waaren im Grossen handelt, Gelder gegen blosse Handschrift, und ohne besondere Sicherheit, auf eine sechs Monat nicht übersteigende Zeit vorgeliehen worden, so soll die Bestimmung des Zinssatzes lediglich der Vereinigung der Interessenten überlassen seyn.

Ein Kaufmann, welcher kaufmännische Geschäfte für einen andern, er sey Kaufmann oder nicht, be-

sorgt, kann dafür, auch ohne ausdrückliche Verabredung, Provision fordern.

Die Provision kann nur von demjenigen Geldbetrage gerechnet werden, welchen der Kaufmann zu Ausrichtung des Geschäfts verwenden müssen.

Sind Waaren bey einem Kaufmann niedergelegt worden, so kann derselbe, für deren Aufbewahrung, Lagergeld fordern, wenn auch solches nicht ausbedungen worden.

Der Satz der Provision und des Lagergeldes muß nach dem bestimmt werden, was unter Kaufleuten am Orte, oder in der Provinz, gewöhnlich ist.

Kaufleute sind schuldig, Aufmerksamkeit anzuwenden, daß nicht andre Kaufleute durch ihre Empfehlungen, sich mit unsichern Personen in Handlungsgeschäfte einzulassen, verleitet werden.

Hat ein Kaufmann jemand, von mißlichen Vermögensumständen, oder unzuverläßigem Charakter, einem andern Kaufmann, wider bessers Wissen, als einen sichern guten Mann empfohlen, so muß er allen durch diese falsche Empfehlung entstandenen Schaden ersetzen.

Hat er sich auf eine solche Empfehlung nur aus Irrthum, jedoch aus eigner Bewegung eingelassen, so muß er den Schaden vertreten, wenn er den Irrthum, bey Anwendung eines vorzüglichen Grades von Aufmerksamkeit, hätte vermeiden können.

Ist die Empfehlung auf vorhergegangene Anfrage des andern Kaufmanns erfolgt, so findet die Vertretung nur alsdenn statt, wenn eine gewöhnliche

Aufmerksamkeit bey dem Empfehlenden, zur Vermeidung des Irrthums hinreichend gewesen wäre.

In allen Fällen darf die Empfehlung nur alsdenn vertreten werden, wenn aus den Umständen erhellet, daß der Beschädigte dadurch, sich mit dem Empfohlnen einzulassen, bewogen worden.

Auch findet die Vertretung immer nur alsdenn statt, wenn die Unsicherheit oder Unzuverläßigkeit bey dem Empfohlnen, schon zur Zeit der geschehenen Empfehlung vorhanden gewesen.

Ein Kaufmann, der jemand, bey einem andern Kaufmann Kredit macht, ist als Bürge anzusehen.

Ist der Kredit nur auf eine gewisse Zeit oder Summe, oder zu einem gewissen Geschäfte gemacht worden, so ist der Bürge über die bestimmten Gränzen nicht verhaftet.

Ist der Kredit auf keine gewisse Zeit eingeschränkt worden, so haftet der Bürge auf ein Jahr, von dem Zeitpunkt an, wo er seinen Kredit verwendet hat.

Ist jedoch der Kredit auf ein gewisses Geschäfte, ohne Bestimmung der Zeit, gerichtet gewesen, so dauert der gemachte Kredit so lange fort, bis das Geschäfte völlig beendigt worden.

Hat derjenige, welcher den Kredit gegeben, in dem Betrieb des Geschäftes, oder in der Einziehung der Gelder, eine Fahrläßigkeit begangen, so muß er den dadurch erlittenen Schaden selbst tragen.

Aus der

allgemeinen Weltgeschichte für Kinder

von

Johann Matthias Schröckh.

Sechster Zeitraum.

Vom Jahr 1500 bis zum Jahr 1648.

So vortheilhaft auch der Zustand der Deutschen im Anfange dieses Zeitraums war, wenn man ihn gegen die vorhergehenden Jahrhunderte hält, so entstanden doch jetzt so wichtige Veränderungen unter ihnen, daß man sie nicht anders als unerwartet nennen kann. Es war damals glaublich, daß die bürgerliche Einrichtung von Deutschland unter dem Schutze des Landfriedens immer mehr gewinnen, die Handelschaft noch mehr wachsen, und die Gelehrsamkeit einen noch merklichern Fortgang haben würde. Einiges davon geschah auch in der That, wiewohl nicht völlig auf die gehoffte Art. Aber daß die Deutschen gleich mit den ersten zwanzig Jahren dieses Zeitraums anfangen würden, dem furchtbaren und gewissermassen unüberwindlichen geistlichen Fürsten den Gehorsam aufzusagen, der ihre Vorfahren, und ihre Kaiser insonderheit, beynahe mehr als irgend eine andere

andere Nation, mit sehr schwachem Widerstande gemißhandelt hatte, und daß dieser Versuch für die Hälfte der Deutschen höchst glücklich ausschlagen würde, das konnte mit keiner Wahrscheinlichkeit erwartet werden. Es fand sich aber unter ihnen ein kühner unternehmender Mann von grossem Geiste, der es wagte, für die allgemeinen Bedürfnisse und Wünsche ein öffentliches Aufforderungszeichen aufzustecken. Das war der Augustinermönch und Lehrer der Religionswissenschaft zu Wittenberg, Martin Luther. Sehr viele Deutsche billigten nicht allein seine Vorschläge, den Christen die alte Religionsfreyheit wieder zu verschaffen, und das Christenthum von neuem in seine ursprüngliche Beschaffenheit und Nutzbarkeit zurück zu bringen, sondern sie befolgten auch dieselbe mit vielem Eifer. So entstand eine freye christliche Gemeine in Deutschland, das heißt, eine Gesellschaft von mehrern Millionen Menschen, die sich nicht etwa dazu vereinigt hatten, mit der ungebundensten Freyheit alle ihre Einfälle in Religionssachen anzunehmen und auszuüben, sondern vielmehr der bisherigen Verwegenheit christlicher Lehrer, ihre Gedanken und Vorstellungsarten für Religion auszugeben, und den Christen aufzudringen, ein Ende machen, dagegen aber nichts als Christenthum erkennen wollten, was sie nicht in den schriftlichen Lehren Christi und der Apostel fanden. Die Feinde dieser Gemeine nannten sie, im Grunde mit Unrecht, die Lutherische, weil sie nichts weniger zur Absicht hatte, als an die Stelle desjenigen Lehrers, der sich

zum

zum Gesetzgeber über die Religion aufgeworfen hatte, einen andern an Luthern zu wählen. Sie wünschte vielmehr die Evangelische zu heissen, weil es ihre Hauptbemühung war, an das Evangelium Christi, in seiner ersten Reinigkeit betrachtet, zu glauben. Doch ließ sie sich auch jenen überhand nehmenden Namen gefallen, in so fern er sie an den edelmüthigen und unerschrocknen Mann erinnert, der ihr zum Führer auf diesem Wege gedient hat. Wie er diese bewundernswürdige Unternehmung, welche man die Reformation nennt, vollführt habe, wie groß und mannichfaltig dabey sein Endzweck, wie rühmlich die Mittel, deren er sich bediente, und wie stark die Hindernisse gewesen seyn, die er übersteigen mußte, welche deutsche Länder und Nationen ihm völlig oder zum Theil beygetreten sind, wie die Deutschen in der Schweiz gemeinschaftlich mit ihm und seinen Freunden, wenn gleich nicht ohne einigen Zwiespalt in fast lauter geringfügigen Meynungen, zu eben demselben Zwecke gearbeitet haben, diese und andere dazu gehörige Nachrichten sind bereits in einem andern Theile dieses Werks, wo die Geschichte der christlichen Religion vorkömmt, ausführlich ertheilt worden.

Ohne Zweifel ist diese That unter allen, welche die Deutschen verrichtet haben, die lobenswürdigste und gemeinnützigste. Ihr alter Freyheitsbrief, der so viele Jahrhunderte hindurch um bürgerliche Vorrechte mit den Waffen in der Hand gekämpft hatte, stritt jetzt um den höchsten Preis, um Freyheit des Verstandes und Gewissens — und siegte ohne Ge-

walt

walt der Waffen. Was ehedem viele tausend Christen nicht allein vergebens, sondern auch oft mit Verlust ihres Lebens versucht hatten, das brachte ein deutscher Mönch gegen eine Macht, die Kaiser und Könige zu Boden geworfen hatte, zu Stande. Diese Unternehmung der Deutschen ist darum desto merkwürdiger, weil sie sogar für diejenigen Völker und Länder, welche sich dieselbe nicht zu Nutzen machen wollten, eine Wohlthat geworden ist, indem sie eine dringende Veranlassung abgegeben hat, ihre Einsichten nach und nach zu erweitern, oder zu berichtigen, auch ihre kirchliche Abhängigkeit und beynahe Dienstbarkeit etwas zu verringern. Aber das erhöhet den Werth der von den Deutschen gestifteten Religionsverbesserung noch ungemein, daß sie ausser der Reinigung des Glaubens und der gesammten Kirchenverfassung noch so viele andere nützliche Veränderungen hervor gebracht hat. Wo sie aufgenommen wurde, da sah man die Deutschen verträglicher und von Verfolgungen ihrer Mitbürger abgeneigt, in ihren Reden und Handlungen weniger furchtsam, in ihren Sitten tugendhafter werden. Die Lehrer wurden durch die Aufhebung des Verbots der Ehe und aller Mönchsgelübde mit der bürgerlichen Gesellschaft genauer verbunden. Die Bevölkerung der Länder und das gesellschaftliche Vergnügen der Einwohner nahmen sichtbar zu. Den Fürsten wurden ihre Rechte in Kirchensachen, die sie zur Zeit der ersten Christen gehabt hatten, wieder gegeben. Jedermann machte nunmehr einen freyen Gebrauch von seinem Verstande

de in Wissenschaften, Künsten, und andern Uebungen. Es ist wahr, daß die Reformation auch ihre unangenehmen Folgen für die Deutschen geäussert hat. Nachdem sie durch dieselbe in zwo grosse Gemeinden in die römische oder römischkatholische, und in die protestantische, getheilt worden sind, hat diese Trennung Religionshaß, mancherley Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, bittere Streitigkeiten, selbst Religionskriege nach sich gezogen. Allein dieses war nicht die Schuld der Reformation, sondern derjenigen Deutschen, die ihren Mitbürgern die neuerworbene Religionsfreyheit nicht gönnten, bisweilen aber auch selbst derer, welche im Besitz derselben es dennoch vergassen, daß sie jeden Christen, dessen Meynungen mit den ihrigen nicht übereinstimmten, liebreich zu dulden schuldig wären.

Maximilian der erste erlebte noch den Anfang der Reformation. Aber dieser gute Kaiser empfand sogar die Nothwendigkeit derselben auf eine ausnehmende Art. Während seiner Regierung waren so viele kirchliche Unordnungen, die aber auch auf den weltlichen Zustand der Länder wirkten, hauptsächlich durch die Ausschweifungen der Päbste, vorgefallen, daß nicht nur die deutschen Reichsstände mehrmals auf die Abstellung derselben drangen, sondern daß der Kaiser endlich selbst sich vornahm, an einer Kirchenverbesserung zu arbeiten. Er beschloß daher, wenn der damals kriegerisch ungestüme Papst gestorben seyn würde, das Kaiserthum niederzulegen, in den geistlichen Stand zu treten, und sich zum Nachfolger

folger desselben wählen zu lassen, um alsdenn jene erwünschte Verbesserung vornehmen zu können. Allein dieser Entwurf wurde bald vereitelt. Glücklicher gelang dem Kaiser die fernere Befestigung des Landfriedens, und die gute bürgerliche Einrichtung von Deutschland, die er gemeinschaftlich mit den Reichsständen traf. So wurde ein Reichsregiment, das heißt, eine Versammlung von Kurfürsten und andern Reichsständen errichtet, welche unter dem Vorsitze des Kaisers die allgemeinen Reichsgeschäfte besorgen sollte, weil damals nur zuweilen Reichstage gehalten wurden. Deutschland wurde in die noch gewöhnlichen zehen Kraise abgetheilt. Doch blieben Länder im deutschen Reiche übrig, welche man zu keinem von diesen Kraisen gerechnet hatte, wie das Königreich Böhmen, das Herzogthum Schlesien, die Markgrafschaften Mähren und Lausitz, auch einige andere. Auf der andern Seite gehörte zu dem Burgundischen Kraise weit mehr als in den neuern Zeiten. Denn dieser Krais, der von den Besitzungen der ehemaligen Herzoge von Burgund den Namen bekam, begriff die gesammten Niederlande, das Herzogthum Lothringen und die Grafschaft Burgund in sich. Der Kaiser stiftete überdies einen besondern Hofrath für seine österreichischen Erbländer, der aber auch bald als ein Reichsgericht, oder in den Streitigkeiten der Reichsstände untereinander, gebraucht wurde, und nach und nach mit dem Reichskammergerichte ohngefähr einerley Bestimmung unter dem Namen des kaiserlichen und Reichshofraths erhielt.

Ausser=

Ausserdem hatte es auch schon in ältern Zeiten ein kaiserliches Hofgericht gegeben. Maximilian führte ferner die Posten zuerst in Deutschland ein, die aber bis in das siebenzehnte Jahrhundert eine Art von Vorrecht waren, welches der Kaiser allein ausübte.

Mit dem deutschen Kriegswesen gieng zu seiner Zeit ebenfalls eine merkwürdige Veränderung vor. Man hatte bereits im vierzehnten Jahrhunderte hin und wieder angefangen, anstatt der Kriegsvölker, welche die Lehensleute der Fürsten auf ihre Kosten stellen mußten, für Sold gedungene oder recht eigentliche Soldaten, aufzubringen, weil man die letztern länger und freyer nützen konnte als jene. In den spätern Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts wurde dieses in Deutschland immer gewöhnlicher. Die Kaiser und die Reichsfürsten verlangten von ihren Ständen und Lehnsleuten weniger persönliche Kriegsdienste, als Geld, um selbst Soldaten anzuwerben, die auch deswegen besser gebraucht werden konnten, weil sie sich zur Kriegszucht leichter angewöhnen liessen. Dadurch, und durch eine andere neue Anstalt um gleiche Zeit, daß nämlich die Fürsten auch in Friedenszeiten starke Haufen geübter Kriegsvölker beybehielten, wurden sie, zum Theil auch in Deutschland, nach und nach desto mächtiger. Der Adel, der bisher die Kriegsmacht eines Landes in den Händen gehabt hatte, verlor dieselbe nunmehr, und sie wurde allein von den Fürsten abhängig. Insonderheit aber waren es die Deutschen, welche das seit so langen Zeiten verachtete Fußvolk wieder empor brachten,

ten, und sogar veranlaßten, daß in der Folge die vornehmste Stärke der Kriegsheere und Feldzüge auf dasselbe angekommen ist. Bisher war die vom Kopf bis auf die Füsse schwer gerüstete adeliche Reuterey (im Französischen Gens d'Armes, das heißt, vollständig bewaffnete Leute, genannt,) in Schlachten, wie bey jeder andern Kriegsunternehmung, entscheidend gewesen. Das Fußvolk hingegen, welches neben derselben diente, übertraf sie zwar an der Zahl; allein es war ohne Wahl zusammengerafft, wenig geübt, leicht bewaffnet, und nur zu einem unbedeutenden Angriff bestimmt; auch diente der Adel niemals darunter. Jetzt aber setzten die Schweizer zuerst jener Reuterey, deren heftiger Anfall beynahe unwiderstehlich war, tapfere und wohlbedeckte Schaaren von Fußvolk entgegen, und überwanden dieselbe dadurch. Die übrigen Deutschen bildeten sich bald ein eben so wohlgeübtes und muthiges Fußvolk. Man nannte es überhaupt Knechte, das heißt, Dienstleistende, besonders aber Landsknechte, weil sie dem Vaterlande dienten; auch Lanzknechte, von den Lanzen, welche sie führten. In kurzem wurde dieses deutsche Fußvolk so berühmt, daß die Könige von Frankreich um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts auch dergleichen anwarben, worunter hauptsächlich die schwarzen Banden oder Haufen, wie sie von ihrer schwarzen Rüstung genannt wurden, sich hervorthaten. Maximilian brachte einige Verbesserungen bey dem Kriegswesen an, wobey ihm sein trefflicher Feldherr, Georg von Fründsberg, oder

Freundsberg, (der aber ordentlich Fronsberg genannt wird,) Herr von Mindelheim in Schwaben, vornehmlich beystand. Das schwere Geschütze wurde vollkommener gemacht, und im Kriege geschickter angewandt. Auch wurden die Kriegsvölker zuerst in völlig gleiche Regimenter abgetheilt. Obgleich aber die Deutschen unter dieses Kaisers Anführung mit aller Unerschrockenheit fochten, so war er doch nirgends weniger glücklich, als in seinen Kriegen, die er in Italien und andern Ländern führte: daran war sowohl der Geldmangel Schuld, den er sich durch ein verschwenderisches Betragen zuzog, als die Unbeständigkeit seiner Entwürfe und Handlungsarten. Er gehört sonst unter die ruhmwürdigsten Kaiser, besaß auch einige gelehrte Kenntnisse, munterte die Künste und Wissenschaften nachdrücklich auf; ließ insonderheit die alte deutsche Geschichte, und die Stammtafeln der alten fürstlichen Häuser in Deutschland fleißig aufsuchen und beschreiben, ingleichen alte Urkunden und Nachrichten, welche die Rechte und Streitigkeiten des deutschen Reichs betreffen, sorgfältiger als bisher geschehen war, verwahren. Man eignet ihm daher mit Recht die bessere Einrichtung der Archive oder Urkundenschätze in Deutschland zu. Währénd seiner Regierung sind auch die ersten Thaler geschlagen worden. Man entdeckte nämlich ein sehr ergiebiges Silberbergwerk zu Joachtinsthal in Böhmen. Der Graf von Schlick, Besitzer desselben, ließ daraus gerade mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, grössere Silbermünzen von zwey Loth,

der-

dergleichen man noch nicht gehabt hatte, prägen. Sie wurden von dem gedachten Orte Thaler, nachmals Reichsthaler, gleichsam eine Reichsmünze von Joachimsthal, genannt.

Ein noch grösseres Feld zu einer thätigen Regierung für die Deutschen, fand Maximilians Enkel und kaiserlicher Nachfolger, Karl der Fünfte, der bereits König von Spanien, Herr der Niederlande und verschiedener zum spanischen Reiche gehörenden Länder in und außerhalb Europa war. Denn in die Zeiten seines Großvaters war nur ein schwacher Anfang der Kirchenverbesserung gefallen, und es blieb damals noch sehr zweifelhaft, ob sie wirklich zu Stande kommen würde. Aber Karl sah, da er kaum auf den Thron gelangt war, ihren völligen Ausbruch, den keine Macht mehr zurückhalten konnte. Er sah Millionen Deutsche nach derselben greifen; sie dabey zu schützen oder daran zu hindern, das stand in seiner Gewalt, durfte aber nur ein Werk seiner Einsicht und Klugheit werden. Auch bot sich ihm eben dadurch die erwünschte Gelegenheit an, welche noch niemals für die Kaiser gekommen war, sich und alle folgende Kaiser, mit Hülfe der Deutschen selbst, ganz unabhängig von den Päpsten zu machen, und nach einer solchen erlangten Freyheit seine Nation und sein deutsches Reich in einen blühendern Wohlstand zu versetzen, als beyde jemals genossen hatten. Karl war mächtig genug, um in diesem allen mit kräftigem Ansehen zu verfahren, wenn gleich die Reiche, über welche er herrschte,

größtentheils weit von einander entfernt waren. Und eben wegen seiner furchtbaren Macht, sorgten die deutschen Fürsten, auf eine gewissermassen neue Art für die Erhaltung ihrer Rechte und Freyheiten. Denn obgleich den Kaisern schon mehrmal Bedingungen bey ihrer Wahl waren vorgelegt worden, nach welchen sie regieren sollten, so war solches doch niemals so förmlich und umständlich geschehen, als jetzt, da der Kaiser eydlich versprechen mußte, daß er in allen wichtigen Reichsangelegenheiten mit Einwilligung der Kurfürsten verfahren, und nicht allein zum Besten und zur Ehre des Reichs regieren, sondern auch dabey überall Recht, nicht Gewalt gebrauchen wolle. Man nannte daher dieses die erste Wahlkapitulation. Aehnliche Regierungsvorschriften, etwas verändert, haben seitdem alle Kaiser beschworen. Karl war ungeachtet derselben immer noch im Stande, die gewaltige kirchliche Erschütterung, welche zu seiner Zeit ganz Deutschland traf, nachdrücklich zu leiten und zu nützen. Sie hat auch noch am Ende seiner Regierung ein ziemlich vortheilhaftes Ende gewonnen. Aber überhaupt waren doch Religion und Kirche nicht die Gegenstände seiner herrschenden Absichten und Unternehmungen. Er wandte nur alsdenn eine genauere Betrachtung auf dieselben, wenn sie mit seinen großen ehrgeizigen Staatsentwürfen, mit den Bündnissen, Kriegen, Ansprüchen auf gewisse Länder, oder Behauptung derselben, kurz mit der Hoheit seines Hauses und seiner Person zusammenhiengen. Er ließ also mehr die Kirchen-

verbes-

verbesserung ihren schnellen Lauf fortnehmen, als daß er denselben zu richten oder zu hemmen gesucht hätte. Wenn er ihr bisweilen entgegen arbeitete, weil er der Freundschaft des Papstes, dem sie äußerst verhaßt war, bedurfte, so hat er sie zu andern Zeiten weit mehr begünstigt. Seine fast beständigen Kriege mit den Königen von Frankreich, wegen der Anforderungen, welche diese auf einige italienische Länder machten, beschäftigten ihn am allermeisten. Die Deutschen folgten ihm in denselben häufig nach, ob er gleich auch viele italienische und spanische Kriegsvölker gebrauchte. Sie wurden dadurch noch kriegerischer, und halfen ihm beynahe immer siegen, dagegen stritten sie unter einander über die Religion, und wurden selbst in innerliche Kriege verwickelt.

Karl, der ein sehr scharfsichtiger Fürst war, wußte und empfand alles, was jeder Fürst, und besonders die Kaiser sich von der Kirchenverbesserung versprechen konnten. Wenn er gleich die wohlthätigen Früchte derselben, wegen anderer Angelegenheiten, die seinen ganzen Geist einnahmen, nur in einem geringen Maaße genoß, so war doch auch dieses, gegen die vorigen Zeiten gehalten, schon groß genug; und selbst ohne sein Zuthun, bisweilen fast mitten unter seinem Widerstande, wurden alte Rechte der Kaiser und des deutschen Reichs hergestellt. Er war der letzte Kaiser, der sich von den Päpsten krönen ließ. Von dieser erniedrigenden Ceremonie, mit welcher die Päpste den irrigen Wahn verbunden hatten, als wenn ohne dieselbe kein Kaiser alle seine

Vorrechte vollkommen besitze, sind die Kaiser, und die Deutschen überhaupt, durch die Grundsätze der Kirchenverbesserung befreyet worden. Eben diese hat den ungegründeten Antheil, welchen die Päpste sonst an den Kaiserwahlen nahmen, völlig aufgehoben, sie hat es unmöglich gemacht, daß seitdem jene geistliche Fürsten Deutschland durch ihre Befehle nicht mehr so ungescheut beunruhigen und unglücklich machen können. Schon Karl und andere deutsche Fürsten, welche die Reformation nicht annahmen, konnten doch, gleichsam unter dem Schutze derselben, die ihnen gebührende Rechte in Kirchensachen weit freyer als ehemals ausüben. Da es ohnedem zu den Staatsabsichten dieses Kaisers gehörte, die Päpste zu demüthigen, die seiner Oberherrschaft, besonders in Italien, stets Einhalt zu thun versuchten: so konnten ihm die Gesinnungen über die Päpste, welche sich damals in Deutschland ausbreiteten, desto mehr Muth dazu machen. Daher war er auch nach mehrern Jahrhunderten der erste Kaiser, der einen wichtigen Schritt zur Wiedereinnehmung seines kaiserlichen Sitzes, der Stadt Rom, that. Er hatte das Glück gehabt, durch seine Feldherren, den König von Frankreich, Franz den Ersten, in einer Schlacht zum Gefangenen zu machen. Nach einiger Zeit gab er demselben auf harte Bedingungen, seine Freyheit wieder, sogleich aber vereinigte sich der Papst mit diesem Könige, wider den nun in Italien zu mächtig gewordenen Kaiser. Karl beschloß, den Papst dafür zu züchtigen. Sein Kriegsheer eroberte Rom

mit

mit Sturm, und plünderte diese Stadt, welche damals eine der reichsten in der Welt war, mehrere Wochen nach einander aus, während daß der Papst in der Festung von Rom, welche die Engelsburg heißt, ein Gefangener war, und sechs Monate blieb, bis er dem Kaiser viel Geld und andere Vortheile für seine Loslassung bewilligt hatte. Unter dem kaiserlichen Kriegsheere befanden sich auch mehr als zwölf tausend Deutsche. Wie es damals gewöhnlich war, daß bey einem ausbrechenden Kriege ein berühmter und bey den Soldaten beliebter Feldherr ankündigte, er wolle ein Heer sammeln, welches auch bald durch den Zulauf der verabschiedeten Kriegsleute vollzählig wurde, so hatten sich auch jetzt, als Fronsberg eine solche Nachricht bekannt machte, viele tausend Deutsche gar bald unter seine Fahne vereinigt, von welchen eine ziemliche Anzahl der Reformation ergeben war. Ungeachtet dieses letztern Umstandes aber, und ob sie gleich von dem Papste bey ihrer Annäherung, unter dem Namen als Lutheraner mit Bannflüchen belegt wurden, waren es doch die deutschen Soldaten, welche bey der Plünderung und Verwüstung Roms, der härtesten unter allen, welche diese Stadt noch ausgestanden hatte, die meiste Menschlichkeit bewiesen, nach dem Zeugnisse der Italiener dieser Zeit. Die Italiener und Spanier unter dem kaiserlichen Heere, die doch für eifrige Römischkatholische angesehen wurden, begiengen aus Geldbegierde und Geiz nach Beute die abscheulichsten Grausamkeiten gegen die unbewaffneten Einwohner, mishandelten die

 vornehm=

vornehmsten Geistlichen, und schonten der Kirchen selbst nicht. Die deutschen Soldaten hingegen eigneten sich zwar freylich einen Theil der Schätze wieder zu, welche Rom ihren Vorfahren unter mancherley Religionsvorwande abgenommen hatte. Allein sie begnügten sich mit einer mäßigen Beute, begegneten ihren Gefangenen leutselig, und versteckten sogar manche derselben, damit sie von den andern Nationen nicht Beschimpfungen und Martern dulden dürften. Und dieses Bezeigen der Deutschen, sagt ein vortrefflicher italienischer Geschichtschreiber, kam gewiß davon her, weil sie eine gütigere und sanftere Gemüthsart hatten.

Nichts konnte vielleicht unter allem, was Karl der Fünfte gethan hat, die Deutschen stärker aufmuntern, ihr Bestreben nach kirchlicher Freyheit fortzusetzen, als dieses Betragen gegen das Oberhaupt seiner Kirche. Unterdessen blieb er selbst auf dem halben Wege stehen. Er getraute sich nicht, vor seinen abergläubischen spanischen Unterthanen, bey welchen er sich damals befand, zu gestehen, daß alles dieses auf seinem Befehl geschehen sey. Rom selbst konnte er nicht behaupten, ob er es gleich mehrere Monate inne hatte, und sein benachbartes Königreich Neapel ihm jenen Besitz erleichterte. In den vorhergehenden Jahrhunderten war es für die Kaiser und die Deutschen eine Quelle von Unglück geworden, wenn sie ihre gerechten Ansprüche auf Rom ausführen wollten. Jetzt konnte es desto mehr Ehre und Vortheil für die Deutschen werden, wenn sie jenes

große

große bischöfliche Reich, dem sie in ihrem Vaterlande den Gehorsam so glücklich aufzukündigen anfiengen, in seinem Sitze selbst untergruben, und den Papst wieder zum ersten Bischofe des deutschen Kaiserthums machten, wie er es unter Karln dem Großen gewesen war. Allein dieser Entwurf war für Karls übrige Absichten, für die Gesinnungen eines grossen Theils seiner Unterthanen, für den Zustand seiner Einkünfte und Kriegsheere, und andere Umstände entweder zu groß, oder doch überaus schwer. Noch mehr: drey Jahre darauf, nachdem ihm so erhabne Absichten gezeigt worden waren, stand er schon wieder, um die Franzosen von Italien abzuwehren, mit dem Papste in einer genauen Verbindung. Und ob er gleich den Evangelischen erlaubte, ihr Glaubensbekenntniß auf dem Reichstage zu Augsburg öffentlich abzulegen, so wollte er sie doch zugleich durch Drohungen nöthigen, sich dem Papste von neuem zu unterwerfen. Dadurch aber zwang er die evangelischen Reichsstände, zur Vertheidigung ihrer und ihrer Unterthanen Gewissensfreyheit, ein Bündniß unter einander zu schliessen, das von Schmalkalden, wo es errichtet wurde, der Schmalkaldische Bund heißt. Zwar wollten sie dadurch niemanden schaden, auch keinen Deutschen gewaltthätig zu ihrem Glauben bringen. Aber nun stieg die Religionsverbitterung zwischen beyden Theilen in Deutschland immer höher, die doch ganz hätte vermieden werden können, wenn die Deutschen einander ihre Religionsfreyheit, so wie es die ersten Christen thaten, ge-

gönnt hätten. Bald kam es darüber unter ihnen zu Feindseligkeiten. Die Römischkatholischen suchten den Fortgang der evangelischen Religion in ihren Ländern mit Gewalt zu verhindern; da hingegen die Evangelischen sich und ihre Bundsgenossen mit den Waffen beschützten, und die Oberhand behielten. Da auch die Bemühungen des Kaisers, diesen heftigen Streit durch friedfertige Unterredungen zu endigen, fruchtlos waren, und seine häufige Abwesenheit aus Deutschland seinem Ansehen daselbst nachtheilig zu werden anfieng, so glaubte Karl endlich, — anstatt eine allgemeine Religionsverträglichkeit einzuführen — es sey für seine Würde nothwendig, die zu mächtig gewordenen schmalkaldischen Bundesgenossen anzugreifen. Sie waren ihm an Kriegsmacht weit überlegen; aber ihre Uneinigkeit, und seine ausnehmende Klugheit gaben ihm gar bald den vollkommensten Sieg. Ihr Bund wurde zerstört, es schien, daß er nunmehr auch ihre Religionsübung unterdrücken würde. Allein es war ihm genug, seine kaiserliche Gewalt nicht bloß hergestellt, sondern auch sehr erhöht zu haben. Er führte die ehemaligen Oberhäupter der Evangelischen, den Kurfürsten von Sachsen, und den Landgrafen von Hessen, gefangen mit sich herum, und handelte in Deutschland ziemlich eigenmächtig, ohne sich eben um die Reichsgesetze zu bekümmern. Daher überfiel ihn zuletzt der neue Kurfürst von Sachsen so plötzlich mit seinem Kriegsheer, daß Karl darein willigte, die Beschwerden der deutschen Fürsten abzustellen. Der Religionsfriede, der

zu

zu Augsburg gestiftet wurde, — nachdem vorher schon ähnliche Vergleiche, die aber wenig gehalten wurden, geschlossen waren, — legte insonderheit die langen Zwistigkeiten der Römischkatholischen und Evangelischen, die den letztern auch viele Verfolgungen in Deutschland zugezogen hatten. Es wurde durch denselben ausgemacht, daß die Augsburgischen Konfessionsverwandten, — so nannte man die Evangelischen von ihrem zu Augsburg übergebenen Bekenntnisse — ihren Glauben in ungestörter Ruhe ausüben, die geistlichen Güter, das heißt, die Bisthümer, Abteyen, Kirchen und andere Stiftungen, Gebäude und Einkünfte der römischkatholischen Kirche, die sie bisher in ihren Ländern an sich gezogen hatten, auch ferner behalten, und von der geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe frey seyn sollten. Allein der Zusatz, der noch beygefügt wurde, daß jeder römischkatholischer Geistlicher, der zur evangelischen Religion überträte, sein Stift oder Amt sogleich verlieren sollte, dieser Zusatz hinderte den fernern Lauf der Reformation in Deutschland. Mehrere Bischöfe, selbst geistliche Kurfürsten hatten sich bereits für dieselbe zu erklären angefangen, und wünschten sie auch in ihren Stiftern einzuführen, welches in der Folge unmöglich ward.

Der Religionsfriede war die vornehmste Wohlthat, welche den Deutschen unter Karls des Fünften Regierung zu Theil wurde. Nachdem sie über dreyßig Jahre lang einander die kirchliche Freyheit und Verträglichkeit in Religionssachen streitig gemacht

macht hatten, fanden sie dennoch endlich, daß für sie nichts heilsamer und anständiger sey, als sich darüber zu vereinigen; sie, welche allen übrigen Christen ein so grosses Beyspiel von freyen Gesinnungen dieser Art gegeben hatten. Dieser Friede gehörte zwar nicht zu Karls Absichten, aber um Ruhe, Verbindung der Gemüther, und gemeinschaftliches Arbeiten zu immer bessern Wohlstande in Deutschland zu befördern, konnte in der That kein tüchtigeres Mittel gewählt werden. Die lange Regierung Karls war auch sonst nicht unfruchtbar an nützlichen Veranstaltungen für die Deutschen, wenn gleich seine fast immerwährenden Kriege, und der Aufenthalt, den er so oft in seinen auswärtigen Reichen und Ländern nehmen mußte, ihm nicht verstatteten, eine anhaltende Sorgfalt mit eignen Augen, auf alle Bedürfnisse von Deutschland zu wenden. Sein Bruder, der König Ferdinand, der meistentheils seine Stelle vertrat, und der Eifer der deutschen Reichsstände, ersetzten solches. So wurde also der Landfriede noch mehr befestiget, dem Reichskammergericht ein noch besseres Verfahren vorgeschrieben, und unter andern solchen Reichsgesetzen auch die peinliche Halsgerichtsordnung eingeführt, durch welche die Untersuchung und Bestrafung grober Verbrechen, wobey bisher so viele Misbräuche vorgefallen waren, genauer bestimmt wurde. Dieses Gesetz, das noch viele Gültigkeit in Deutschland hat, ist zwar äusserst streng, und läßt noch genug in Ansehung der Richtigkeit der Begriffe von Missethaten, der Mittel, sie

ausser

ausser Streit zu setzen, und des Verhältnisses der Strafen gegen dieselben, übrig, war aber gleichwohl immer ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der peinlichen Rechte. Im Grunde thaten die Deutschen selbst unter dieser Regierung mehr als der Kaiser und ihre Fürsten, um sich von allen Seiten empor zu schwingen; aber doch hatten sie auch dem Schutze derselben viel zu danken.

Der letzte Krieg, den Karl führte, war eigentlich auch der einzige, den er zum Besten des deutschen Reichs unternommen hat. Aber er war auch vorzüglich zu demselben verbunden. Denn, als er nach Ueberwindung der schmalkaldischen Bundesgenossen, zu hart und herrschsüchtig mit den deutschen Reichsständen verfuhr, nahm sich zwar dieser der König von Frankreich dem Scheine nach an, und rückte mit einem Kriegsheer in Deutschland ein. Aber eigentlich bediente er sich nur dieses Vorwandes, um sich der Bisthümer, Metz, Toul, und Verdün zu bemächtigen. Karl, der dieses Gebiet wieder an Deutschland bringen wollte, bekriegte ihn deswegen, aber mit einem unglücklichen Erfolge. Er, der sonst beynahe allemal Sieger gewesen war, hatte in seinen letzten Jahren mehr als einmal den Waffen solcher Fürsten, die seine Macht nicht besassen, weichen müssen, und auch ausserdem an seinem Ansehen gelitten. Der Ueberdruß, den er hierüber empfand, und seine kränkliche Leibesbeschaffenheit brachte ihn zu dem Entschlusse, die Regierung von Deutschland und allen seinen übrigen Ländern niederzulegen. Er

begab

begab sich hierauf mit einem mäßigen Einkommen, welches er sich vorbehielt, in ein spanisches Kloster, wo er zugleich einer wärmern gesunden Luft, und der Süßigkeiten eines niedern, sorgenfreyen Lebens genießen, aber sich auch zu seinem herannahenden Tode vorbereiten wollte. Hier beschäftigte er sich also theils mit Andachtsübungen und gottseligen Unterredungen, theils mit seinem Garten, worinne er selbst pflanzte, auch mit allerhand künstlichen Arbeiten und Werkzeugen, die entweder er, oder andere, unter seiner Aufsicht verfertigten. Darunter waren auch große und kleine Uhren. Indem er bemerkte, daß es nicht möglich sey, zwo derselben zu finden, die völlig gleich mit einander giengen, sagt man, daß er die eitle Bemühung seiner vorigen Jahre, Menschen vollkommen zu einerley Denkungsart über die Religionslehren zu leiten, bedauert habe. Aber nach einiger Zeit, da sein Körper merklich schwächer und elender wurde, sank auch sein grosser Geist darnieder. Er ahmte das strengste Mönchsleben nach, und übte selbst durch Geißeln die schmerzhaftesten Büssungen an sich aus, in der Meynung, die göttliche Gnade damit zu verdienen. Endlich fiel er auf den sonderbarsten Einfall, sich mit dem nahen Tode bekannter zu machen. Die allermeisten Menschen verstehen diese große und nothwendige Kunst nicht, welche lediglich darinn besteht, täglich mit einem guten und frohen Gewissen an den Tod zu denken. Sie entfernen vielmehr den Gedanken an denselben während ihres Lebens von sich, und finden ihn desto fürchterlicher,

wenn

wenn sie einst schlechterdings an ihn denken müssen. Auch Karl scheint von diesem Fehler nicht frey gewesen zu seyn. Er brauchte ein äusserliches frommes Gepränge von ausserordentlicher Art, um sterben zu lernen, und feyerte sein eigenes Leichenbegängniß. In der Kapelle des Klosters wurde sein Grabmal errichtet; da legte man ihn im Todtengewande in einen Sarg, um ihn standen seine Hausbedienten mit brennenden Fackeln; die Geistlichen sangen und beteten für die Ruhe seiner Seele; er betete unter vielen Thränen mit, und sein Sarg wurde mit geweihtem Wasser besprengt. Aber er strengte sich durch diese seltsame Ceremonie so heftig an, daß er kurz darauf wirklich die Welt verließ. Wenige Fürsten sind so grosse Kenner der Menschen, so geschickt in der Wahl derjenigen gewesen, die sie zu Geschäften aller Art gebrauchten, als Karl. Er war von unermüdeter Thätigkeit, ein überaus kluger Herr, und geübter Krieger. Aber die Mittel, welche er ergriff, um seine Absichten zu erreichen, vertrugen sich nicht immer mit Rechtschaffenheit und Treue; ein gewöhnlicher Fehler derer, die, wie er, von einer unersättlichen Herrschbegierde regiert werden.

Nunmehr war der Grund gelegt, auf welchem die Deutschen schneller, als jemals eine andere Nation, das neue Gebäude ihrer Glückseligkeit aufrichten, das heißt, viel ruhiger, gesitteter, weiser, tugendhafter, gelehrter, witziger, an jeder Gattung von Vergnügungen und Schätzen reicher werden konnten,

ten, als sie sonst gewesen waren. Denn ein sehr grosser Theil derselben hatte sich von den beschwerlichen Einschränkungen frey gemacht, unter denen ihr Verstand vorher gedrückt lag, und alle übrige konnten ein gleiches thun; jede ihrer Gaben und Fähigkeiten, zumal durch gesetzmäßige Sicherheit beschirmt, zu irgend einer edlen Geschäftigkeit anwenden. Dazu kam noch bey denen, welche die Reformation angenommen hatten, eine gewisse Begeisterung oder unaufhaltsamer Trieb, sich trotz allen Hindernissen mit Hülfe der neuerworbenen Freyheit hervor zu thun. Denn der Geist der Nation, der so lange Jahrhunderte zurück gehalten worden war, brach jetzt desto ungestümer zu seiner Bestimmung aus, allein ob gleich der Anfang unter Karl dem Fünften herrlich gewesen war, und alles versprochen hatte, so schritten doch die Deutschen auf der großen für sie eröffneten Bahn lange so geschwind nicht fort, als man hoffen konnte. Verschiedene Ursachen machen dieses begreiflich. Karls Bruder und Nachfolger auf dem kaiserlichen Throne, Ferdinand der Erste, beobachtete zwar viele Mäßigung in Religionssachen, und versuchte sogar die beyden getrennten Gemeinen in Deutschland, durch Milderungen von Seiten der Römischkatholischen, mit einander auszusöhnen. Noch sanfter dachte über solche Angelegenheiten sein Sohn Maximilian der Zweyte, der nach ihm regierte. Allein diese beyden Kaiser herrschten nur achtzehn Jahre, und Maximilians Sohn hingegen, Rudolf der Zweyte, der weder ihre Gesinnungen, noch ihre Klugheit hatte,

hatte, sechs und dreyßig. Zu seiner Zeit gerieth Deutschland in eine Verwirrung, die noch lange nach ihm die traurigsten Folgen gezeigt hat. Halb aus Unfähigkeit zur Regierung, halb aus einer grössern Neigung zu gewissen Künsten und Wissenschaften — besonders zur Scheidekunst, zur Sternkunde und zum Drechseln — ließ sich Rudolf ganz von seinen Staatsbedienten und Geistlichen, nach den Absichten des spanischen und päpstlichen Hofes, leiten. Aber diese Absichten zielten nicht auf das gemeinschaftliche Beste aller Deutschen, sondern nur auf die zu vergrössernde Macht des kaiserlichen Hauses, und der Römischkatholischen; desto mehr wurden die Rechte der Evangelischen gekränkt, sie mußten es sogar geschehen lassen, daß eine evangelische Reichsstadt ihrer Freyheit beraubt, und einem katholischen Fürsten unterworfen wurde. Das einzige Rettungsmittel, welches sie dagegen fanden, war ein Bündniß, das die meisten mit einander schloßen, um sich mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Ein in der That unglückliches Mittel, das in kurzem einen innerlichen Krieg hervorbringen mußte, zumal da gleich darauf ein Gegenbündniß der Römischkatholischen zu Stande kam. Wirklich sahe auch Rudolfs Bruder, der Kaiser Matthias, diesen Krieg ausbrechen, ohne daß seine Klugheit solches verhindern konnte.

Ueberhaupt war also der unnöthige und unwürdige Religionshaß, der aus der nothwendig gewordenen Trennung der deutschen Christen entstanden war, eines der vornehmsten Hindernisse, welches die

Deutschen sich selbst auf dem Wege zu mehrerer Vollkommenheit legten. Diesen Haß nicht zu unterhalten, sondern immer mehr zu entkräften war die ehrenvolle Pflicht, der Kaiser, der übrigen Fürsten, der Staatsbedienten und der Lehrer. Um sie auszuüben, gaben die bessern Einsichten, die man nun über das Christenthum erlangt hatte, der Religionsfriede, auch die Betrachtung der allgemeinen Bedürfnisse und Vortheile, wichtige Erleichterungen. Aber beyde herrschende Religionsgesellschaften in Deutschland hatten sich mit solchen Merkmalen der Erbitterung von einander abgesondert, daß ausnehmende Weisheit dazu gehörte, den eingewurzelten feindlichen Groll in ihnen zu mildern. Die eine, von ihrem ausländischen Oberhaupte angetrieben, betrachtete die andere, als einen von ihr abgefallenen, ungetreuen Haufen, der auf jede Art wieder unter seine vorige Herrschaft zurück gebracht werden müsse. Die andere hingegen, froh über die mit der äussersten Gefahr errungene Freyheit, wandte alle ihre Kräfte an, um sich bey derselben zu behaupten. Daher führten nun die Lehrer und Schriftsteller von beyden Seiten die hitzigsten Religionsstreitigkeiten, wodurch die Gemüther, wo möglich, noch mehr von einander entfernt wurden. Die Evangelischen selbst, deren Grundsätze Religionshaß und Verfolgung gar nicht begünstigten, wurden doch, weil sie eben sowohl Menschen waren, als ihre Gegner, oft von heftigen Leidenschaften hingerissen, und verwickelten sich tief in Zänkereyen, über welchen kostbare Jahre, Gaben und Vortheile ungenützt

ver=

verschwanden. Sie stritten unter sich selbst viele Jahre, über die bestimmte Erklärung ihrer Religionslehren; wie es in einer Gemeine, die sich kaum zu bilden anfängt, fast unvermeidlich war. Noch hitziger widersetzten sie sich den Reformirten, das heißt, den Anhängern der schweizerischen Reformation, die neben ihnen, und nach und nach, an ihrer Stelle sich in Deutschland fest setzten. Einiges trugen zwar alle diese Streitigkeiten zur Aufklärung mancher nützlichen Wahrheit bey. Auch darf man diejenigen, welche sie führten, nicht alle einer gehäßigen Unverträglichkeit beschuldigen; manche darunter fochten mit dem besten Herzen, aus redlicher Liebe zu ihrem Glauben. Aber dem ohngeachtet waren diese bittere Religionshändel in der Hauptsache, wegen der sie begleitenden Handlungen und Folgen, ein bleibender Verlust für die Deutschen. Ihr kriegerischer Geist, der diese neue Nahrung bekam, kehrte auch noch bisweilen zu dem unterdrückten Faustrechte zurück. So ließ unter andern ein fränkischer Edelmann einen Bischof von Wirzburg, von dem er sich beleidigt glaubte, erschiessen, überfiel Wirzburg mit einem gewaffneten Haufen; preßte dieser Stadt einen harten Vergleich ab, wurde ohngeachtet dieser Gewaltthätigkeiten von einem Herzoge geschützt, und gab zu einem sehr traurigen Kriege Gelegenheit. Es fehlte auch sonst nicht an innern Feindseligkeiten in Deutschland, durch welche besonders einige Städte ihre bisherige Freyheit verloren.

Gleichwohl waren alle diese Uebel nur noch gering gegen denjenigen Krieg zu nennen, der sich am Ende der Regierung des Kaisers Matthias entflammte, und dreyßig Jahre lang Deutschland verzehrte. Vor demselben hinderten sie sich nur noch in ihrem weitern Fortgange, durch diesen Krieg aber wurden sie gewissermassen wieder in die Zeiten der alten Barbarey zurück gesetzt. Sie wurden desto elender während desselben, je aufgeklärter sie kurz zuvor gewesen waren. Auch dabey kam alle Reizung von einem übelverstandenen Religionseifer her. Die evangelische Böhmen, denen ihre freye Religionsübung durch kaiserliche Verordnungen vollkommen bestätigt war, wurden darinn durch die römischkatholische Geistlichkeit gestört. Als sie darüber sich vergebens am kaiserlichen Hofe beschwerten, schritten sie zur Selbstsprache, warfen zween Herren von der königlichen Regierung zu Prag, die ihnen hart begegneten, aus den Fenstern des dasigen Schlosses herab, ergriffen die Waffen, und weigerten sich, den neuen Kaiser Ferdinand den Zweyten für ihren König zu erkennen; darauf nahm zwar Friederich, Kurfürst von der Pfalz, das Königreich Böhmen, an, welches sie ihm antrugen, wurde aber bald von dem Kaiser überwunden, aller seiner Länder, und auch selbst der Kurwürde von demselben beraubt; und diese Würde bekam der Herzog von Bayern. Diejenigen Reichsstände, welche sich des unglücklichen Kurfürsten annahmen, und zuletzt auch der König von Dännemark, richteten eben so wenig wider den Kaiser aus. Dieser war nunmehr

darauf

darauf bedacht, nicht sowohl Deutschland den seit zehen Jahren verlornen Frieden wieder zu schenken, als vielmehr seine erfochtene Ueberlegenheit zu nützen. Er nahm evangelischen Fürsten ganze Länder, befahl den Reichsständen von dieser Religion, eine große Menge geistlicher Güter in ihrem Gebiete, die ehemals den Römischkatholischen gehört hatten, an diese zurück zu geben, und ließ diesen Befehl sogleich durch seine zahlreiche Soldaten, die er in Deutschland vertheilt hatte, vollziehen. In diesen Bedrängnissen kam den Evangelischen, der König von Schweden, Gustav Adolf, mit einem Kriegsheere zu Hülfe. Er trieb die kaiserlichen Kriegsvölker von der Ostsee bis in die österreichischen Erbländer zurück, und eroberte in zwey Jahren mehr als die Hälfte von Deutschland. Sein Tod, der nach dieser Zeit erfolgte, schien neue Hofnungen eines allgemeinen Friedens zu erwecken; allein man kam über die Bedingungen desselben nicht völlig überein, ob sich gleich die meisten evangelischen Fürsten mit dem Kaiser verglichen. Bald darauf vereinigten sich auch die Franzosen mit den Schweden, wider den Kaiser, und der Krieg wurde noch so viele Jahre fortgeführt, bis die schwedisch französische Parten durch ihr anhaltendes Glück in den Stand gesetzt war, den Frieden vorzuschreiben. Dieser Krieg kostete Deutschland viele hundert tausend Menschen, die durch Schwerdt, Feuer, Hunger und vielfaches anderes Elend ihr Leben verloren. Große Landesstriche wurden Wüsten, wo man kein angebautes Feld und keine Dörfer, und in den selten gewordenen Städten kaum

einige Einwohner erblickte. Die Deutschen hatten überhaupt noch nicht genug gelernt, selbst im Kriege die Rechte der Menschlichkeit zu ehren. Die Feldherren ließen oft diejenige Gegenden auf das grausamste verheeren, aus denen sie für ihre Soldaten den Unterhalt hätten ziehen sollen; man verbrannte und mordete ohne Widerstand zu finden, blos von der Wuth gegen feindliche Länder angefeuert. Da überdieß, zur Schande der Deutschen, in ihrem Vaterlande viele tausend Ausländer von beyden Seiten diesen Krieg hauptsächlich fortzusetzen, und zugleich Deutsche gegen einander anführten, bloß weil sich diese selbst über ihre kirchliche und bürgerliche Rechte nicht miteinander vereinigen konnten, indem es ihnen sonst sehr leicht gewesen seyn würde, allen ausländischen Kriegsheeren das Eindringen in ihr Vaterland zu verwehren, so war es eben nicht zu verwundern, daß Deutschland von Fremden keineswegs geschont wurde. Noch kam der Religionshaß hinzu, der sich so gern alle Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen gegen diejenigen erlaubt, welche er für Feinde des wahren Glaubens hält. Die Deutschen glaubten großentheils einen Religionskrieg zu führen; nach und nach aber wurde mehr darüber gefochten, welche von beyden Parteyen mächtiger oder erniedigt werden wollte.

Aus diesem zerstörenden unglücksvollen Kriege floß jedoch zuletzt, geleitet von der göttlichen Vorsehung, welche immer einzelne Uebel zum allgemeinen Besten wendet, eine unschätzbare Wohlthat für die Deutschen. Sie standen in Gefahr, durch denselben ihre ganze Verfassung,

fassung, und besonders die kaum errungene Vorrechte ihres Geistes auf immer zu verlieren, ja sogar unter die Herrschaft ausländischer Nation zu gerathen. Allein der Friede, welcher in zwo westphälischen Städten, zu Osnabrüg und Münster, geschlossen wurde, und deswegen der westphälische heißt, befestigte vielmehr und verbesserte noch die Staats- und Religionsverfassung der Deutschen; er legte einen neuen dauerhaftern Grund zu ihrem Wohlstande bis auf unsere Zeiten. Die auswärtigen Nationen, welche den Krieg auf Deutschlands Kosten geführt hatten, die Franzosen und Schweden, bewirkten auch diesen Frieden am meisten, und der damalige Kaiser, Ferdinand der Dritte, der seinem Vater, Ferdinand dem Zweyten nachgefolgt war, befand sich sehr weit von dem Ziel der großen Absichten desselben entfernet. Es wurde also der Religionsfriede, der seinen Umsturz so nahe gewesen war, auf das kräftigste bestätigt. Die Reformirten, welche bisher schon in Deutschland desselben genossen hatten, weil sie das Augsburgische Glaubensbekenntniß annahmen, wurden nunmehr namentlich zur Theilnehmung an demselben aufgenommen. Die beyden Gemeinen, welche durch die Reformation entstanden waren, hießen seitdem gemeinschaftlich die Evangelischen, und wurden in gleiche Rechte mit der Römischkatholischen versetzt. Daß dieser neue Religionsfriede desto fester fortdauren konnte, dafür wurde auch dadurch gesorgt, daß verschiedene evangelische Reichsstände an Ländern und Macht einen ansehnlichen Zuwachs erlangten, indem eine Anzahl Erzbisthümer, Bisthümer und Abteyen, in

Herzog-

Herzogthümer und Fürstenthümer verwandelt, an sie überlassen wurden, um ihnen den erlittenen Schaden zu ersetzen. Aber zugleich wurden den deutschen Reichsständen insgesammt ihre landesherrlichen Rechte in dem vollkommensten Umfange bekräftigt; die Verbindung zwischen dem Kaiser und ihnen wurde genau bestimmt, und vielerley Beschwerden wurden aufgehoben. Das Pfälzische Haus gelangte wieder zur Kurwürde, nur mit dem Unterschiede, daß es anstatt der ehemaligen fünften Stelle unter den Kurfürsten, jetzt die achte bekam. Zwar erklärte eben dieser Friedensschluß die schweizerische Eydgenossenschaft für einen Freystaat; allein sie hatte ohnedieß schon lange aufgehört, vom deutschen Reiche abhängig zu seyn. Und wenn gleich auch einige deutsche Länder an Schweden und Frankreich kamen, so gewannen doch die Deutschen durch diesen Frieden so viel, daß sie einen solchen Verlust leicht vergessen konnten.

Erst jetzt also am Ende dieses Zeitraums, wurden die Deutschen wieder in den Stand gesetzt, auf demjenigen Wege fortzuarbeiten, den sie sich im Anfange desselben gebahnt hatten. Unterdessen war doch bereits in den ersten fünfzig Jahren sehr viel durch sie geschehen, und auch in den letztern hundert regte sich von Zeit zu Zeit der zu edeln Versuchen gerüstete, aber den unglücklichen Zeiten oft unterliegende Geist. Zween große Deutsche erleuchteten schon den Eingang des sechszehnten Jahrhunderts. Der eine, Johann Reuchlin, aus Pforzheim in der Margkrafschaft Baden gebürtig, nachmals ein Rechsgelehrter im Würtembergischen,

gischen, beförderte die Einführung der wahren Gelehrsamkeit in Deutschland, durch seinen Eifer, sein Beyspiel und seine Schriften ausnehmend. Ihm sind die Deutschen insonderheit Neigung zur griechischen und hebräischen Sprachwissenschaft schuldig; er schrieb sogar die erste hebräische Sprachlehre, wurde aber auch von der Geistlichkeit heftig verfolgt, weil er sie an Kenntnissen weit übertraf, und dasjenige that, was sie eigentlich hätte thun sollen. Der andere ein Niederländer, Erasmus, zu Rotterdam in Holland gebohren, der aber großentheils zu Basel, entfernt von Aemtern, und blos den Wissenschaften ergeben, lebte, trat nicht nur in Reuchlins Fußstapfen, sondern erlangte noch einen ausgebreitetern Ruhm als dieser. Er war nach so vielen Jahrhunderten der erste, der nicht allein durch Anweisungen, sondern auch durch seine vortreffliche Schriften zeigte, wie viel zu einem wirklich christlichen und doch zugleich freydenkenden, gründlich gelehrten und gemeinnützigen Lehrer der Religion erfordert werde. Er lehrte aber auch überhaupt feinern Geschmack, das heißt, richtige und fertige Empfindung und Beurtheilung des Wahren, Schönen und Nutzbaren in allen Wissenschaften, aus den alten Griechen und Römern schöpfen. Dabey besaß er ungemein viel sinnreichen Witz, und die angenehmste Gabe zu spotten, aber nicht sowohl auf eine beleidigende Art über Personen, als über unzählige Misbräuche, Fehler und Thorheiten, die von sogenannten Gelehrten, und besonders im Namen der von ihren eigenen Lehrern schlecht gekannten Religion, begangen wurden. Nie war ein gelehrterer und nützlicherer Mann unter den Deutschen aufgestanden. Aber ob er gleich viele abergläubische Meynungen und Religionsirrthümer der Christen tadelte, so wagte er es doch nicht, eine allgemeine Verbesserung des kirchlichen und Religionszustandes, deren Nothwendigkeit er einsah, die aber ihrem Stifter so gefährlich werden konnte, vorzuschlagen. Andere Deutsche, ebenfalls zu Anfange des

sechszehnten Jahrhunderts, fiengen zwar auch an, wie diese beyden großen Männer, und ihre gemeinschaftlichen Vorgänger, die Griechen in Italien, nach besserer Gelehrsamkeit und ungezwungener Denkungsart zu streben; fanden aber dabey sehr viele Hindernisse.

Nun kamen die Kirchenverbesserer in Deutschland und in der Schweiz, räumten diese Hindernisse kühn auf die Seite, und erweckten durch die Freyheit zu denken, lehren und schreiben, welche sie herrschend machten, einen allgemeinen Muth bey den Deutschen, die Kräfte ihres Verstandes ohne alle Einschränkung zu gebrauchen. Die Urheber der Kirchenverbesserung selbst begnügten sich nicht daran, die Religion und Religionswissenschaft, oder Theologie wieder herzustellen, sie ertheilten auch andern Theilen der Gelehrsamkeit und Künste, die sie ohnehin als Hülfsmittel ihrer großen Unternehmungen gebrauchten, ein neues Licht. Luther warf die düstere und zanksüchtige Wissenschaft, welche man damals Philosophie nannte, weg, und setzte den gesunden Menschenverstand wieder in seine Rechte ein. Er reinigte die Kirchengeschichte von erdichteten Erzählungen. Die hebräische, griechische und römische Sprachwissenschaft zeigte er in ihrer ganzen Nutzbarkeit bey der Uebersetzung und Erklärung der heiligen Schrift. Um die deutsche Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst erwarb er sich ungemeine Verdienste. Seine Bibelübersetzung war das erste rein, richtig und angenehm geschriebene Buch im Deutschen; desto schwerer in seiner Abfassung, da es aus Sprachen, die schon längst außer Uebung waren, Lehren von so erhabnem Inhalte, und Nachrichten von so fremden Gegenden und Sitten ins Deutsche übertrug, und doch oft so deutlich und fließend, als ob es keine Uebersetzung wäre. In seinen eignen deutschen Schriften herrscht ein männlicher, starker, an Gedanken reicher Ausdruck, oft von einem ungestümen Feuer

durchdrungen, mit witzigen, auch beissenden Einfällen angefüllt, und nicht ganz von Wohlklang entblößt, wenn er gleich mehr durch Natur als Kunst geleitet wird, und meistentheils mit der noch ungeschmeidigen Sprache kämpft. Er besaß nicht allein vorzügliche Gaben zur deutschen Dichtkunst, sondern war auch der erste Deutsche, der sie nach einem edlern Begriffe, zur Beförderung der christlichen Gottseligkeit anwandte. Anstatt daß man bisher beym öffentlichen Gottesdienste lateinische Gesänge, die der allergröste Theil der Gemeine nicht verstand, gebraucht hatte, oder auch seit einiger Zeit anfieng, in die lateinischen Lieder einige deutsche Zeilen zu mischen, übersetzte Luther verschiedene jener alten Gesänge, ingleichem eine Anzahl Psalmen, und dichtete selbst verschiedene neue deutsche Lieder. Gedanken, Empfindung und Geist des Christenthums überhaupt sind darinne vortrefflich; auch die von ihm zum Theil erfundenen Gesangweisen verrathen seine Bekanntschaft mit der Tonkunst, so wie auf der andern Seite hin und wieder eine Sprachhärte, oder Bilder, die sich für sein Jahrhundert schickten, unvermeidlich waren. Durch alle diese glückliche Bearbeitungen der deutschen Sprache durch Luthers Ansehen und unzählige Schüler ist es nach und nach geschehen, daß die meisnische oder obersächsische Mundart, die ihm so sehr viel schuldig ist, theils beym öffentlichen Gottesdienste der Protestanten durchgängig die Oberhand behalten hat, theils die eigentliche Büchersprache geworden ist, der die so beliebte altsächsische oder jetzige niedersächsische weichen mußte.

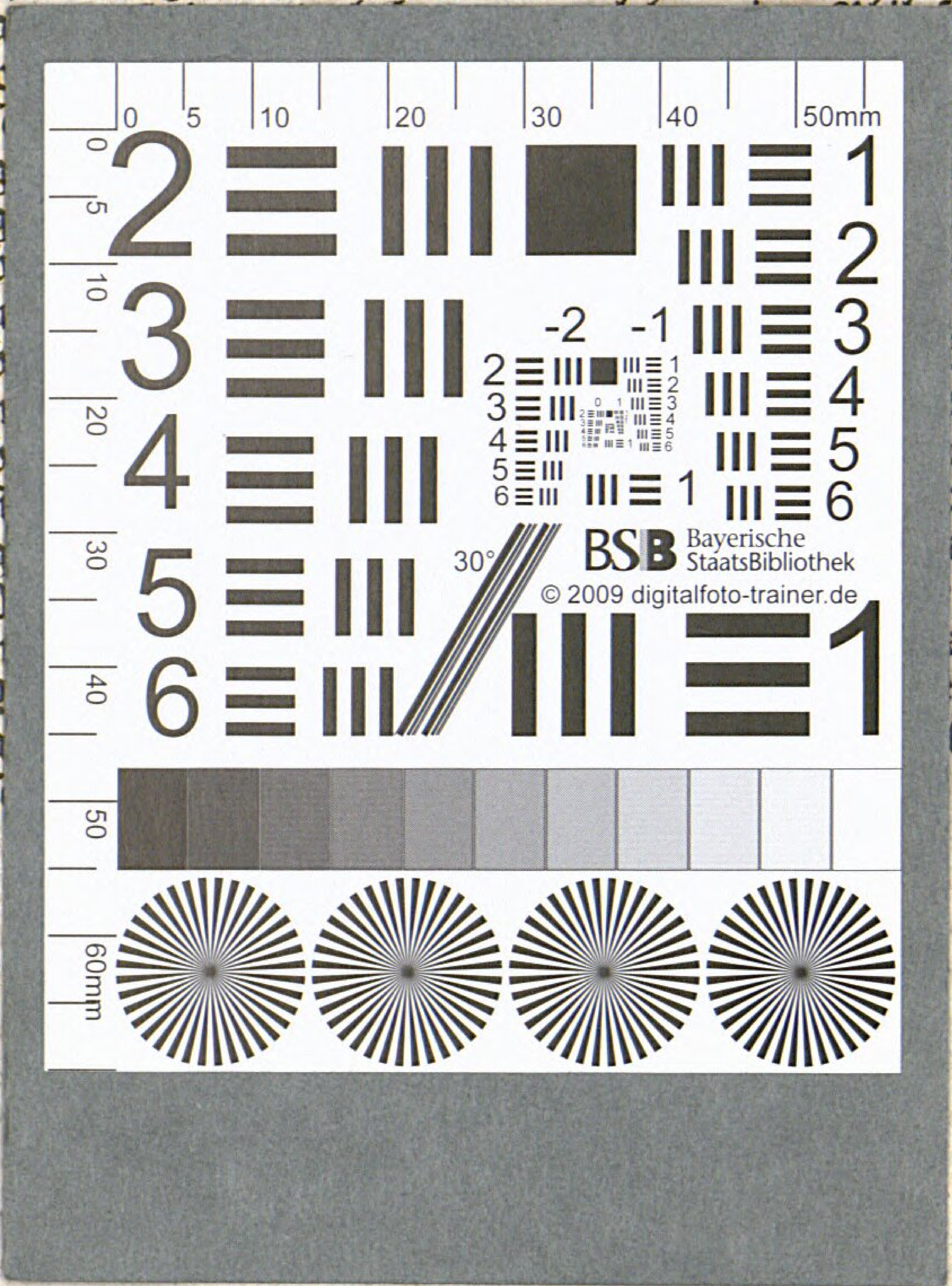
Die übrigen Stifter der Reformation haben der Gelehrsamkeit überhaupt nicht weniger beträchtliche Dienste geleistet. Philipp Melanchthon, eigentlich Schwarzerd, aus der Pfalz am Rhein gebürtig, Luthers Amtsgenoße auf der Universität Wittenberg, den er auch in weitläufiger Gelehrsamkeit und sanfter nachgebender Gemüthsart übertraf, wurde eben darum

um der gemeinschaftliche Lehrer von Deutschland genannt, weil er vielen tausend Deutschen durch mündlichen und schriftlichen Unterricht in mehrern Wissenschaften und Künsten einen unbeschreiblichen Nutzen verschafte. Insonderheit machte er sie mit der Sprache und ganzen Gelehrsamkeit des Alterthums mehr als sonst jemand bekannt — lehrte eine Philosophie, die mit dem Gebrauche von allem, was scharfsinnige Köpfe über Natur und Ursachen der Dinge gesagt hatten, eigenes Nachdenken, und eine stets gemeinnützige Anwendung auf die Wissenschaften verbinden sollte; — verbesserte die Geschichtskunde, und ertheilte sichere Anleitungen zur Geschichtbeschreibung selbst; war ein glücklicher Nachahmer der römischen Beredsamkeit und Dichtkunst, und wurde besonders auch durch helle Begriffe, Genauigkeit und strengern Zusammenhang im Denken und im Vortrage, ein lehrreiches Muster. So breitete auch der Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, neben seinen Religionslehren, Liebe zur Gelehrsamkeit der Alten, mit welcher er sich trefflich genährt hatte, aus, und seine körnige, lebhafte, eindringende deutsche Schreibart verstärkte seinen Beyfall.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Fr: Cuno Nigyl.

um der gemeinschaftliche Lehrer von Deutschland genannt, weil er vielen tausend Deutschen durch mündlichen und schriftlichen Unterricht in mehrern Wissenschaften und Künsten einen unbeschreiblichen Nutzen verschafte. Insonderheit machte er sie mit der Sprache und ganzen Gelehrsamkeit des Alterthums mehr



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

um der gemeinschaftliche Lehrer von Deutschland genannt, weil er vielen tausend Deutschen durch mündlichen und schriftlichen Unterricht in mehrern Wissenschaften und Künsten einen unbeschreiblichen Nutzen verschafte. Insonderheit machte er sie mit der Sprache und ganzen Gelehrsamkeit des Alterthums mehr als sonst jemand bekannt — lehrte eine Philoso-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mertens, Hieronymus Andreas

Die Schönheit der deutschen Sprache in verschiedenen Mustern aus klassischen Schriftstellern, für Leute, welche die ganzen Werke derselben nicht lesen wollen
Bd.: 2

Augsburg 1786

ESlg/L.germ. 440 v-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00068960-8
VD18 12003727